

2. 15 x

Wiener Stadt- und  
Landesbibliothek

1847

9308

1  
A

MA 9 - SD 25 - 25 - 894 - 115518 - 38

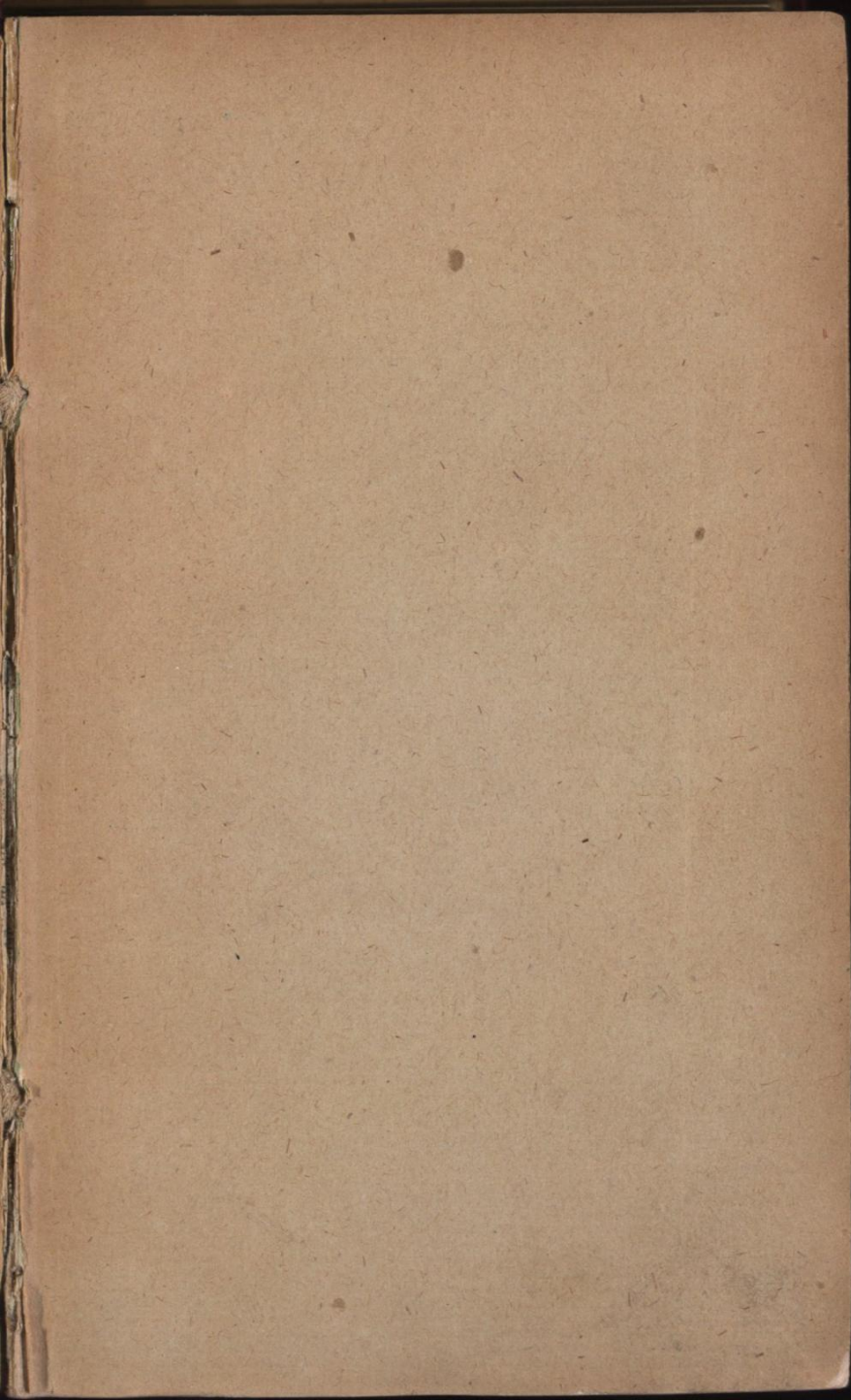
Wiener Stadt- und  
Landesbibliothek

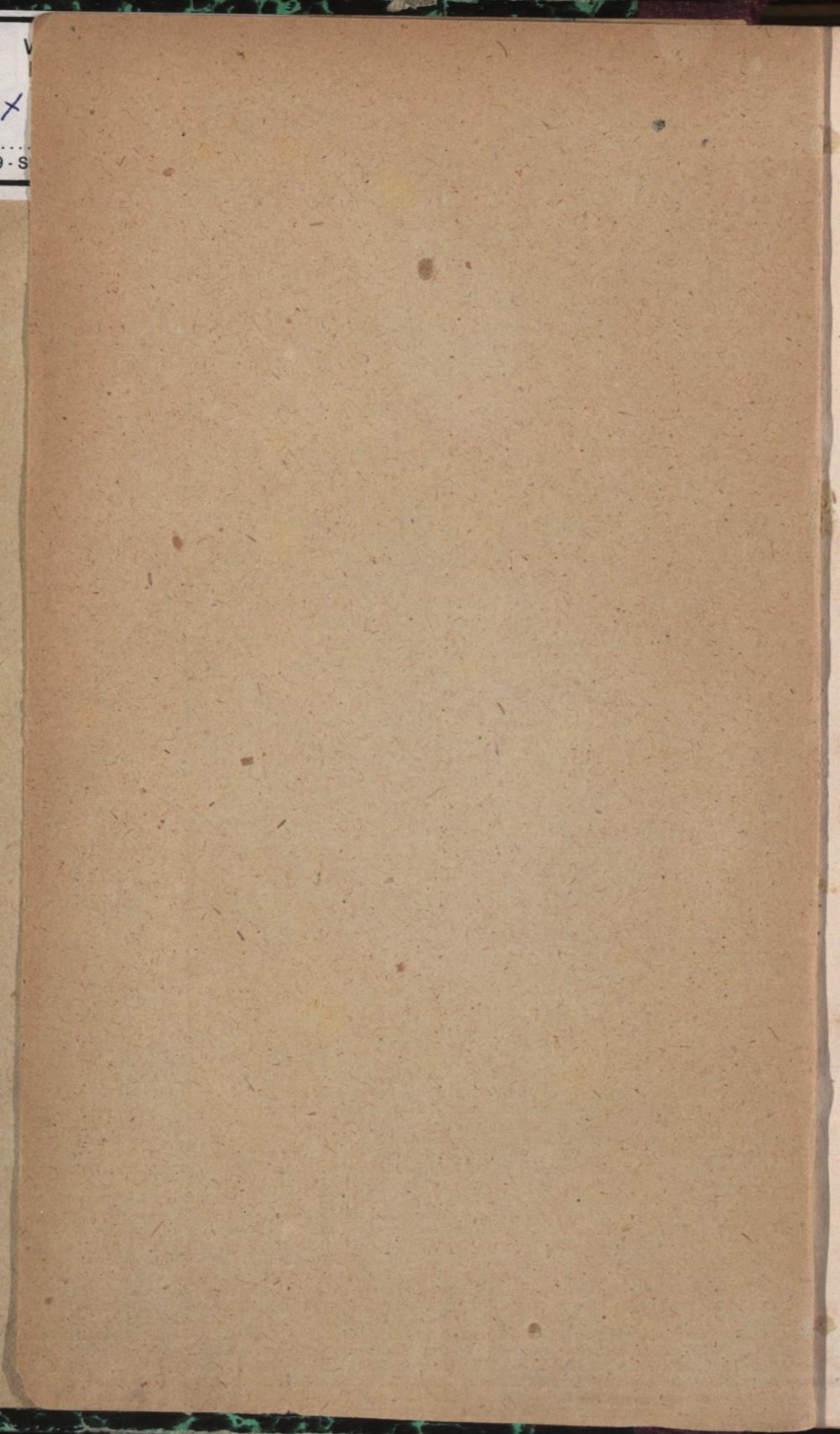
2,EX

9308 A

MA 9 - SD 25 - 25 - 894 - 115518 - 38







*Myra*

✓



Des Grafen Rupprecht von Neustadt nach Wien 1797

# W I E N

seit sechs Jahrhunderten.

---

Eine chronologische Reihenfolge von Thatsachen, Begebenheiten und Vorfällen in Wien von 1200 bis auf die neuere Zeit,

mit einer

quellengetreuen Darstellung des öffentlichen und geselligen Lebens in dem alten Wien

und Nachrichten

über die aufgehobenen Klöster und verschwundenen Gebäude in der Stadt und den Vorstädten.

---

Nach seltenen und bewährten Quellen

bearbeitet von

Karl August Schimmer.

---

*Erster Band.*

Mit einem Titelkupfer.

---

WIEN 1847.

Im Verlage von Matthäus Kuppitsch,  
Buchhändler und k. k. Hofbibliotheks-Antiquar, am Franziskanerplatz  
Nr. 911, im 1. Stock.

A 9. 308

2. Ex.



IN 335. 356

## Vorwort des Verlegers.

---

Indem der Gefertigte durch die Gnade Sr. k. k. Majestät den Titel eines Hofbibliotheks-Antiquares erhalten hat, hält er es vor Allem für seine Pflicht, dieser ehrenden Auszeichnung durch fortwährendes gemeinnütziges Wirken für die vaterländische Literatur zu entsprechen, und sowohl seine eigenen bibliographischen Kenntnisse, als auch seine Vorräthe an seltenen vaterländischen Werken solchen strebsamen Talenten zur Verfügung zu stellen, welche geeignet sind, durch ihr eifriges Wirken der vaterländischen Literatur Ehre zu machen.

Aus diesem Grunde hat der Gefertigte dem bereits durch mehre werthvolle vaterländische Schriften vortheilhaft bekannten Literaten Karl August Schimmer seit lange her und namentlich bei dessen Werke: „Türkische Belagerungen Wiens,“ wovon kürzlich eine zweite Auflage erschien, mit reichen Quellenwerken unterstützt und ihm auch bei dem gegenwärtigen Werke nicht nur seinen ganzen Vorrath an seltenen Materialien zu Gebote gestellt, sondern ihn auch auf anderweitige Schätze dieser Art aufmerksam und ihm dieselben zugänglich gemacht. Das vorliegende Werk enthält daher eine inhaltsreiche und höchst interessante Schilderung der Sitten, Gebräuche, Vorfälle

## VI

und auch Bauwerke in und um Wien in einem Zeitraume von 600 Jahren und zwar von 1200 an bis auf die neuere Zeit, und der Gefertigte glaubt diesem, mit besonderer Vorliebe, ernstem Fleiße und nach den reichhaltigsten Quellen gearbeiteten Werke eine desto ausgedehntere Theilnahme versprechen zu dürfen, als er auch seinerseits an der Ausstattung nichts gespart, den Preis äußerst billig gestellt, und jeden Band auch mit einer werthvollen Kupferbeilage, nach seltenen Originalen, versehen hat. Zur hohen Zierde gereicht es dem Buche daß der würdige Vorstand der Wiener Bürgerschaft, dessen Humanität und eifrigem Wirken die Residenz bereits so vieles Gute und Nützliche verdankt, es würdig befunden hat, dessen Widmung anzunehmen.

Das Weitere über Plan und Zweck des Buches besagt die Vorrede des Verfassers.

Der Verleger

**Matthäus Kuppitsch.**

## V o r r e d e.

---

**M**eine, von Zeit zu Zeit in verschiedenen Zeitblättern erschienenen historischen Wiener-Skizzen hatten sich, wie ich wohl ohne Anmaßung behaupten darf, allgemeinen Beifalles zu erfreuen. Mindestens wurden dieselben jederzeit gern aufgenommen und begehrt. Männer von Einsicht und Bedeutung in der vaterländischen Literatur hielten diese zerstreuten Aufsätze einer eigenen Sammlung werth und munterten mich auf, dieselben zu einem ernstern Zwecke, als die Journal-Literatur nothwendig seyn kann, zu bearbeiten, durch neue interessante zu vermehren und gesammelt herauszugeben. — Ich bin, von der Richtigkeit ihrer Ansichten gerne überzeugt, ihrem Rathe um so bereitwilliger gefolgt, als sich auch der Hofbibliotheks-Antiquar und hiesige Buchhändler, Herr Matthäus Ruppitsch, ein Mann, der selbst in allen

Im Allgemeinen kann ich daher nur getrost versichern, daß meine Aufsätze nach den besten und seltensten Materialien bearbeitet sind, welche mir die hiesigen reichen öffentlichen Institute und mehre Privatbesitzer schätzbarer Sammlungen mit großer Bereitwilligkeit darboten; ja wo es an der Stelle und von Interesse war, habe ich nicht auch unterlassen, den Originaltext derselben anzuführen. So weit nur irgend verläßliche Urkunden oder gute bildliche Darstellungen mir einen Anhaltspunct boten, habe ich mich gewiß nie einer Fiction bedient, oder gar, wie dergleichen wohl vorgekommen ist, bedeutende historische Personen willkürlich zu meinen Marionetten zugeschnitten und ihnen nach eigenem Belieben Sentenzen und Redensarten in den Mund gelegt, die sie vielleicht gesprochen haben könnten, wenn sich die Gelegenheit dazu ergeben hätte. Überhaupt benützte ich die eigene Darstellung nur zum Behufe einer zu meiner Absicht nöthigen gefälligen Einkleidung oder in solchen Fällen, wo sich die Überlieferung selbst im Dunkeln oder in das Bereich der Sage verliert, was ich jedoch nie anzudeuten vergaß. Am wenigsten Spielraum habe ich der eigenen Phantasie und Darstellung bei monumentalen Erinnerungen erlaubt, sondern mich in diesem Falle lediglich an vorhandene gute Urkunden, noch sichtbare Überreste und alte, gut gear-

beitete bildliche Darstellungen gehalten, wie das beinahe in der ganzen zweiten Abtheilung der Fall ist. Denn bei Weitem wichtiger, als man auf den ersten Anschein glauben sollte, dienen zur richtigen Auffassung und Darstellung nicht nur solcher Erinnerungen, sondern auch historischer Momente alte, seltene und gute bildliche Gegenstände, wodurch allein manche Localität gehörig constatirt, Richtigkeit des Costumes — im weitesten Sinne — erzielt und in Wort und Schrift lang gehegte Irrthümer aufgeklärt werden können, wie ich im Verlaufe des vorliegenden Werkes mehremale dargethan zu haben glaube. In dieser Hinsicht aber fühle ich mich besonders gedungen, dem Herrn k. k. Obersten von Hauslab meinen innigsten Dank abzustatten, der mich durch seine reiche Sammlung vaterländischer, höchst seltener Druckwerke und Iconographien auf das Freundlichste unterstützte und in den Stand setzte, manches bisher gänzlich Unbekannte, dabei aber höchst Interessante meinen Lesern mitzutheilen. Die bildlichen Beigaben des Werkes sind daher auch nicht bloß willkürliche Scenerien, sondern nach höchst seltenen Originalien, von geschickter Hand treu copirt und liefern nebst der gefälligen Ausstattung den Beweis, daß mein Verleger keine Mühe und Kosten scheute, dem Buche, so weit es des mäßigen Preises

wegen nur möglich war, auch eine würdige Außenseite zu verleihen.

So sei denn auch dieß mein neuestes Product meinen Gönnern unter dem gebildeten Publikum, deren ich, Gottlob! nicht wenige zähle, bestens empfohlen und meine, ebenfalls Gottlob, nur wenigen Ungünstigen mögen mir verzeihen, daß ich es auch dießmal wieder vorzog, dem Gründlichen das allgemein Genießbare beizufügen und nicht nur für das Wissen allein, sondern auch für den Geschmack eines größeren Lesekreises zu sorgen, so weit dieß nämlich meinem besten Willen und meinen Kräften, die ich übrigens genau zu bemessen weiß, möglich war.

Wien, am neuen Jahrstage 1847.

**Karl August Schimmer.**

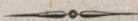
# Inhalt.

## Erste Abtheilung:

### Historische Skizzen und Scenen aus Wiens früherer Zeit.

	Seite
1. Die Sage vom Basilisken und das Basiliskenhaus in Wien 1212 . . . . .	1
2. Herzog Heinrich der Grausame. Historische Novelle in zwei Abtheilungen:	
a. Die erhebende Weihnachtsfeier in Wien 1226 . . . . .	6
b. Das alte Pilgramhaus in Mödling 1226—1227 . . . . .	20
3. Seltene Mähr von dem Pfaffen auf dem Kahlen- berge 1332 . . . . .	38
4. Die große Landplage in Oesterreich 1338 . . . . .	45
5. Der geheimnißvolle Fremde in Wien 1485 . . . . .	49
6. Die folgenreiche Doppelheirath in Wien 1515 . . . . .	54
7. Ein frommer Aufruf an die Christenheit, dann ein höchst merkwürdiges Tagebuch vom Jahre 1529 . . . . .	64
8. Der Einzug des Erzherzogs Maximilian und der erste Elephant in Wien 1552 . . . . .	83
9. Der seltsame Betritt von Wiener-Neustadt nach Wien 1678. Mit einer Kupferbeigabe . . . . .	90
10. Die Schenke zum rothen Dachel am alten Fleischmarkt und die große Pest in Wien 1679 . . . . .	94
11. Der Alarm in der Schottenkirche 1681 . . . . .	101
12. Die Gräuel der Türkenzeit in Oesterreich 1683 . . . . .	106
13. Des Helben erste Spuren 1683 . . . . .	127
14. Das Moldauerkreuz am Gatterhölzel 1683 . . . . .	134

	Seite
15. Der Mord und die geheimnißvolle Rache 1695 . . .	138
16. Die Anwesenheit des großen Czars Peter I. in Wien und die dabei Statt gehabten Festlichkeiten 1698 . . .	151
17. Kriegsschiffe bei Wien 1700—1737 . . . . .	157
18. Der letzte Subentumult in Wien 1700 . . . . .	161
19. Kaiser Joseph I., das Leben und Wirken dieses erleuch- teten Monarchen 1678—1711 . . . . .	167
20. Die letzte große Pest in Wien und der Umgebung, verbunden mit der Gründung der Karlskirche 1713 . . . . .	182
21. Der erste türkische Gesandte in Wien 1719 . . . . .	196
22. Das alte Amt- und Gerichtshaus in der Rauhen- steingasse in Wien 1722 . . . . .	201
23. Ein Wiener Feuerwerk vor mehr als hundert Jah- ren, 1732 . . . . .	204
24. Die Katastrophe des Panduren-Obersten:	
a. Der Huldigungstag 1740 . . . . .	210
b. Die Rache 1741 . . . . .	219
25. Die frohe Kunde im Burgtheater 1768 . . . . .	225
26. Die Explosion des Pulverthurmes in Wien 1779 . . . . .	230
27. Papst Pius VI. in Wien. Feierlichkeiten während dessen Anwesenheit 1782 . . . . .	236
28. Das Impromptu des Meisters 1786 . . . . .	250
29. Eine Scene auf dem Graben 1809 . . . . .	257
30. Beethovens merkwürdiges letztes Concert im großen Redoutensaale 1826 . . . . .	261



Erste Abtheilung.

Historische Skizzen und Scenen aus  
Wiens früherer Zeit.

Greift nur hinein ins volle Menschenleben,  
Ein Jeder lebt, nicht Vielen ist's bekannt.  
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Goethe.



Faint, illegible text at the top of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

Die Geschichte  
der Kaiserin Maria Theresia  
von Kaiserin Elisabeth

Verlag von  
Leipzig  
1785

## Die Sage vom Basilisken und das Basiliskenhaus in Wien.

Den 26. Juni 1212 entstand Frühmorgens großes Geschrei und Lärmen in und um dem Hause des Bäckermeisters Garhibl, in dem Stadttheile von Wien, welcher dazumal unter dem Tempelhof \*) genannt wurde. Das Haus hieß aber zum rothen Kreuz und es versammelte sich auf solchen Wehe- und Hilferuf vor demselben eine große Menge Volkes, ungeduldig und vorwitzig, was wohl solch klägliches Geschrei zu bedeuten habe. Da kam endlich auch der Stadtrichter, Herr Jakob von der Hülben mit seinen Knechten und Schardienern geritten und forschte, ob etwa Jemand ungebührlicher Weise Schaden und Gewalt geschehen, oder der Stadtbann durch freventlichen Friedensbruch verletzt worden sei. Meister Hans aber trat bleichen Angeichts aus dem Hause und erzählte folgendermaßen die Ursach all dieser Unruhe: „Eine seiner Mägde sollte in der Frühe aus dem im Hofraume stehenden Ziehbrunnen Wasser schöpfen. Dieselbe war aber mit leerem Krüge und großem Geschrei zurückgekommen, meldend, es sei ein gräulicher Gestank aus dem Brunnen hervorgegangen, der sie

\*) Von dem Tempelgebäude, welches einst an der Stelle gestanden, wo in der Folge Dominikanerkirche und Kloster gebaut wurden, also genannt; gegenwärtig die Schönlaterngasse.

fast betäubet und ihr das Schöpfen verleidet; es habe auch aus dem Brunnen verwunderlich geflinkert und gegligert, so daß sie für Angst und Schrecken fast des leidigen Todes verkommen. Als bald unterwand sich nun ein rüstiger Bäckerknecht, das seltsame Phänomen näher zu untersuchen, ließ sich wohl an ein Seil binden und mit angezündeter Pechfackel in den Brunnen hinablassen; — erhob jedoch, da er kaum eine Klafter hinabgekommen, plötzlich ein entsetzliches Geschrei und wurde auf das Schleunigste für todt wieder aus dem Brunnen herfür geholet. Nachdem man ihn mit allerlei Arcana sorglich gelabet und er in Etwas wieder zum Leben zurückgekommen, sagte er mit bebender Stimme aus, wie daß er ein gar gräßlich Thier im Brunnen gesehen, fast in Gestalt eines großen Hahnes, aber gräulich anzusehen, mit vielzackigem Schuppenfchweife, plumphen, warzigen Füßen, wunderbarlich glühenden Augen und ein Krönlein auf dem Haupte. Schien ihm fast, als sei das abholde Thier aus einem Hahn, einer Kröte und einer Schlange zusammengesetzt, und hätte er sein Leben lang so was Abscheuliches und Abschreckendes nicht gesehen. Schloß auch alsobald die Augen und schrie um Hilfe, denn ihm wollte bedünken, als ob ihm durch den überglühenden Blick des Ungethümes das Blut in den Adern zu erstarren beginne, und hätte er sonder Zweifel jämmerlich dahin ersterben müssen, so man ihn nicht schnell zurückgezogen, dann auch der widerliche Gestank habe ihm die Brust beengt und den Athem versetzt.“ So weit Meister Hans mit seiner Erzählung. Jedermänniglich aber wunderte sich baß über die seltsame Mähr, begehrte aber Niemand weiter, seinen Vorwitz zu büßen und allesammt wußten nicht, was von der Begebenheit zu halten und was bei so gestalten Sachen anzufangen. — Da trat hervor Herr Heinrich Pollitzer, der Weltweisheit Doktor, ein geschickter

Medicus und in der Kenntniß von den natürlichen Dingen wohl erfahren, der erklärte den Leuten, daß solch' ein gräulich Thier Basiliskus genannt werde, und wie dasselbe wunderbarer Weise aus einem Ei entstände, das ein Hahn geleeget und eine Kröte ausgebrütet habe. Er erzählte weiter, wie schon der alte berühmte Naturforscher Plinius, der Ältere, ein solches Thier beschrieben, wie sein Blick so giftig sei, daß jedes Menschenkind, den es damit erfasse, davor ersterben müsse und wie es endlich auf keine andere Weise zu ertödtet sei, als wenn man ihm eine blanke Metalltafel vorhalte, wo es sodann, darin sein eigenes Bild erblickend, sich über dessen Scheußlichkeit also entfesse, daß es vor Wuth und Ingrimme zerberste. Sei aber ein solches Unternehmen immer mit ziemlicher Gefahr verbunden und möge er, Meister Bolltzer, hier keine Probe damit anstellen. — Nachdem man sich noch eine Weile bestens berathen, wurden endlich auf die Anweisung Meister Heinrichs eiligt große Steine und viel Erden in den Brunnen geworfen, auf daß das Unthier dadurch erdrückt und ertödtet werden möchte. Zuletzt ward besagter Brunnen bis an den Rand mit Erden angefüllt und dieselbe fest gestampfet, so daß kein fürderes Unheil mehr geschehen konnte. Mögen aber während dieses, obwohl vorsichtigen, Beginns so böse und gefährliche Dünste aus dem Brunnen steigen seyn, daß einige Arbeiter urplötzlich erkrankten und jämmerlich dahin starben, wie auch der ermeldte Bäckenjüng in ein paar Tagen darauf vor Entsetzen und Grausen eines elenden Todes verbliehen. Zum ewigen Gedächtnisse aber wurde das Haus, so früher zum rothen Kreuze geheissen, fortan zum Basilisken genannt und ward auch das getreue Abbild des gräulichen Ungethüms in einer Nische des oft bemeldten Hauses aufgestellt, wo selbes noch 1577 durch Herrn Hansen

Spannring, damaligen Eigenthümer, renovirt und mit folgender Aufschrift versehen worden:

Anno Domini MCCXII.

Ward erwelbt Kayser Friedrich der II. Undter seynem Regiment ist von aynem Hann entsprungen ain Basilisk, welcher obstehender Figur gleich, und ist der Brunn voll angeschütt worden mit Erden, darinnen solliches Thier gefunden worden ist: ohn Zweifel, weil ob seyner giftigen Aygenschaft vill Menschen gestorben und verdorben seyndt.

Renovirt A. 1577 durch den Haus-Herrn Hannß Spannring Buchhandler.

Soweit entlehne ich die Relation aus alten Urkunden, namentlich aus Lazius *Rer. Vienn. Lib. 3. cap. 6.* und Nessel *Catal. Bibl. Vindob., part. VIII. pag. 164.* — Wie sich aber eigentlich die Sache in unverfälschter Wahrheit verhalten haben mag, darüber finden wir in keinem gleichzeitigen und nachfolgenden Schriftsteller genügende Aufklärung. Wir müssen uns daher mit den wahrscheinlichsten Vermuthungen helfen. Daß die Tradition, wegen des gefährlichen und tödtenden Brunnens, selbst begründet sei, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten, da jeder Geschichtschreiber Wiens von dieser Zeit an denselben erwähnt. Daß aber kein Basilisk daran Schuld gewesen, ist wohl noch einleuchtender, indem die Existenz eines derartigen Ungethümes längst auf das Überzeugendste in das Reich der Fabel verwiesen wurde und das wirklich existirende Thier dieses Namens nicht nur allein ganz unschädlicher Art ist, sondern sich überhaupt wohl schwerlich von den Wäldern Guyana's oder Amboina's, wo es allein heimisch ist, nach Wien verirren konnte. Es mochte sich also wahrscheinlich in dem Brunn, durch was immer für eine Ursache, durch was immer für eine Zuflörmung, schädliche

Lust entwickelt haben, die gefährlich, ja tödtlich auf die Cinathmenden wirkte. fand man noch obendrein einen, muthmaßlich todten, Hahn in demselben, der sich vielleicht dahin versflogen hatte, oder, wie es damals nicht selten, muthwilliger oder boshafter Weise hinabgeworfen worden war \*), so erklärt sich die Geschichte mit dem Basilisken auf die einfachste und natürlichste Weise, besonders in jener leicht- und starkgläubigen Zeit, wo der fabelnde Plinius selbst für Gelehrte das einzige Orakel in den Naturwissenschaften war.

Das Abbild des Basilisken ist übrigens noch heute, ob schon in sehr verwittertem Zustande, an dem Hause Nr. 678 in der Schönlaterngasse, worin sich auch noch, seit Alters her, ein Bäcker befindet, in einer Nische zu sehen. Das Standbild ist aus Stein gehauen und stark übertüncht. Der gezackte Schweif ist aus Eisen verfertigt, von welchem Materiale das Thier auch früher eine Krone auf hatte, die aber längst verschwunden ist. Die erwähnte Inschrift war schon zu Vater Fuhrmanns Zeit (1736) nicht mehr vorhanden.

---

\*) So entstand nach 1669 großer Rumor in Wien, da man in einem Brunnen auf der Bastei, der zur kaiserlichen Mundküche benützt wurde, einen Truthahn, eine gewöhnliche Henne, einen Hund und zwei Katzen, sämmtlich todt und schon halb verfaut, gefunden hatte. Damals gab man, nach den Ansichten jenes Zeitalters, vorzüglich den Juden Schuld, welche das Wasser damit hätten vergiften wollen und dieser Umstand gab vielleicht mit Anlaß zu deren Vertreibung um Wien, die bald darauf erfolgte. (S. Fuhrmann Alt- und Neu Wien, 2. Bd. S. 955).

## Herzog Heinrich der Grausame.

Historische Novelle in zwei Abtheilungen.

### Erste Abtheilung.

#### Die erhebende Weihnachtsfeier in Wien.

Am heiligen Christabend des Jahres 1226 zeigte sich auf den Gassen der, durch den glorreichen Leopold, dieser höchsten Zierde der Babenberge, erneuerten und erweiterten Fabiana, damals schon Wien im Munde des Volkes genannt, viel freudige Bewegung. Edle Ritter in stolzen geschlitzten und faltenreichen Kleidern, ansehnliche Bürger mit stattlichen, weitsaltigen Gewändern, dunkler Farbe und ehrbaren Schnittes, minnigliche Frauen und Jungfrauen jeder Classe in der bildsamen Tracht dieses ritterlichen und poetischen Zeitalters, wogten in den krummen und eckigen Gassen und Lucken \*) voll fröhlicher Miene umher; besonders lebhaft war es in der Gegend des Schweins-\*\*) und Kohlenmarktes wegen der Nähe der neuerbauten Herzogburg, dann am Kohlenmarke und in der durch Leopold erst neu geschaffenen Bollzeile, damals die schönste Straße Wiens, und wegen der Nähe der eben in Aufnahme begriffenen, im byzantinischen Style erbauten Kirche zu St. Stephan, sehr belebt. Hier sah man auch Züge der von Leopold neu aufgenommenen Mitglieder des Prediger-Ordens von St. Dominik in ihren fremdartigen weißen Gewändern ehrwürdig und Ehrfurcht gebietend

\*) Lucken hießen bis zur zweiten türkischen Belagerung 1683 jene unansehnlichen Häuserreihen und Gruppen, deren manche bis an den Stadtwall reichten und welche den Grund zu den heutigen Vorstädten legten.

\*\*) Der heutige, sogenannte Bürgerhospital- und Lobkowitzplatz, welcher jenen Namen erst um 1700 verlor.

einherwallen und Alles deutete auf ein großes, ungewöhnliches Fest, das an diesem Tage Statt finden sollte.

Es war aber dieses die schon damals mit großer Feierlichkeit und heiterer Fröhlichkeit begangene Feier des heiligen Weihnachtsabends zur Erinnerung und zum frohen Gedächtnisse der gnadenreichen Geburt des heiligsten Erlösers; eine schöne Sitte, die, vom glanzbestrahlten Morgenlande herkommend, in Wien bald Eingang gefunden hatte, und alljährlich auf das Freudigste und Festlichste gefeiert wurde. An diesem heiligen Tage ruhten alle Gewerbe, nicht ertönte mehr in der Traibotenstraße \*) das klirrende Getöse der Waffenschmiede, in der geräuschvollen Nablergasse \*\*) war es still und friedlich, die ruhigen Balken der vielen Schmiede, Schlöffer und Klempner waren geschlossen, selbst das monotone Geschrei der Ausrufer und Herumträger von Lebensmitteln verstummte und es trat eine erhebende feierliche Sabbathstille ein, wo sich das Herz von dem gewöhnlichen Treiben und den gemeinen Bedürfnissen des Lebens abkehrte, und sich in reiner Weihe und heiliger Begeisterung zu dem erhabenen Geiste des Weltalls wendet, um ihm seine Freuden und Leiden, seine Bitten und Hoffnungen mit kindlichem Vertrauen vorzutragen und aufzuopfern. Des Tages über wurden zu diesem Zwecke die ehrwürdigen Tempel Gottes besucht, vorzüglich jene zu St. Stephan; die damals schon altehrwürdige, um 800 im fränkischen Style gebaute St. Peterskirche \*\*\*) , dann die Klosterkirchen zu den Schotten und zu

\*) Letzte Rauhensteingasse.

\*\*) Letzte Naglergasse, worin vor Alters Schmiede, Schlosser und andere lärmende Gewerbe zu finden waren.

\*\*\*) Nach der Tradition von Karl dem Großen erbaut. 1700 wurde die

Maria Rotunda bei den Dominikanern. Aber auch die kleineren Kirchen und jene extra muros \*) waren voll von andächtigen Seelen, die Heil und Segen vom Allmächtigen, nicht allein für sich und ihr Haus, sondern vorzugsweise auch für den allgeliebten Herzog Leopold, dem Vater des Vaterlandes, inbrünstig erflehten, so z. B. das alte Kirchlein zu St. Pankras auf dem Herzogshof; Wiens ältestes Nonnenkloster zu St. Magdalena ante portam Scotorum \*\*), das neu erbaute Kirchlein zur Himmelspfortnerin, das zu St. Rupprecht und andere.

Indessen blieben doch auch die Bedürfnisse des Lebens nicht ganz unbeachtet. In den roth angestrichenen Fleischbänken am Eingange des tiefen Grabens und am Fleischmarkte prangten auf weißen Tüchern die einladenden Festbraten, die Bäcker hatten in den eng und bauchig gegitterten Fenstern ihre weißen Semmel und Wecken, Festtagsflecken und Kringeln zu Schau gestellt, und auf dem Petersplatze befand sich der fröhliche und wohlbesuchte Markt mit Christgaben aller Art, Krippen und weiß besäeten Bäumchen, übergül deten Früchten und Christkindlein mit großen Strahlen von flimmerndem Kauschgolde auf weichem Moos liegend, zur Augenweide und Belohnung artiger und fleißiger Kindlein, die an der Hand ihrer Eltern diese Herrlichkeiten mit weit aufgesperrten Augen betrachteten, und deren Händchen nach solch erfreulichem Besiß zitterten. Auch waren schon damals in dieser Ge-

---

alte Kirche mit dem starken, viereckigen Thurme abgebrochen und bald darauf die jetzige erbaut.

\*) So wurden damals die Gebäude außerhalb der Stadtmauern, wie jene innerhalb infra oder intra muros genannt.

\*\*) Wurde bei der ersten türkischen Belagerung 1529 zerstört.

gend einfache Breterst nde mit allen Gattungen D rrobstes, das zum Austheilen für die Kinder und Hausleute des Abends nach althergebrachter Sitte häufig angekauft wurde.

Mit einbrechendem Abend aber pflegte es gewöhnlich stiller und einsamer auf den Gassen zu werden; nur einzelne Lungerer, m ssige Leute ohne Weib, Familie und Vaterhaus, fremde fahrende Ritter und Söldner schweiften langsamen Schrittes in den Gassen und G sslein auf und nieder, verwundernde und neugierige Blicke auf die mit geöltem Papier, Blätter des Marienglases und auch wohl in ansehnlicheren Gebäuden mit kleinen, achteckigen Glasplatten, in Blei gefaßt, versehenen und hell beleuchteten Fenster richtend. Denn nun begann im Innern der Häuser ein geschäftiges, fröhliches Leben zu erwachen. Die Holzget felten Gemächer wurden durch Wachskerzen, Wand- und H ngeleuchter, bei Armen durch Talg und Thran, ja selbst durch Kiensp ne freundlich und festlich erhellt. Die Marmortische der Reichen, so wie die achteckigen eingelegten eichenen der Bemittelten und die derben Posten- und Klapptische der  rmern Bürger und Handwerker trugen Christgeschenke für Kinder und Hausgenossen, dann mancherlei Speise und Trank, sich des festlichen Abends zu erfreuen und Gott dabei zu loben. Darum erklang auch aus manchem Gemache s  es Saitenspiel und anmuthiger Gesang, mit Frauen- und Männerstimmen wundersam gemischt, dazwischen aber ertönte immer auch das Lob des guten, edlen Herzogs, welchem die Stadt und die Bürger so viele Wohlthaten zu verdanken hatten, und man ließ ihn aller Orten, die Becher zusammenklingend, hoch und freudig leben. So verfloß der Abend unter Fröhlichkeit und sittigem Wohlleben, bis um 10 Uhr der Hausvater mit dem gewichtigen Thorschl ssel auf den Tisch klopfte und an die am heutigen Tage stets unwillkommene Ruhezeit mahnte. Danu

vereinigten sich die Hausgenossen zum lautgesprochenen Dankgebete, die Becher des herkömmlichen, sogenannten Johannissegens wurden geleert, darauf die Lichter ausgethan und Jedermann begab sich fröhlichen Gemüthes zur Ruhe.

Dies war die Weise, wie zu jener Zeit alljährlich in Wien der heilige Weihnachtsabend gefeiert wurde. Allein anders und bei Weitem festlicher und erhebender hatte diese Feier in dem erwähnten Jahre 1226 Statt. Dieses Jahr war für den edlen Herzog ein freudenvolles gewesen, seine geliebteste Tochter, Agnes, hatte sich im Lauf desselben mit Albrecht, Herzog von Sachsen, vermählt und seinem Vaterherzen wieder neue Freude verheissen, nachdem ihm die nicht glückliche Ehe seiner Erstgeborenen, Margaretha, mit dem römischen König Heinrich VII. und sein eigener ausgearteter Sohn Heinrich, genannt der Grausame, tiefes Herzenleid verursacht, er auch der stolzen und herrschjüchtigen Gemüthsart seines zweiten Sohnes Friedrich wegen viele Sorgen hatte. An Leid und Freude des guten Herzogs aber nahm sein treues Wien den innigsten Antheil, denn nach den Liedern der trefflichen Minnesänger seiner Zeit \*), die einstimmig von seinem Lobe überströmen, erschien Osterreich in diesen Tagen als das Land, „wo Milch und Honig fließt, und das Manna vom Himmel niederthaut.“ Unter ihm blühte in Osterreich zwei und dreißigjähriger Friede, ein wahrhaft goldenes Alter, „bei ihm war Gold und Silber und alles Edelgestein ganz gewöhnlich und gemein, bei ihm

\*) Überhaupt war unter den schwäbischen Kaisern die gesegnetste Zeit des edlen Sanges in Deutschland, ein wahrhaft poetisches Zeitalter, und Leopold war von frühester Zeit an freigebiger Beschützer der edlen Dichtkunst. An seinen Hofe lebten der gesangreiche Heinrich von Osterreich und der tieffühlende Walter von der Vogelweide, und sie erfreuten sich seiner ausgezeichnetsten Huld.

war Tanzen und Singen, Turnieren, Laufen und Springen und Rosse mit güldnen Decken, und darauf die stolzen Recken, und schöne Frauen und viele Lust und Gefahr der Minne, welcher Leopold mit Treue hold, und sie ihm lieber war, denn alles Gold — und einzig war die Herrlichkeit seines Wien, der Wohlstand, das Selbstgefühl und die Prachtliebe seiner Bürger, und die Künstler und Liederdichter sammelten sich von allen Seiten an seinem Hofe.“ Also preist der berühmte Heinrich von Osterdingen den edlen und glorreichen Leopold in seinen Lobgedichten. Sein herrlicher Sangesgefährte, Walter von der Vogelweide aber eilte aus Kärnthén »an den minniglichen Hof zu Wienne, wo Leopold's Hand immer offen ist und dessen nie erschrickt, wo ein Hof ist, wie König Artus Hof, und die Milde des Fürsten von Osterreich dem süßen Regen gleicht, der besfruchtend an Maientagen fällt, — selig der Wald, und selig auch die Haide, mit Blumen schön und wohl geziert.“ So wurde Leopold auch bei dem berühmten Sängerstreite auf der Wartburg (1207) von Heinrich von Osterdingen vor allen Fürsten als die Sonne deutscher Lande gepriesen. — Darum war es wohl natürlich, daß der milde Leopold auch von seinen Unterthanen auf das Herzlichste geliebt wurde und daß sie keine Gelegenheit versäumten, ihm irgend eine Freude zu machen. Darum hatte an dem erwähnten Tage schon aus der Ursache das Fest eine feierlichere, erhebendere Weiße, weil sich der Herzog nach längerer Abwesenheit wieder in der Mitte seiner getreuen Bürger befand, und weil man vielleicht hoffen durfte, ihn im Laufe des Tages zu erblicken und freundlich zu begrüßen; denn, wo immer der Herzog seinen Wienern sich zeigte, war ein froher Zusammenlauf und ein in allen Gassen wiederhallendes Gejauchze erhob sich, wenn sein Fuß auch

nach der kürzesten Abwesenheit wieder das Weichbild der Stadt betrat.

Diesmal aber schienen die sehnächtigen Erwartungen nicht in Erfüllung zu gehen. Bereits begann sich der Tag zu neigen; hinter den waldigen Höhen des Kahlengebirges sank bereits die rothglühende Scheibe der Winter Sonne; auf den Gassen begann es sich zu lichten und mit traurigen, betrübten Mienen ob der schmerzlichen Täuschung verloren sich allgemach die an diesem gottgeweihten Tage festlicher als gewöhnlich gekleideten Wandler und zogen sich in das Innere der Häuser zurück, daselbst still die gewohnte Feier zu beschließen.

Auf einmal aber, als es schon gänzlich dunkel geworden war und sich die Fenster zu erhellen begannen, erhob sich vom Kohlenmarke her Pferdegetrappel und ein stattlicher Zug nahte sich der inneren Stadt. Den edlen Herzog hatte es getrieben, mit seinen Wienern den Weihnachtsabend zu begehen und er war ausgezogen aus seiner neu erbauten Herzogsburg, sich an der Freude seiner geliebten Bürger zu ergehen und die allgemeine Lust zu theilen. Auf stattlichem weißen Zelter mit goldenem Gebisse und rothem, golddurchwirkten Zügel ritt Leopold, sein blütenweißes Gewand mit breiter, goldener Schärpe umwallte ein langer Purpurmantel, reich mit Hermelin verbrämt; ein weitsaltiges rothes Barett, mit breitem Hermelinsäume und einer schwingenden weißen Feder deckte die anmuthsreiche Stirne und die lichtbraunen Haare, die in reichen, sanft geringelten Locken darunter hervorquollen. Das sanft gerundete Kinn umgab ein kurzer, breiter und leichtgekräuselter Bart, die Oberlippe schmückte ein zierlicher Knebelbart; um seine Schulter hing eine weite reiche goldene Kette mit Edelsteinen besetzt; majestätische Würde, Herzengüte und unwiderstehliche Anmuth strahlte aus seinen Gesichtszügen

und belebte das sanfte Licht seiner hellblauen Augen; seine Gestalt und sein ganzes Wesen trug das Gepräge des gebornen Herrschers, aber auch des gütigen Vaters seiner Unterthanen. Ihm zur Seite ritten in halber Rüstung und in der malerischen Hoftracht jener Zeit der edle Hadmar von Kuenring und der erprobte Ulrich von Liechtenstein, als männlicher Held im Kampfe und als begeisterter Sänger zarter Minne gleich ehrenvoll bekannt, beide die innigsten Freunde und Räthe des Herzogs. Hinter ihm ritt auf schnaubendem Rosse in glänzender Rüstung der feurige, sechzehnjährige Friedrich, in der Folge der Streitbare genannt, Leopold's Erbe und Nachfolger nach dem vorzeitigen Tode seines ältesten Sohnes Heinrich. Nur etwa drei oder vier Reiter in reicher, wunderlicher Tracht, dem Anscheine nach aus edlem Stamme, aber nicht ritterhaft gekleidet, schlossen den Zug. Einer darunter, von noch jugendlichem Ansehen, und mit freier offener Miene, schien der Vornehmste unter ihnen zu seyn, zeichnete sich auch durch freisame Geberden und keckes, sorgloses Benehmen aus und machte sich besonders viel mit dem jungen Herzog Friedrich zu schaffen, der seinen leichtfertigen Reden gerne Gehör zu schenken schien. Er trug ein knappes, geschlitztes und mit Atlas besetztes blaues Wammis mit gebauschten Ärmeln, lichtgelbe lange Beinkleider, rothe, geschlitzte Schnürschuhe, einen kurzen, breit mit Silber verbrämten lichtrothen Mantel von Mailänder Seide und aus dem hauschigen, blauen Barett mit Schwungfedern drängten sich gar lieblich und anmuthig goldene wallende Locken hervor, die den Reiz seines jugendlichen frohsinnigen Antlitzes nicht wenig erhöhten.

Bis in die Gegend des Rossmarktes \*), wo der Freisinger=

---

\*) Der jetzige Graben.

hof\*) mit seiner schönen Kapelle prangte, war der Zug gekommen und Alle hatten sich an dem herzerfreuenden Anblicke der festlich erleuchteten Straßen, an den von bewegten Lichtern und hin und wieder eilenden Gestalten zu seltsamen nächtlichem Leben erwachten Fenster inniglich ergötzt und der Herzog vermeinte schon, seinen Zug unbeachtet vollenden zu können; allein das Getrappel der Pferde, die laute freudige Lust seiner Gefährten machten bald die einsamen Waller auf den Straßen aufmerksam, von allen Seiten ertönte der gewöhnliche Ruf: „Hoch lebe der Herzog Leopold, der Vater des Vaterlandes!“ Da erklangen auch bald hier und da sich schnell eröffnende Fensterflügel, die eben so schnell wieder zugeworfen wurden; das leise Summen im Innern der Gemächer erhob sich zum lauten, freudigen Geräusche und im Kurzen belebte wie mit einem Schlage nur Ein Sinn, nur Ein Gedanke die Bürger Wiens. Die engen Thore mit den gothischen Spitzbögen öffneten sich und alle Bewohner, Groß und Klein, Jung und Alt, strömten festlich geschmückt heraus, den geliebten Herrn zu sehen, ihm ein lauterschallendes Lebehoch zu bringen und ihn zu bitten, in der schönen mondhellten Winternacht das fröhliche Fest in ihrer Mitte zu feiern.

Da es ihnen der Herzog freundlich zusagte, scharten sich alsobald die Wienerischen Gilden und Zünfte in ihren besten Feierkleidern zu einem festlichen Zuge zusammen. Vor ihm gingen die Münzer\*\*) mit Kleidern von reichem Gold-

---

\*) Von Herzog Otto, Bischof zu Freisingen, Sohn Leopold IV. um 1120 erbaut. 1773 wurde das Gebäude sammt der Kapelle zum heiligen Georg abgetragen, und auf seinem Grunde der jetzige Trattnerhof erbant.

\*\*) Herzog Leopold hatte die Münzstätte von Krems nach Wien übertragen und derselben den alten Herzogshof eingeräumt, bis ihn in der

stück, mit Bechern und Ringen von Gold und Silber, die sie dem Herzog zum Christgeschenke widmeten. Ihnen folgten in dunkler Tracht, mit weitsaltigen Hosen und kurzen Mänteln die Kaufleute, die ihm köstliches Tuch von allen Farben, dann Rüst- und Waffengezeuge darbrachten, worauf vor Allen der junge Herzog Friedrich das gierige Auge warf. Die reichen, in kostbaren Sammt gekleideten Wildwerker \*\*) trugen Hermelin, blauen Fuchs und anderes köstliches Pelzwerk; die Krämer Seidenzeug, Zendal und kostbare Gewürze, darauf folgte unmittelbar vor dem Fürsten eine Schar weiß gekleideter Jungfrauen mit wallenden Haaren, mit bunten Bändern geschnückt und zarte Weisen der Minnesänger zum Lobe des Herzogs anstimmend. Die jungen Herren aber, besonders der leichtentzündbare Herzog Friedrich und sein freisamer Gefährte mochten sich lieber mit diesen rosigen Huldinnen als mit den ernsthaften und härtigen Bürgern zu schaffen machen, so daß es manches mahnenden und ernstern Blickes von dem Herzog bedurfte, sie in den gehörigen Schranken zu halten. Unmittelbar nach dem Herzog und seinem Gefolge schritt ehrenfest die ehrsame Bäcker Gilde in ihrem grauweißen Junstgewande einher, Kipfel und Flecken, Semmeln und Kringeln tragend, weißer als der Schnee, welcher die spitzen Dächer sparsam bedeckte und wunderbar, von der vollen Mondesscheibe beleuchtet, erglänzte. Endlich schlossen den Zug, in faltige Gewänder von grobem

---

Folge die von ihm nach Wien berufenen Carmelitermönche bezogen. Zum Behufe der Münze ließ er fremde Werkverständige aus den Niederlanden nach Wien kommen, die man deshalb Flandrenser hieß, und die er mit allen Rechten der Bürger begabte. Der erste Münzmeister, Dietrich, war seines Reichthums wegen allberühmt.

\*\*\*) Pelzwaarenhändler, daher die Wipplingerstraße, worin die meisten derselben ansäßig waren, auch einst Wildwerkerstraße hieß.

Salzburgertuche gehüllt, mit blendend weißen kurzen Schürzen versehen, die stämmigen Fleischhacker, dreißig und mehr der fettesten Kinder, mit Bändern geschmückt, an Seilen daher führend. Voran und hinten ging eine Anzahl Fackelträger.

So ging der festliche Zug unter lautem Jubel und Frohlocken, so daß sich, übermannt von solcher Liebe, der Herr selbst oft die Augen wischte und sein Gefolge seinen Stolz sowohl als seine Leichtfertigkeit abseit legte, über den Rossmarkt, bei St. Stephan vorbei, durch die Wollzeile, die Stubenreihen \*) und St. Jakob an der Hülben \*\*) vorüber, die SiningerstraÙe und TraibotenstraÙe durch, durch die KarrnerstraÙe abermals über den Rossmarkt auf den Herzogshof und von da über den Kohlenmarkt zur neuen Herzogburg. Im Burghofe angekommen, legten die Zünfte und Gewerbe ihre Gaben dem Herzog zu FüÙen; tausendstimmiges Jubelgeschrei erfüllte die Luft, so daß die edle Herzogin \*\*\*) mit dem zarten Fräulein Konstantia, nachmals die Gattin Heinrich des Erlauchten, Markgrafen von Meißen, an das Fenster trat, und beide vor inniger Rührung und Überraschung die weißen Lüchlein schwenkten. Wer in dem Gedränge sich nur dem Herzog nähern konnte, dünkte sich selig, seine Hände, seine FüÙe, ja selbst nur die goldenen Sporen an seinen weiten pelzverbräunten Stiefeln oder den Saum seines Mantels zu küssen.

\*) In dieser Gegend bestanden christliche und jüdische Badehäuser, die man schlechtweg Stuben nannte, woher das Stubenthor seinen Namen.

\*\*) Jetzt orientalische Akademie und Tabakverwaltung.

\*\*\*) Theodora Comnena, Tochter des griechischen Kaisers Manuel I., vermählt 1203. Sie starb 1246, also 16 Jahre nach Leopold's Tode und ihre letzten Tage wurden ihr noch durch den frühzeitigen Tod ihres letzten Sohnes Friedrich und das Erlöschen des erlauchten Stammes der Babenberge verbittert. Wahrscheinlich führte dieser traurige Fall auch ihren Tod vorzeitig herbei, da sie nur sieben Tage nach Friedrich starb.

Da brach dem edlen Herzog, überwältigt durch so viele Liebe und Anhänglichkeit seiner treuen Bürger, das Herz; einigemal suchte er zu sprechen, doch seine Stimme wurde jederzeit von seinen Empfindungen so sehr als von dem lauten Jubel des Volkes unterdrückt, da erspähte Herr Hadmar, woran es gebrach und mit seiner Donnerstimme heischte er Stille und Ruhe. Aber noch immer beschwichtigten sich die erregten Wogen nicht. Da erhob Herzog Leopold seine Hand, zum Zeichen daß er zu sprechen begehre, und wie durch einen Zauberschlag legte sich der gewaltige Sturm, tiefe Grabesstille trat ein, daß man wohl den leisen Fall der Schneeflocken in der hellen Mondnacht zu hören vermeinte und aller Augen hingen an den Lippen des Herzogs, welcher die ersten Stufen der Treppe erstieg und mit bewegter Stimme also sprach: „Gute und Getreue! Nehmt hin meinen Dank, so seid auch ihr mir werth und theuer, wie Ihr mich liebt, erbittet Euch daher mir zu Liebe und diesen Tag zum Angedenken eine Gnade von mir.“ — Ein dreimaliges Lebehoch durchrauschte abermals die stille Luft und viele verwirrte Stimmen erhoben sich, durcheinanderkreischend, ohne daß man den Sinn ihrer Rede zu unterscheiden vermochte. Da erhob sich abermals Herr Hadmars gewaltige Stimme und bedeutete sie, sie möchten den Herzog nicht ungebührlich aufhalten und aus ihrer Mitte einen Sprecher erwählen, der ihnen ihr Begehren vortrage. Und nach einer kurzen Berathung trat der ehrenfeste Reidhard der Pippinger \*) aus dem Gedränge, nahte sich dem Herzog, beugte dreimal das Knie vor ihm und redete ihn also an: „Gnädigster Herr und Herzog! Wir allesammt mögen uns an

\*) Aus der reichen Bürgerfamilie dieses Namens, nach welcher in früheren Zeiten die Annagasse Pippingerstraße hieß.

der vielen Huld und Gnade, so Ihr und Eure Vorvordern der Stadt und Gemeine zu Wien angebeihen ließt, baß genügen lassen und nur wünschen, daß Ihr und Euer erlauchtes Haus fort und fort floriren und über uns herrschen mögen. Da ihr uns aber für die Euch erzeigte schuldige Liebe einen eigenen Dank zugedacht, so mögen wir auch nicht verhehlen, daß wir Eures Schutzes gegen die Fremden bedürftig, die uns schier großen Eintrag in Handel und Wandel thun und uns große Summen schuldig, an deren Erstattung wir ohne Eure gnädigste Beihilfe fast Zweifel tragen. —“ Der lustige Ritter im rothen Wammse und Mantel konnte bei dieser Anrede eine unwillige Bewegung nicht verbergen, weshalb der ehrsame Bürger bedächtig fortfuhr: „Nicht die edlen Sangeshelden mein ich, erlauchter Herr, wie dort den Junker Osterdingen und seine wackeren Gefährten, die Eurem Hofe und unserer Stadt zu Ehren so süße Weisen singen und von Euch, wie billig, dafür belohnt und geehrt werden, — ich meine die Flandrenser und wälschen\*) Gewerbleute, die sich der ihnen geschenkten Huld fast überheben und uns in ehrlicher Nahrung verkürzen. Beliebe es Euch, gnädigster Herr, unsere Rechte zu untersuchen und nach eurem Wohlgefallen zu entscheiden.“ Und wieder mit einer dreimaligen Verbeugung trat Pip-pinger in die Reihen seiner Genossen zurück, die ihm lebhaft Beifall winkten. Der Herzog aber sah, trotz der schelen Mienen der Münzer, die Bitte mit gnädigen Augen an und beschied auf den folgenden Tag einen Ausschuß der Bürger auf die Burg, ihm ihre Forderungen und Briefe vorzulegen, für deren Bezahlung

\*) Wälsch oder wallisch, wallisch wurde damals alles Fremde genannt, daher die Wallach =, jetzige Wallnerstraße, größtentheils von Zuger reisenden bewohnt wurde.

er die strengste Sorge zu tragen versprach, was sich in der Folge auch bewährte. Auf eine neue Aufforderung, ob sie ihm noch etwas vorzutragen hätten, war Anfangs gänzliche Stille, dann wiederholter Jubelruf, worauf der Herzog mit der Hand gnädig zum Abschiede winkte und selbst so lange auf den Stufen verweilte, bis sich die jubelnde Menge ziemlich verloren hatte.

Eben aber, da Leopold sich wandte, die Treppe hinaufzusteigen, nahte sich ein zitternder Greis mit kahlem Haupte, das nur wenige weiße Locken am Rande zierten, stürzte vor ihm nieder und rief mit gellender Stimme: „Gnädigster Herr, Ihr habt heute mit mildem Sinne Gnade versprochen und ausgeübt für Euer Volk, gegen Fremde — ich flehe Euch um Schutz an — gegen Euer eigenes Haus! —“ Bestürzt, schrecklicher Ahnung voll, wendete sich der Herzog um und schien, durch die plötzliche Erscheinung und die seltsamen Worte des Fremden schauernd ergriffen, etwas zu wanken. Herr Hadmar und Ulrich von Liechtenstein sprangen schnell herbei und Herzog Friedrich schien fast in Versuchung, seinen mächtigen Degen zum Schutze des geliebten Vaters zu ziehen, schon hatte er den Griff desselben mit gewaltiger Faust erfaßt, als sich Herzog Leopold ermannte, mit bedeutsamer Geberde seinem Gefolge zuwinkte, den alten Mann bei der Hand nahm und ihn mit sich in das Innere des Schlosses zog, wohin ihm die Übrigen mit bedenklichen verwunderten Mienen folgten. Bald schloß sich die Pforte der Burg hinter ihnen zu und die Stadt blieb in tiefes Nachtdunkel und schweigsame Stille versunken. Von des Herzogs Gemächern aber blinkte noch lange nach Mitternacht der Lichtschein durch die kleinen bleigefärbten und buntgefärbten Fensterscheiben.

## Zweite Abtheilung.

## Das alte Pilgramhaus in Mödling.

Am Ende der sogenannten Holzgasse in Mödling, wo der Weg zur Brühl führt, sieht man rechts die alterthümliche Spitalkirche zum heil. Ägydius, eines der ehrwürdigsten Baudenkmale aus der babenbergischen Zeit, ganz in jenem einfachen Baustyle jener unvergesslichen Periode und bis auf das überweiste Portal auch Gottlob in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Sie ist zwar nicht sehr geräumig, allein ihre ganze äußere Gestalt, die hohe spitze Vorderseite, der altergraue steinerne Thurm, zeugen von dem frühesten Ursprung und stimmen mit den wenigen noch in ursprünglicher Reinheit erhaltenen Bauten aus dem 13. Jahrhundert vollständig überein. Es war viel davon die Rede, daß sie Mödlings ursprüngliche Pfarrkirche gewesen sei, was Andere wieder heftig bestritten und mit Recht als solche die alte, bereits verschwundene St. Martinskirche, an deren Stelle sich jetzt der Gottesacker befindet, bezeichnen. Allein wie Musäus spricht: „Es treibt sich keine Rede im Volke herum, es ist ein Körnlein Wahrheit darin,“ so auch hier. Die Ägydienkirche vertrat allerdings eine geraume Zeit wenigstens die Stelle einer Pfarrkirche und zwar von 1529 an, zu welcher Zeit die 1454 erbaute jetzige große Pfarrkirche zu St. Othmar von den Türken zerstört wurde, und über 150 Jahre Ruine blieb, bis 1690, wo sie wieder hergestellt wurde. Die St. Martinskirche hatte dasselbe Schicksal getroffen, dem nur der feste Bau der St. Ägydienkirche widerstand, und so erscheint letztere in Merian's schätzbarer Topographie vom Jahre 1672 auch wirklich als Pfarrkirche von Mödling. Eben so gewiß ist aber, daß diese Kirche ursprünglich zu dem noch heute bestehenden Pilgram-

haufe gehörte. Letzteres, ein ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammendes Gebäude, das noch heute alle Spuren hohen Alterthums an sich trägt, steht in der Nähe dieser Kirche in der heutigen Neusiedlergasse und wurde von Heinrich Jasomirgott zu dem Zwecke gestiftet, nach dem heiligen Grabe fahrende Pilger und überhaupt bedürftige Wegfahrer aufzunehmen und zu verpflegen. Als diese Wallfahrten ein Ende nahmen, wurde die Pilgerherberge in ein Armenhaus verwandelt und der Obforge des Ortsgerichtes übergeben. Es trägt jedoch noch heute den Namen Pilgramhaus und sein ganzes Ansehen, besonders das kleine, spitzbogenartige Eingangsthor und die Strebepfeiler zeugen noch hinlänglich von seinem uralten Ursprunge.

Vor langer Zeit trug sich hier eine merkwürdige Begebenheit zu, die mit dem vorigen Aufsatze in unmittelbarem Zusammenhange steht. Seit seinem Zerwürfniße mit Herzog Leopold, seinem nur zu gütigen Vater, hielt dessen Erstgeborener, Herzog Heinrich, genannt der Grausame, in feindseliger Abgeschiedenheit, Hof auf der Herzogsburg Mödling. In Gemeinschaft von Wenigen seiner Vertrauten, unter welchen Ritter Wirrich von Scharfenegg den ersten Rang behauptete, lebte er daselbst finster und abgeschlossen, nur mit wüsten Bechgelagen und der Jagdlust in jenen, damals fast unwegsamen felsigen Gebirgen beschäftigt. Sein wüstes Treiben hatte ihn zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht. Die Bürger des landesfürstlichen Marktes sowohl, als die Bewohner der einzelnen Thalhöfen, die sich, seit der freundliche Jasomirgott diese mächtige Felsenburg erbaut hatte, in deren Nähe als Köhler und Holzhauer ansiedelten, scheuten des jungen Fürsten düsteres Antlitz und fürchteten seine Gewaltthaten, die er oft, von böser Laune erfüllt, auf die willkürlichste

Art ausübte. Mehrfache Klagen über sein wüthes Treiben waren schon zu den Ohren des edlen Herzogs gelangt, der es auch an milden und ernstern Ermahnungen nicht hatte fehlen lassen. Erst kürzlich hatte Herr Hadmar von Kuenring ernste Drohung überbracht, welche jedoch, weit entfernt, den bösen Willen Herzog Heinrichs zu zähmen, in ihm den argen Trieb erregt hatte, sich gegen seinen edlen und gütigen Vater in offenem Aufruhr zu erheben, in welchem Plane er durch seine Genossen auf das Eifrigste unterstützt wurde. Die folgende unselige Begebenheit gab endlich den letzten Anstoß zur Ausführung des frevelhaften Entschlusses.

Am heiligen Weihnachtsabend 1226, eben zur Zeit, als sich Herzog Leopold in der Mitte seiner treuen Wiener der erhebenden Feier freute, zeigte sich im Pilgramhause zu Wödling ein gar trauriges Leben. In einem bogenförmig gewölbten Gemache, mit Scheiben von geöltem Papiere versehen, lag daselbst auf einfachem Lotterbette ein schöner Jüngling in der ersten Blüte des hoffnungsvollsten Lebens, aber mit einer breiten klaffenden Wunde in der Gegend des Herzens, mit bereits zuckenden Muskeln und brechenden Augen wie hoffnungslos darnieder. Ein Mädchen, hold und lieblich, wie der anbrechende Frühlingstag, aber zusammengedrückt durch unendlichen Schmerz, beugte sich verzweiflungsvoll über ihn und umklammerte trostlos seine linke Hand mit ihrer rechten. Eine ältrliche Matrone, dem Anscheine nach aus der Klasse der damals so hilfreichen Hospitaliterinnen, war mit Besichtigung und Behandlung der Wunde des Jünglings beschäftigt und indem sie ihm eben einen neuen Verband auslegte, warf sie den besorgten Blick auf seine in feuchter Blut schwimmenden Augen und schüttelte mit betrübter Miene, fast unmerklich, das ehrwürdige Haupt. Aber den besorgten Blicken der Jung-

frau war dieses unheilverkündende Zeichen nicht entgangen. Thränen entstürzten stromweise ihren Augen, sie beugte sich langsam auf den Jüngling herab, küßte seine heißen und blaffen Lippen und klagte mit dem Tone des bittersten Schmerzes: „Armer Meinhard!“ — Nur ein leises und schmerzliches Stöhnen bezeugte, daß er ihre Theilnahme wohl gewahr wurde, dann schloß er sanft die Augen wie zum letzten Schlummer. Einige Augenblicke sah ihn die Jungfrau mit starren ängstlichen Blicken an, dann sprang sie erschüttert auf und rief mit verzweiflungsvoller Stimme: „Um Gottes und seiner Heiligen Willen, Mutter Agnes, er ist dahin!“ Die Matrone aber beschwichtigte sie mit erhobener Hand, beugte sich über den Jüngling, betrachtete ihn aufmerksam und sprach dann leise, indem sie sich aufrichtete: „Beruhigt euch, edles Fräulein, noch ist nicht alle Hoffnung verloren, obwohl die Wunde fast schlimm die edlen Theile seines jugendlichen Körpers bedroht. Noch aber ist das Leben von ihm nicht gewichen, seine erschöpften Kräfte sind in mattem Schlummer aufgelöst und es steht nun dahin, ob sie sich wieder zu neuem Leben erholen oder ganz von ihm fliehen werden. Tödlich aber wäre es, seinen entscheidenden Schlummer zu unterbrechen, daher setzt euch zu mir in diesen Erker und erzählt mir den Hergang eures traurigen Abenteuers, auf daß ihr euer Herz erleichtert und ich euch mit Rath und That beizustehen vermag.“ Händeringend erwiederte die Jungfrau: „Ach Gott! wenn nur erst der alte Baltram wieder hier wäre, wer weiß, ob er sein Gewerbe ausrichten kann und ob ich Arme nicht noch Schlimmeres zu befürchten habe. Noch immer bin ich im Bereiche Herzog Heinrichs und seines argen Busensfreundes.“ — „Eben darum,“ erwiederte Mutter Agnes, „vertraut euch mir vollständig an, ich bin entschlossen Alles zu unternehmen, was zu euern

Frommen gedeihen mag. Über euern alten Diener macht euch keine Sorge. Herzog Leupolds Ohr ist jedem Hilfeslehenden offen und gewiß wird er den Weg zu ihm finden. Unmöglich aber ist es, daß er auf so schwierigem und gefährlichen Wege zu solch' später Nachtzeit zu euch zurückkehre. Seht, der Sand ist bereits zur Hälfte verronnen, Mitternacht ist nicht weit und so ihr nicht etwa zu schlummern gewillt seid, so folgt meinem Rathe und vertraut euch mir an; Gott wird Alles zum Besten lenken. —“ Mit einem schweren Seufzer und einen Blick auf den unglücklichen Jüngling setzte sich die Jungfrau zu der guten Matrone, nachdem diese noch das Feuer am Kamin angeschürt und leise den Verband untersucht hatte. Folgendes war der Inhalt ihrer Erzählung:

In einsamem Thalesgrunde, auf felsiger Anhöhe hinter buschreichem Walde versteckt, eine Stunde von der Burg Mödling entfernt, stand eine kleine, aber feste Burg, auf welcher der edle Ritter Kunibert von Wildegg hauste \*). Der wackere Ritter hatte im Gefolge des glorreichen Herzogs 1216 den Zug in's gelobte Land mitgemacht und da seine Hausfrau, Katharina von Kammerstein, bereits 1213 verstorben war, so übertrug er die Obhut seiner verwaisten Kinder Meinhard und Richardis, seinem treuen Burgvogt Baltram und hatte auch die ehrwürdigen Mönche der Cisterze zu Heiligenkreuz im Walde um Schutz und Oberaufsicht für dieselben angefleht. Bei seiner Abreise war der Jüngling 15, das Fräulein aber erst 9 Jahre alt. Beide aber waren von wundersam edler Gestalt und Gesichtsbildung; dabei frommen

---

\*) Noch heute ist dieselbe in wohlerhaltenem Zustande unweit von dem Dorfe Sittendorf im Heiligenkreuzerwalde zu sehen und jetzt Eigenthum dieses Stiftes.

und gottesfürchtigen Gemüths, so daß Jedermann, der sie erblickte, herzinnige Freude an ihnen hatte. Leider traf schon im folgenden Jahre die traurige Nachricht ein, daß ihr Vater bei Damiata im fernen Morgenlande als Streiter Gottes gefallen sei. Der Herzog selbst nahm sich nach seiner Rückkehr der betrübten Waisen an, ernannte den mächtigen Ritter Adalbert von Scharfenegg, einen seiner weisesten und treuesten Rätthe, zum Schirmherrn der Burg und zum Vormünder der Waisen, die unter seiner treuen Obhut Gott und den Menschen zur Freude, süttig und holdselig emporblühten und durch den sorgsamen Unterricht der wackeren Mönche von Heiligenkreuz mancherlei Kenntnisse erwarben, deren sich damals wenige ihres Gleichen rühmen mochten. Meinhard aber wuchs zum stattlichen Ritter heran und erfreute sich der Gunst seines edlen Vormundes und des Herzogs selbst.

Im Jahre 1220 wurde ihm die väterliche Burg als rechtes landesfürstliches Lehen übergeben und er lebte fortan daselbst theils den mannigfachen ritterlichen Übungen, theils dem Wohle seiner Vasallen. Seine Schwester aber blieb, bis sich Meinhard beweibt haben würde, unter der Obhut des edlen Adalbert von Scharfenegg und wuchs zur seltenen Schönheit empor, so daß zu ihrem Preise manche Lanze gebrochen wurde. Richardens Herz blieb jedoch ungerührt, sie hing nur mit ganzer Seele an ihrem Bruder, der sie oft auf der Burg Scharfenegg besuchte und sich der Zeit freute, wo er seine geliebte Schwester wieder in die väterliche Burg einführen konnte. So floß ihnen die Zeit ruhig dahin, als auf einmal durch Einen Schlag ihr Glück zerstört wurde.

Kurz vor Wiederkehr des Herzogs begann der edle Adalbert zu fränkeln und fand es für nöthig, seinen Sohn Wirrich zu sich zu entbieten, welcher sich im Heere befand und mit Schimmer, Wien 1c.

demselben manche Züge gemacht hatte. Wiederholte Gerüchte von dessen verwilderter Gemüthsart trafen das Herz des bekümmerten Vaters, so daß er sich entschloß, sich noch vor dessen Ankunft der Vormundschaft über Richardis zu begeben, und sie ihrem Bruder zur ferneren Obacht zu überlassen, aber Gottes unerforschlicher Rathschluß verhinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Zwei Tage vor der Ankunft des Junkers erlag der edle Adalbert einem wiederholten Schlagflusse.

Wirrich von Scharfenegg zog nun als unumschränkter Herr in die Burg seiner Väter und kaum war die Leiche seines Vaters zur Gruft bestattet, als sich mit dem neuen Herrn auch die Verhältnisse im schroffen Gegensatz zu den vorigen änderten. Die Unterthanen wurden hart bedrückt, die frommen Andachtsübungen machten wilden Zechgelagen und lärmenden Festlichkeiten Platz. Richardis wurde in ihrer aufblühenden Schönheit und holden Jüngfräulichkeit bald der Gegenstand der wilden Begierde des Schloßherrn und da sie, durch seine glühenden Blicke, durch seine oft aber vergebens wiederholten Versuche, sie in den Strudel seiner Gelage zu ziehen, seiner niedrigen Absichten bewußt ward und ihn flehentlich bat, sie nach dem Willen ihres verewigten Vaters in ihres Bruders Burg ziehen zu lassen, vertröstete er sie leicht hin von Tag zu Tag und gab ihr endlich unverholen zu verstehen, der Herzog habe ihr Schicksal seinem Hause anvertraut und er werde seine Rechte über sie als Wardein um so mehr zu bewahren wissen, als der Herzog nicht im Lande und seine Rückkehr unbestimmt sei. Bald darauf wurde auch ihrem Bruder unter nichtigem Vorwande der Eintritt in die Burg verweigert und so war sie denn ausgeschlossen von jeder Hilfe, da Meinhard bei seiner geringen Macht es nicht wagen durfte, gegen den reichen und mächtigen Scharfenegger in offener

Fehde aufzutreten. Vor der Zurückkunft des Herzogs konnte er auch keine Klage laut werden lassen, da Wirrich als Vertrauter Heinrich's bekannt war. Er wendete sich wohl an die frommen Mönche zu Heiligenkreuz, denen der selige Herr Kunibert die Mitaufsicht über das Fräulein übertragen hatte, allein auch diese, so willig sie ihm Gehör und Rath ertheilten, vermochten nicht mit thätigem Erfolge gegen den mächtigen Ritter aufzutreten, der obendrein den Anschein des Rechtes für sich hatte. Doch einer ihrer Mitglieder, Vater Anselmus, war Burgpfaff auf Scharfenegg, er nahm sich auf das freundlichste um Richardis an, tröstete sie in ihrer Trübsal und wußte durch sein Ansehen manchen Frevel und manche Kränkung von ihr abzuwenden.

Eines Tages, als eben Herzog Heinrich in Scharfenegg eingeritten war, faßte sich Richardis, durch Vater Anselmus von dem Stande des Gastes belehrt, ein Herz und stürzte im Burghof zu dessen Füßen, ihn um Schutz gegen ihren Verfolger anflehend. Heinrich aber, welchem der Ritter einige Worte in das Ohr geflüstert hatte, hob sie mit spöttischer Stimme auf und rief: »Gehabt euch wohl, schönes Fräulein, die Schönheit ist der tapfern Minne Preis und nicht umsonst hält mein Vater solch' herrlichen Sängerkhof, der Minne Günst mit süßen Verslein stürmend; wir wollen ihn auch in unserer Wildniß nachahmen. Seid ohne Furcht und nehmt zum Zeichen meines Schutzes den Liebeskuß auf eure zarten Lippen und wer sich edler Rittersitte und zarter Liebe rühmen mag, der folge meinem Beispiele.« Und damit umfaßte er die zum Tode erschreckte Jungfrau, die sich, wo sie noch allein Schutz und Rettung gehofft, verlassen, verrathen und zur gemeinen Dirne herabgewürdigt sah. Das Gefühl der jungfräulichen Würde aber gab ihr Riesenkraft, sie entwand

sich seinen Armen und floh wie ein gescheuchtes Reh in die inneren Gemäcker der Burg.

Lautes Gelächter und wilde Flüche tönten ihr nach und schon wollte ihr Wirrich nachhellen und sie mit roher Faust zu neuem Spott zurückschleppen, als Vater Anselmus erschien und erklärte, daß die geheiligte Zeit der Ankunft des Erlösers sich nicht zu so wildem Treiben schicke und daß er Ruhe und Frieden heische, oder er wolle zur Stunde die Burg verlassen und der Segen Gottes werde mit ihm ziehen. Ritter Wirrich machte zwar böse Miene zu dieser Strafpredigt, allein der religiöse Sinn des erlauchten Stammes Babenberg erstreckte sich selbst auf den rauhen und entarteten Sohn des glorreichen Leopold, er zog den erzürnten Ritter mit sich, der ihm widerwillig folgte und bald erklangen die Becher im fröhlichen Gelage und spottende Weisen wurden ausgebracht über die scheue Dirne und ihren geistlichen Beschützer, während dieser die arme Verlassene tröstete und ihr Gemüth durch freundlichen Zuspruch stärkte.

Nun sah er wohl, war keine Zeit mehr zu verlieren; das arme verlassene Mädchen mußte gerettet werden und noch in derselben Nacht flog ein Brieflein vom hohen Erkerfenster der Burg in den Schloßgraben und wurde von dem lauersamen Meinhard, der dieselbe schon zwei Nächte umschlichen hatte, eiligst aufgerafft. Bereits den drittfolgenden Tag, den Tag vor dem heiligen Weihnachtsabend, wurde die verabredete Flucht in's Werk gesetzt, da sich Ritter Wirrich am Morgen dieses Tages nach der Burg Mödling begeben hatte, um die Feiertage im wüsten Treiben daselbst zuzubringen. Mit Hilfe Vater Anselms, der einen Knecht gewonnen hatte, erschloß sich die Hinterpforte der Burg in dunkler Nacht, die zitternde Richardis sank in die Arme ihres entzückten Bruders, der sie

nebst dem treuen Baltram zum Ausgange des Waldes geleitete, woselbst zwei Pferde angebunden standen und nun flohen sie schnell von dannen. Vater Anselm aber begab sich am folgenden Morgen unter dem Vorwande eines Besuches nach Heiligenkreuz zurück, da es sein Gewissen verschmähte, seine Mitwirkung bei Richardens Flucht zu läugnen und er im Falle des Geständnisses dem Ritter ein neues Verbrechen ersparen wollte. Auch wollte er seine frommen Brüder in Kenntniß von dem Vorfalle setzen und der Armen ein einstweiliges Asyl unter dem Schutze des Abtes sichern. Darum sollte Richardis zuerst nach Heiligenkreuz gebracht werden und dafelbst in Gesellschaft ihres Bruders so lange harren, bis der treue Baltram nach Wien gelangt und den Herzog, dessen Ankunft vor einigen Tagen erfolgt war, um Schutz angefleht und ihre Flucht gerechtfertigt hatte.

Bei dunkler Nacht verfehlte jedoch der Knecht die Richtung des Weges in dem rauhen schneebedeckten Gebirge und mit Entsetzen bemerkten die Flüchtigen beim Morgengrauen, daß sie statt links gegen das Thal von Heiligenkreuz zu, rechts in das wilde Klausenthal gekommen waren, in dessen Nähe Herzog Heinrich sein wüthes Treiben übte. Doch entsank ihnen noch immer nicht der Muth; Tagüber verbarzen sie sich in eine Felsenhöhle und beschloßen, da den Erschöpften der Rückweg nicht möglich war, sich mit einbrechendem Abendgen Mörderling zu begeben und den Marktrath um Schutz anzusprechen, wenigstens nur auf so lange Zeit, bis Baltram dem Herzog seine Botschaft ausgerichtet.

Kaum aber waren sie dem Eingange des Ortes nahe gekommen, als ihnen der wilde Jagdzug des Herzogs begegnete und den Weg verlegte. Zwar Ritter Wirrich war nicht darunter, da er ein anderweitiges Abenteuer zu bestehen hatte,

auch hatte sich Richardis in kluger Vorsicht verhüllt und vermunnt und Ritter Meinhard sein Visir herabgeschlagen; demungeachtet aber glaubte der freisinnige Herzog ein willkommenes Abenteuer zu wittern und gebot dem Zuge Halt zu machen. Meinhard hielt es nicht für gerathen, dem drohenden Gebote Folge zu leisten, rasch drängte er vorwärts und erwiderte nur mit dumpfer Stimme, daß er ein freier Rittersmann sei und mit seiner Schwester sich nach Mödling begeben wolle, daselbst den heiligen Weihnachtsabend zu feiern.

„Diese Antwort genügt mir nicht,“ sprach der Herzog zornentbrannt, „ihr seid hier in meinem Gebiete und müßt mir Rede stehen. Vor Allem öffnet euer Visir!“ — Meinhard that es augenblicklich und bat nur, sie nicht länger aufzuhalten. Nachdem ihn der Herzog aufmerksam betrachtet hatte und sich sichtlich anstrengte, seiner Gesichtszüge sich zu erinnern, gebot er auch Richarden, ihren Schleier fallen zu lassen. Diese wickelte sich jedoch zitternd nur noch fester darein. Der Herzog, ungeduldig und keines Widerstrebens gewohnt, faßte nun selbst den Schleier mit ungestümer Hand, um ihn ihr zu entreißen. — Da entbrannte Meinhard's mühsam unterdrückter Zorn und er sagte mit kräftiger Stimme: „Das Gebiet, Herr Herzog, ist Euer; meine Schwester aber steht unter meinem Schutz; ich bin nicht Euer geschwornener Lehensmann, darum laßt ab von jeder Gewaltthätigkeit, oder ich werde meine Rechte zu bewahren wissen.“

„Schweig, verwegener Sklave!“ zürnte der Herzog, „herab mit dem Schleier, nicht jeder Fant ist befugt, seine Dirne ungehindert in mein Gebiet einzuführen.“ Nicht mehr mächtig seiner selbst, griff Meinhard wuthentbrannt an sein Schwert, während der alte Baltram die ohnmächtig hinsinkende Richardis in seinen Armen auffing. Der Herzog aber,

schäumend vor Wuth, entriß sein Schwert der Scheide und stieß es dem unglücklichen Jüngling in die Brust, der stöhnend zusammen sank. Richardis stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte, in wildem Schmerze aufgelöst, neben ihrem blutenden Bruder zur Erde. — Unentschlossen und mit finsternen Blicken stand der Herzog da und hielt das von Blute triefende Schwert zu Boden gesenkt. Als sich jedoch auf das Geschrei der Jungfrau und das laute Jammern Baltrams mehre Stimmen nahen, warf er sein Schwert in die Scheide und entfernte sich mit seinen wilden Genossen, indem er murmeln zu sich sprach: „Er hat es nicht anders gewollt, sein Blut komme nicht über mich!“

Einige Männer aus Mödling traten staunend herzu, trugen den schwer Verwundeten in das Pilgramhaus, ihn der Pflege seiner Schwester und der Mutter Agnes überlassend. Der alte Baltram aber machte sich, sobald er die Geschwister einigermaßen sicher untergebracht sah, bei einbrechender Dämmerung noch auf den Weg nach Wien, um dem gültigen Herzog selbst die unglückselige Begebenheit mitzutheilen und seinen Schutz zu erflehen. Die Einwohner von Mödling aber nahmen fürder keinen Antheil an dem Schicksal der unglücklichen Geschwister, da die wilde Gemüthsart und die rücksichtslose Rachsucht des Herzogs allzubekannt war, um sich ungerufen seinem Grimme auszuliefern.

Also hatte die schöne Richardis ihre traurigen Schicksale der theilnehmenden Matrone erzählt, als es allmählich Mitternacht geworden war. Von Außen hatte sich seit Kurzem stürmisches Wetter erhoben, die zerrissenen Wolken zogen in unheimlichen Gruppen am Firmamente und dumpfes Brausen erhob sich vom Gebirge her. Der Schlummer schien von dem verwundeten Jünglinge noch nicht gewichen, obwohl er

von Zeit zu Zeit schwerathmend stöhnte. Schon während der Erzählung war Mutter Agnes mehre Male zu seinem Lager geschlichen, hatte seinen Athem behorcht und mit leiser, sorgsamer Hand den Verband gewechselt, auch Richarden, die sich jedes Mal ängstlich erhob, beschwichtigend zugewinkt. Als sich jedoch nach der zwölften Stunde die Nacht vom Tage schied, und die Öl-Lampeln düsterer brannten, athmete der Kranke einige Male schwer auf, und krümmte sich mit convulsivischen Bewegungen auf seinem Schmerzenslager. Die Wärterin winkte nun Richardis näher zu treten. Noch ein Mal schlug Meinhard das brechende Auge auf, blickte seine Schwester mit starrem Blicke an, und machte eine kramphafte Bewegung mit der linken Hand, worauf er wieder in sich zusammensank, und in tiefe Ruhe versenkt schien. Mutter Agnes aber, indem ihr die Augen von bitteren Thränen überquollen, schlug ein andächtiges Kreuz, ergriff sanft die Hand der erstarrten Richardis und sprach mit weicher zitternder Stimme: »Fasse dich, liebes Kind, und lasse uns ein andächtiges Vater Unser beten, er ist eingegangen in die Wohnung der ewigen Herrlichkeit, und hat seine Pilgerfahrt vollendet.« Richardis stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank leblos auf die Leiche des geliebten Bruders, während Mutter Agnes weinend neben dem Sterbebette niederkniete und laut und inbrünstig betete.

In diesem Augenblicke erhob sich ein furchtbarer Sturm am Himmel; die dichten Schneeflocken trieben sich kräuselnd durch das Dunkel der Nacht, die Pfosten der Thüre und der Fensterladen krachten, und unheimlich pfliff die Windsbraut durch die Fugen derselben und raffelte in den Schornsteinen, also, daß man wohl einem allgemeinen Auf-  
ruhre der Natur entgegen zu sehen vermeinte. Durch das

allgemeine Losen und Brausen des Sturmes aber vernahm man deutlich, erst fern, dann näher, dumpfes Getrabe. Plötzlich erschallte Geräusch vor der Thüre des Pilgramhauses, diese wurde hastig aufgerissen und der furchtbare Wirrich, in dunklen Mantel gehüllt, trat herein, seinen Gefährten, die er vor der Thüre ließ, einige Worte zuflüsternd. Durch die Erzählung des Herzogs hatte er geahnt, wer die einsamen Pilger gewesen, da ihm auch mittlerweile die Botschaft von der Flucht Richardens zugekommen, und alsbald machte er sich auf, um durch schnelle Entfernung der Jungfrau in Güte oder Gewalt, sich klagfrei zu stellen. Mit starken Schritten ging er auf sie zu und sagte: „Folgt mir augenblicklich, unbesonnene Dirne und begnügt euch mit dem Unheile, das eure unbedachte Flucht anrichtete.“ Kaum aber hatte er sie bei der Hand ergriffen, als die schüchterne Jungfrau, durch die Verzweiflung zu Löwenmuth aufgestachelt, sich heftig von ihm losriß, auf die Knie sank und mit erhobener Stimme rief: „Mörder! Mörder! weiche von hier; Gottes Rache möge euch ergreifen — ihr Zerstörer meiner Ruhe und meines Glückes.“

Ehe sich aber Wirrich von seinem Erstaunen erholen und weitere Maßregeln ergreifen konnte, hatte sich von Außen neue Bewegung erhoben und es erschallten vom Eingange die ernstesten Worte: „Die Rache ist mein, spricht der Herr und ich will vergelten. Im Namen des allmächtigen Gottes und des Herzogs, Ruhe und Frieden in diesem Orte!“ Und da sich Alles staunend gegen die Thüre wandte, trat Pater Anselm mit dem treuen Baltram herein, letzterer einen Befehl des Herzogs in der Hand haltend, den er schweigend dem Ritter Wirrich übergab. Dieser enthielt das gemessene Gebot, sogleich Richardis von Wildegg der Gewahrjam zu

entlassen, und sein Benehmen vor einer landesfürstlichen Commission zu verantworten, welche zu diesem Ende zugleich mit Baltram abgesendet worden war, und bereits im Herzogs-schlosse zu Mödling seiner harrete, wo sie auch wichtige Aufträge an Herzog Heinrich zu bestellen hatte. Mit einem unterdrückten Fluche verließ Wirrich das Trauergemach, warf sich auf sein Ross und sprengte der Herzogsburg zu. Richardis aber erfüllte noch ihre letzten Pflichten bei der Leiche des geliebten Bruders und begab sich, nachdem dieselbe am folgenden Tage zur Ruhe bestattet worden war, in Gesellschaft des treuen Baltrams und unter einer Bedeckung von herzoglichen Reifigen, nach ihrem Verlangen auf das Schloß Wolkersdorf zu ihrer Jugendfreundin Hildegunde, um an deren Busen ihren Gram auszuweinen und mit Gottes Hilfe bessere Tage zu erwarten.

---

Über ein Jahr war seit dieser Begebenheit verfloßen. Herzog Heinrich hatte schon längere Zeit düstere Pläne gegen seinen gütigen Vater genährt, oft hatte der edle Herzog seine Ausschweifung verziehen, und ihn durch Güte wieder auf den rechten Weg zu leiten verhofft, stets aber scheiterte dieselbe an der verderbten Gemüthsart des verleiteten Fürsten, und die letzte Begebenheit machte die Spaltung zwischen Sohn und Vater unheilbar. Er weigerte sich auf das Bestimmteste, seinen Freund Wirrich der strengen Verantwortung zu überlassen, verlachte sogar die Drohung des Bannes und die herzogliche Commission kehrte unverrichteter Sache nach Wien zurück und erfüllte durch ihre Erzählung das Herz des edlen Fürsten mit tiefem Kummer, überzeugte ihn aber auch von der Nothwendigkeit, ernstere Maßregeln zu ergreifen. Ehe es aber dazu kommen konnte, wußten sich Herzog Heinrich und

sein Busenfreund ihren Wirkungen zu entziehen. Kaum hatte die Commission die Burg verlassen, als Beide mit einer Schar von Anhängern auf unbetretenen Pfaden nach Mähren entflohen, woselbst ihnen der damalige Markgraf Ottokar, lange ein geheimer Feind der wachsenden österreichischen Macht, willig Unterstand gewährte und mit Rath und That ihre Anschläge zum offenbaren Aufruhr gegen Herzog Leopold förderte. Mit einem ziemlich bedeutenden Heere gerüstet, faßten sie den Plan, in Oesterreich einzufallen, Hainburg zu überfallen und zu erobern und von da gegen Wien zu ziehen und nicht nur das Regiment an sich zu reißen, sondern auch den edlen Herzog und den ritterlichen Friedrich, Heinrichs noch übrigen Bruder \*) zu ermorden. Unterdessen hatte Wirrich mit einem rohen Söldnerhaufen Einfälle in das österreichische Gebiet gemacht, viele Örter, unter andern auch das Schloß Wolkersdorf, überfallen und zerstört. Zu seinem Grimme aber wurde seine Hoffnung, Richardis daselbst zu finden, getäuscht. Die Schloßbewohner hatten sich bei der ersten Nachricht von den Unruhen entfernt, ohne daß er ihren Aufenthalt erforschen konnte.

Im December 1227 sollte der Hauptschlag vor sich gehen, durch diese Expedition aber wurde die Macht der Empörer zu sehr getheilt; Herzog Leopold gewann Zeit, sich zu rüsten und den 9. dieses Monates erhielt das Rebellenheer vor Pulkau eine gewaltige Niederlage, wobei auch Ritter Wirrich seinen Tod auf dem Schlachtfelde fand. Nach dieser Niederlage zerstreuten sich die regellosen Schaaren der Auführer, Markgraf Ottokar bezeugte keine Lust mehr, das

---

\*) Der dritte Sohn Herzogs Leopolds, wie sein Vater genannt, verlor schon 1216, im zehnten Jahre, das Leben durch einen Sturz von einem Spilling= (Pflaumen-) Baum.

gewagte Unternehmen zu unterstützen und zog seine Truppen zurück.

Also war Herzog Heinrich sich selbst, seiner Verzweiflung und den Wenigen überlassen, die es trotz des auf ihn lastenden Bannes noch mit ihm hielten. Gram, Verdruß und vielleicht auch Reue über seinen Ungehorsam und seine bösen Thaten zehrten bald an seinem kräftigen Leben, es ergriff ihn ein schnell verzehrendes Fieber. Verlassen und elend irrte er einige Tage an den mährischen Gränzen herum und es war den 24. December Abends, eben an dem Jahrestage seiner bösen That, als er, unfähig mehr weiter zu kommen, an der Pforte eines Klosters der Hospitäliterinnen, nahe bei Feldsberg, ankam. Nur zwei seiner getreuesten Knappen waren ihm geblieben, als er daselbst anlangte und unter fremdem Namen willig Einlaß erhielt. Eine der jüngsten Schwestern wurde ihm zur Pflege zugewiesen, die ob seinem elenden Aussehen, von dem sich keine Besserung mehr erwarten ließ, zurückshauderte, ihm aber die sorgfältigste Pflege angedeihen ließ. Von Stunde zu Stunde verschlimmerte sich sein Zustand. Gegen Abend sollte er eben noch einmal Arznei nehmen, sank aber kraftlos in die Arme seiner Wärterin zurück, deren Schleier sich dadurch etwas verschob. Kaum aber hatte ihr Heinrich in das Gesicht gesehen, als sich Todtenblässe über seine Züge verbreitete. Verwirrte Erinnerungen, unverilgbare Gewissensbisse durchbebten sein Inneres, er stöhnte laut auf, sank dann kraftlos auf das Kissen zurück und gelangte von diesem Augenblicke an nicht mehr zur Besinnung. Durch drei Stunden kämpfte er den qualvollsten Lodeskampf und verschied um die zwölfte Stunde. Schwester Martha, die fortwährend ihrer Pflicht gemäß an seinem Lager gewacht hatte, drückte ihm sanft die Augen zu, betete dann inbrünstig an seinem

Sterbebette und endete mit den Worten: „Gott selbst hat gerichtet, der blutige Schatten meines Meinhard ist versöhnt, der Allmächtige möge auch diese verirrte Seele versöhnt in sein Freudenreich aufnehmen.“

Also war das traurige Ende Herzog Heinrichs, genannt der Grausame; durch ein gerechtes Verhängniß hatte ihm jene Seele den letzten Trost und die letzte Pflege ertheilt, welcher er den letzten Trost und den Frieden auf Erden geraubt hatte.

Sein edler Vater wurde durch die Nachricht von dem schnellen Tode seines entarteten Sohnes auf das Tiefste erschüttert; er beweinte sein Ende und seine Verirrung lange und ließ ihn in der Fürstengruft zu Heiligenkreuz beisetzen, woselbst noch seine Grabstätte zu sehen ist. Heinrich war mit der schönen und tugendhaften Prinzessin Agnes, Tochter des Landgrafen von Thüringen, vermählt gewesen, welche jedoch durch seine trotzige und unbeugsame Gemüthsart sich wenige glückliche Tage in ihrer Ehe zu erfreuen gehabt und hinterließ nur eine Tochter Gertrud, welche in der Folge an den Markgrafen Hermann von Baden vermählt wurde, deren Sohn Friedrich mit seinem Freunde, dem unglücklichen Conradin von Hohenstaufen 1269 zu Neapel auf dem Schafotte endete und welcher der letzte männliche Sproß des Hauses Babenberg genannt wird.

Richardis von Wildegg aber hatte sich, als sie Schloß Wolfersdorf verließ, darnieder gedrückt von ihrem unglücklichen Schicksale und müde des wilden Treibens der Welt, in jenes Kloster zurückgezogen und beschloß daselbst ihr frommes und gottesfürchtiges Leben den 12. October 1236. Das väterliche Schloß, welches ihr nach dem Tode ihres unglücklichen Bruders als Eigenthum zugefallen war, überließ sie als-

die Letzte ihres Stammes durch eine Schenkung dem Stifte Heiligenkreuz, welches noch heute im Besitze desselben ist.

### Seltame Mähr von dem Pfaffen auf dem Kahlenberge.

Vor dem alterthümlichen und umfangreichen Schlosse der Babenberg auf dem Kahlenberge \*) befand sich einst eine erhöhte Terrasse, welche dem Blicke eine unbeschränkte Aussicht in die schönen Gefilde der Donau rings umher, so wie über die Residenz gewährte und deren Spuren noch heute, trotz der unverantwortlichen Zerstörung dieses ehrwürdigsten Denkmals Oesterreichs, zu erkennen sind. Daselbst stand den 12. Juli 1332 ein wunderlicher Mann und sandte seine scharfen Blicke unter den buschigen Augenbrauen lauernd und mit sinnigem, zufriednem Lächeln in der Gegend umher. Er war im mittleren Alter, wohl genährt und der Ausdruck seiner Gesichtszüge zeugte von jener inneren Behaglichkeit und sarkastischen Jovialität, die sich bei heiteren, lebensfrohen Personen oft so unverkennbar darstellen. Seine Kleidung bestand in einem groben, weiten Rocke von dunkelgrauer Wolle, der ihm bis an die Fersen ging, mit, nach damaliger Sitte, weit geschlitzten Knopflöchern und großen Messingknöpfen; das Haupt bedeckte der damals übliche grobe Filzhut mit halb hinaufgeschlagener Krempe und an Schnitt und Farbe der Kleidung mochte man unschwer entnehmen, daß ihr Besitzer dem geistlichen Stande angehöre. Es war aber dieß Meister Weigand oder Wigand von Theben, genannt der Pfaff vom Kahlenberge, der sich lange als Hauscaplan am Hofe Herzogs Otto

\*) Seit 1694 Leopoldsberg genannt.

des Fröhlichen aufgehalten hatte und durch seinen ehrbaren Wandel und frohinnige Laune die Gunst des scherzliebenden Herzogs in hohem Grade genoß. Als Otto nach dem Tode seines ältesten Bruders, Herzogs Friedrich des Schönen (1330), gemeinsam mit seinem Bruder Albrecht dem Weisen die Regierung der Erblande antrat, sich ernsthafteren Geschäften widmen mußte und deßhalb seinen Lieblingsitz zu Neuberg in Steiermark, wo er ein artiges Klosterlein gestiftet hatte, verließ und sich gen Wien begab, da versäumte er auch nicht, seinen Liebling und fröhlichen Rath Weigand mit sich zu nehmen. Dieser erhielt nun die ledige Pfarre am Kahlenberge, stand seiner Pflicht mit Würde und Ernst vor, stiftete auch vieles Gute, indem er arme Waisenkinder vorsorglich unterstüzte und die halbverwilderte Jugend in den zerstreuten Hütten dieser waldigen Gegend zu besserer Zucht und Sitte anhielt. Dabei aber verließ ihn seine lustige Laune nicht, und er übte auch wohl gerne manch' kurzweiliges Possenspiel, doch immer auf die harmloseste Weise und bloß zu Schimpf\*) und Lust, Niemandem zu offenbaren Schaden. Seiner witzigen Schwänke wegen war er auch weit und breit berühmt zu seiner Zeit und noch lange nachher; so spricht z. B. der gelehrte Sebastian Münster in seiner Cosmographie (Basel 1564, S. 974) von: „dem seltsam Pfaff und Pfarher vom Calenberg, von dem man durch daß ganz Deutschlandt weißt zu sagen.“

Eben jetzt war er wieder mit der Ausübung eines Schwankes beschäftigt, der seinem vertrockneten Beutel zu Nutzen kommen und obendrein einen guten Zweck erfüllen sollte. Ihn

\*) Nach der alten Bedeutung: Spaß, z. B. Schimpf und Ernst; ein ritterlich Schimpfspiel und in dem alten deutschen Petrarca (Trostspiegel). „Von Affen, Meerlaken und andern schimpflichen (spasshaften) Spielthieren.“

waren nämlich nebst verschiedenen Beiträgen an Lebensmitteln auch einige Viertel\*) Weinland am Fuße des Kahlenberges zur Dotation angewiesen, mit der in jenen, wohl auch in späteren Zeiten nicht ungewöhnlichen Bewilligung, dessen Erträgniß im Kleinen ausschenken zu dürfen, zu welchem Zwecke er zwei rüstige Knechte hielt, die das Schankgeschäft besorgten und die Rechnung legen mußten. Den zahlreichen Besuchern des Berges war es ebenfalls willkommen, nach zurückgelegtem mühsamen Wege hier sich gütlich thun zu können, denn damals waren begreiflich auf dem Lande die Gelegenheiten dazu noch nicht so häufig als jetzt. Sa selbst Leute höheren Standes verschmähten es nicht, häufige Wanderungen nach dem Kahlenberge anzustellen, den muntern Pfarrherrn daselbst zu sehen, seine eindringenden und körnigen Reden zu hören und sich endlich mit seinem Weine zu laben.

So verzehrte denn immer ein Jahr die Vorräthe des früheren und Weigand befand sich weiblich baß in seiner Stellung. Das Jahr 1331 aber war ein gar arges Mißjahr in Hinsicht auf den Weinbau gewesen. Es wuchs zwar überflüssig des edlen Productes, allein die immerwährende nasse Witterung und die früh eintretende Herbstkälte waren Ursache, daß der Wein dieses Jahrganges sauer und fast ungenießbar wurde. Er hatte nach alten Chroniken eine röthliche Farbe, einen fauligen Geruch und Niemand begehrte ihn zum Trinken. Da stand es denn gar übel um den Nahrungsstand des würdigen Meisters Weigand. Die Bauern, welche sich früher in Scharen eingefunden hatten, da sie sich nach dem

---

\*) Viertel ist ein österreichisches Flächenmaß für Weingärten, deren eines 400 Quadratklaster oder ein Vierteljoch hält. Die Viertel werden wieder in 5 Pfunde eingetheilt, deren jedes 80 Quadratklaster mißt.

mühsamen Wege und nach angehörtem Gottesdienste mit gutem Getränke laben konnten, kamen immer sparsamer, besuchten andere Gotteshäuser, zu denen der Weg nicht so beschwerlich war, oder blieben gar lungernd zu Hause. So hätte denn der Pfarre am Kahlenberge allmällicher Verfall gedroht, wäre nicht eben der kluge Meister Weigand an ihrer Spitze gestanden, der bald einen Plan erdacht hatte, seine Vorräthe aufzuräumen und die Leute wieder herbei zu ziehen.

Es war aber im darauffolgenden Jahre 1332 gar ein äußerst heißer Sommer. Da ließ er eines Tages durch seine Leute allenthalben die Kunde verbreiten, wie daß er mit vielem Nachdenken eine große Kunst erfunden habe, und am folgenden Sonntage vom Kirchturme aus über die Donau fliegen werde. — Außerordentliche, wenn auch — besonders in jener Zeit, in welcher an die Aeronautik noch nicht im entferntesten gedacht wurde — ungläubliche Dinge finden bei den Landleuten gerne Eingang und so geschah es, daß Meister Weigand schon am frühesten Morgen zu seiner innersten Ergözung viele Leute herbeiströmen sah und mit Zunahme des Tages, der einer der heißesten war, mehrten sich die Scharen von allen Seiten, um das unerhörte Spectakel mit anzusehen. Der kluge Pfarrherr aber verzögerte die Anstalten zu, seiner sehnlich erwarteten Production so lange, bis die ermüdeten und durstigen Bauern sattfam den schlechten Wein hineingeschlürft hatten, so daß endlich sämmtliche Fässer auf die Meige gingen und der Zahlstisch voll von Silberpfennigen lag. Nun bestieg er mit ernster und wichtiger Miene den Thurm, betrachtete die mit offenen Mäulern und in lautloser Stille gaffende Menge längere Zeit schweigend und fragte endlich, sich an das Geländer haltend und herabbeugend:

„Habt ihr Leute schon einmal einen Menschen fliegen gesehn?“ — Auf ihre verblüffte verneinende Antwort sagte er ganz gelassen: „Wenn ihr also noch keinen Menschen fliegen gesehen habt, so werdet ihr mich auch nicht fliegen sehen,“ und stieg gravitätischen Schrittes von dem Thurme herab. — Die getäuschten Bauern erhoben zwar Anfangs ein lautes Gemurre, endlich brachen sie unwillkürlich über die List des Pfarrherrn in ein unauslöschliches Gelächter aus und bereuten weder den Weg, noch das ausgegebene Geld über den guten Schwank. Auch schämten sich Viele, daß ihnen der Weg zu beschwerlich gewesen war, um allhier dem Gottesdienste abzuwarten, daß sie denselben aber aus eitler Neugierde gerne gemacht hatten. Und in der Folge fanden sich wieder allsonntäglich viele Kirchengänger ein, die einstweilen willig an der frischen Quelle, die im Burghofe sprang, ihren Durst löschten, bis Meister Weigand sich für das gelöste Geld guten Frankenwein eingelegt hatte, der ihnen baß mundete.

Und solcher Weise erhielt der wackere Pfarrherr seine Pfründe am Kahlenberge noch durch viele Jahre. Seine weiteren Schicksale hat uns die Chronik nicht aufgezeichnet; wahrscheinlich ist es jedoch, daß, als sich Herzog Otto um 1337 wieder nach seinem Schlosse Neuberg, wo er das Cartheuserkloster gestiftet hatte, zurückzog, ihm Meister Weigand dahin nachgefolgt und auch daselbst gestorben sei.

Nach späteren bewährten Urkunden soll schon 1400 eine eigene Sammlung von Weigand's Schwänken und witzigen Einfällen erschienen seyn. Wenigstens bezieht sich die bekannte älteste Quelle über den lustigen Pfarrherrn vom Kahlenberge: Zuggers Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich (1555) darauf. Außerdem erschienen 1582, 1596, 1602, 1613 und 1620 neue Auflagen dieses Buches, deren letztere unter andern Schwänken

die Geschichte des Pfarrherrn von Kalenberg in unbeholfenen, aber recht lebendigen und volksthümlichen Reimen darstellt. Der rühmlich bekannte Friedr. Heinr. von der Hagen liefert das seltene Gedicht in seinem schätzbaren Narrenbuche (Halle 1811). Die hier erzählte Mähre lautet darin folgendermaßen:

Darnach der Pfarrherr thät gedenken,  
 Wie er seine Weine möcht auschenken,  
 Sie waren alle kähmich und zähe,  
 Daß ihm nicht Schad' daran geschähe.  
 Ein Ebentheuer er bald zuricht'r,  
 Wohl vor der Bauern Angesicht,  
 Und sagte ihnen da ohne Triefen  
 Er wollte über die Donau Fliegen  
 Wohl von dem Thurm von Kalenberg;  
 Es wär doch nirgend Rief' noch Zwerg  
 Beide, von Männern oder Frauen,  
 Sie sollten allda Wunder schauen,  
 Und wie er doch nun Fliegen wollt,  
 Pfauenfedern hätt' er geholt,  
 Die hing er hinten und vorn an sich,  
 Und daucht sich gleich als ein Sittich;  
 Also trat er bald hin und dar  
 Und leuchtete wie ein Engel klar  
 Der da kommt aus dem Paradeise,  
 Er trieb seltsame Geberd' und Weise,  
 Schwang da gar oft sein Gefieder,  
 Als wollte er Fliegen nieder.  
 Und sprach allewege: „Nun harrt,  
 Es ist noch nicht Zeit meiner Fahrt,“  
 Das Volk litt Durst von großer Hitz,  
 Wohl von der Sonne heißen Glig.  
 Da thät der Pfarrherr als ich sag,  
 Seinen Wein bracht er auf den Kirchttag,

Den Volk war da die Weil zu lang,  
 Den Wein es da alle austrank,  
 Da sie der Ebentheu'r inne wur'n,  
 Der Mesner lief auf den Thurn  
 Und sagte das bald dem Pfarrherr,  
 Von Herzen freut er sich der Mähr,  
 Daß ihm sein Wein also ausging,  
 Mit hübschen Worten er anfang:  
 Und sprach zu ihnen mit Worten lind:  
 „Nun höret all meine lieben Kind,  
 Eh daß ich fliege, so sagt mir hie,  
 Solch Wunder groß, wie seht ihrs ie,  
 Daß ein Mensch ie geflogen hat?  
 Mit Fleiß er ihne das sagen that,  
 Sie sprachen all mit gemeinen Mund:  
 „Wir sahen nie zu keiner Stund,  
 Ja Herr, wir sahen es noch nie“  
 „So sollt ihr es auch sehen hie,  
 Daß ich nicht will fliegen pflegen.  
 Gehet jetzt nur alle eure Wegen,  
 Und sprecht, ihr seyd allhier gewesen,  
 Gott, der laß euch wohl genesen;  
 Daß ihr mir mehr austrinket den Wein,  
 Will ich zu Gott euer Bitter seyn,  
 Des sollt ihr keinen Zweifel han,  
 Ich will seyn euer Kapellan.“  
 Dieß einen freut, doch den andern nit,  
 Der dritte sprach: das Fieber dich schütt'  
 Als einen betrogenen Pfaffen,  
 Du hast heut gemacht viel Affen.“  
 Der Vierte schmunzelte und lachte,  
 Der Fünfte schalt, daß es krachte,  
 Einer red't dieß, der andere das,  
 Dem Pfarrherr mühte wenig das,

Und war ihm gar eine kleine Klag,  
 Also endete sich der Kirchtag.

---

### Die grosse Landplage in Oesterreich.

Die arge Landplage, welche im vierzehnten Jahrhunderte, und namentlich im Jahre 1338, Oesterreichs Gefilde verheerte, ist unter dem Namen: „die Heuschrecken - Noth“ aus alten Chroniken hinlänglich bekannt und auch in neuerer Zeit oft genug besprochen worden. Gegen Pfingsten zu erschienen auf einmal von Osten her so zahlreiche und dichte Schwärme dieser verheerenden Insecten, daß ihre Züge gleich schwarzen, großen Wolken anzusehen waren, und im eigentlichen Verstande die Sonne verdunkelten. Sie erhoben sich gegen Sonnenaufgang, durchstreiften den Tag über die Luft in gemessenen Räumen und Abtheilungen und ließen sich gegen Abend auf die Fluren herab, wo sie Laub und Gras, Blüten und Saaten, Blätter, Blumen und Kräuter bis auf den Grund verheerten und die blühenden Gefilde Oesterreichs fast gänzlich verödeten. Zum Glücke blieben die Weingärten sämmtlich von diesen schlimmen Gästen verschont, deren herbes Product an Ranken und Blättern dem vielleicht verwöhnten Geschmacke derselben nicht zusagen mochte.

Der nachmalige Kaiser Karl IV., damals noch Markgraf in Mähren, erzählt in seiner Selbstbiographie, daß, als er auf der Reise von Ungarn in einem Zelte bei Pulkau übernachtete, ihn mit Sonnenaufgang ein Reisiger mit dem furchtbaren Geschrei geweckt habe: „Steht auf, o Herr! der Weltuntergang ist nahe!“ Und als der Markgraf sich mit seinem Gefolge schnell aufraffte, sahen sie einen sieben Meilen langen (?), die Sonne verfinsternden Zug von Heuschrecken,

welche ringsumher ein dumpfes, unheimliches Getöse und einen unerträglichen Gestank verbreiteten. Sie flogen, einen starken Vortrab voran, in gemessenen Räumen und Abtheilungen, hatten 6 Flügel und ihre Zähne sollen wie Edelsteine gegläntzt haben. Auch versuchte in jenem finstern Zeitalter der Aberglaube nicht sein ängstliches Spiel zu treiben, und man wollte auf den vordersten Flügeln deutlich die Buchstaben **I. D.** bemerkt haben, die dann schnell durch *ira Dei* (Zorn Gottes) interpretirt wurden.

So weit fußen wir mit dieser Überlieferung durchaus auf historischem Grunde. Die folgende Begebenheit aber gehört dem Reiche der Sage an, obwohl sie in jener Zeit, und lange nachher steif und fest geglaubt wurde: Es lebte nämlich zu jener Zeit ein gar arger und böser Ritter, Bertram von Grillenstein genannt. Viel Unheil hatte er durch seine Raubzüge und Gewaltthaten von seinem ziemlich verfallenen Schloßlein aus unternommen, das am Fuße des Kahlenberges, in der Nähe von Sievering, gestanden haben soll, und dessen Spur nicht mehr zu finden ist. Dasselbst hauste er, der Schrecken der ganzen Umgebung und aller friedlichen und unwehrsamem Wanderer, mit einigen seiner Raubgesellen, eben so verdorbenen Gemüthes, wie er selbst. Eines Tages aber, und zwar den 22. Juni 1338, zog er mit ihnen früh Morgens in der Absicht aus, ein schönes, reiches Fräulein, Hildegunde von Wildberg, zu entführen, deren Vater ein stattliches Schloß an der Fische besaß, und den Raubritter mit seinen Anträgen spottend abgewiesen hatte. Bei ihrem Auszuge aber wurden die Ruchlosen schon durch eine dichte Wolke von Heuschrecken, die eben im Auffliegen begriffen waren, erschreckt, nur der böse Ritter lachte über die Furcht seiner Genossen und führte mit seinem breiten Degen mehr Kreuz-

hiebe gegen die fausenden Schwärme, die wunderbarlich durcheinander wirbelten, sich aber bald, gleichsam seinem ohnmächtigen Angriffe spottend, mit furchtbarem Gebrause hoch in die Luft erhoben und ihren Flug gegen Westen nahmen. Bei dem Schlosse Wildberg angelangt, lagerte sich die ruchlose Rotte in der nahen Thalebene und erspähte die günstige Gelegenheit, ihr schändliches Vorhaben auszuführen. Aber erst gegen Abend zeigte sich das Fräulein, die in Begleitung einer treuen Jose außerhalb des Burgzingers gegen die Fische zu lustwandelte. Wie der Geier auf die schüchterne Laube, stürzte Ritter Bertram auf die Erschrockene zu; all ihr Flehen und Bitten war umsonst, mit wilder Gewalt warf er sich mit ihr aufs Ross und sprengte mit Blitzesschnelle davon, während seine Gefährten die Jose gewältigten und mit gleicher Eile ihrem Gebieter folgten, ehe irgend ein Burgbewohner den frechen Raub gewahren konnte. So ging es fort über Strauch und Moor, um noch vor Anbruch der Nacht das Raubnest zu erreichen.

Schon aber begann es zu dämmern, als sie auf der weiten Fläche ankamen, welche der erst vor Kurzem ausgerodete Wald in der Gegend des heutigen Lerchenfeldes bildete; da schien eine sich dicht herabsenkende Masse von Heuschrecken ihren Weg sperren zu wollen, während man schon von ferne die Hifthörner ihrer Verfolger ertönen hörte. Bertram's Gefellen riethen, einen andern Weg einzuschlagen, denn sie entsetzten sich ob dieser furchtbaren Masse des Ungezieters, dem unheimlichen Säusen und Brausen derselben, so wie des fast erstickenden Gestankes, der sich rings verbreitete. Ritter Bertram aber lachte ihrer Furcht und indem er sich rühmte, diesem Unwesen bald ein Ziel zu setzen, übergab er schnell das Fräulein einem seiner Begleiter und spornte mit hochge-

schwungenem Schwerte in den schwirrenden Haufen hinein, ihn zu zertheilen meinend. Aber bald war er von der wild durcheinander tobenden Masse dicht umgeben und aus den Augen seiner Gefährten verschwunden. Niemand getraute sich, ihm nachzufolgen, und da sich der Insectenschwarm immer verdichtete und weiter verbreitete, so wollten sie eben mit ihrer Beute einen andern Weg nehmen, als Ritter Wildberg mit seinen Mannen herbeistürzte, die bösen Gesellen nach kurzem Kampfe überwältigte, ihrer mehre erschlug und die Übrigen hart gebunden mit nach Schloß Wildberg führte. Fräulein und Jose freueten sich der unverhofften Rettung, die bösen Gesellen aber wurden des andern Tages zur wohlverdienten Strafe ihres ruchlosen Unternehmens an die Bäume der dem Schlosse nahen Au aufgehängt.

Ritter Bertram aber war nicht in seine Burg zurückgekehrt, weshalb unter den wenigen daselbst Zurückgelassenen große Verwüstung entstand. Des andern Tages früh Morgens machten sich darum einige Reifige auf, um zu sehen, was aus dem Ritter und seinen Gefährten geworden. Eben begann der Morgen mit röthlichem Lichte zu dämmern, als sie auf das genannte Blachfeld kamen; sieh, da brauste eben der gewaltige Schwarm von Heuschrecken auf und nahm, durch seine dichten Massen das Licht der aufgehenden Sonne verdunkelnd, seinen gewohnten Flug nach Westen, einen verpestenden Gestank zurücklassend. Kaum aber hatten sich die Reifigen von ihrer Verwunderung über diese unheimliche Erscheinung erholt, als sie mit erstarrendem Schrecke auf dem vom Laub und Gras entblößten Plage, den das verheerende Ungeziefer so eben verlassen hatte, das schaudervolle Gerippe eines Pferdes und Mannes entdeckten, und aus den umherliegenden Leichen ihrer Gefährten, so wie

aus dem glänzenden Schilde, der neben den Skeletten am Boden lag, des Ritters furchtbares Ende entnehmen konnten. Sie mochten daher nicht mehr in die Burg zurückkehren, gingen in sich und vollbrachten fortan als Einsiedler in den waldigen Höhlen des Kahlengebirges ein bußfertiges Leben. Die Raubveste aber wurde bald darauf durch einen Executionszug des gerechten Herzogs Albrecht des II. von Grund aus zerstört, so daß ihre Stätte nicht mehr gefunden werden mochte. Gegen den Monat September aber nahmen die Heuschreckenschwärme ihren ersehnten Abzug in die östlichen Länder, und seither blieb Oesterreich von einer ähnlichen Landplage verschont.

### Der geheimnißvolle Fremde in Wien.

Im Frühjahr 1485 war Wien von dem Heere des Ungarkönigs Mathias Corvinus umschlossen worden. Eine bedeutende Truppenmacht unter dem Kronfeldherrn Stephan Zapolya hielt die Stadt im Halbkreise von St. Marx bis zu den dormaligen Schausler- und Rosenlucken außerhalb des Holz- oder Burgthors umgarnt. Der König selbst hatte mit den erlesensten Truppen, worunter sich besonders die von ihm neugeschaffenen Husaren \*) ausgezeichneten, sein

\*) Diese neue Truppe wurde dadurch gebildet, daß von je 20 Häusern ein Mann dazu gestellt werden mußte. Aus dem Worte zwanzig, ungarisch husz und ar Löhnung, entstand ihr Name. Ihre Kleidung war ursprünglich von der heutigen sehr verschieden. Sie trugen knappe lange Beinkleider mit Bundschuhen, ein knappes Wamms mit kurzen Schößen, das ein lederner Gurt zusammen hielt; darüber einen weiten Mantel oder Pelz. Die Kopfbedeckung war eine hohe Mütze nach Art jener der Kosaken, mit einer Feder ohne Schildchen. Schimmer, Wien 2c.

Lager vom Schottenthore bis gegen den Döblingerbach ausgedehnt. Ob schon in der Stadt die geeignetsten Vertheidigungsmaßregeln getroffen waren, so war dennoch deren Besatzung zu gering und die Hoffnung auf Entsatz, bei der immerwährenden Geldnoth des Kaisers Friedrich III., zu ferne, als daß auf langen Widerstand zu rechnen war. Ueberdies hatte bei der engen Einschließung, da auch der untere Werb (heutige Leopoldstadt) in den Händen der Feinde war, die Noth in der Stadt so um sich gegriffen, daß eine fürchterliche Theuerung entstand; so z. B. kostete das gewöhnliche schwarze Brot, statt 3 Pfennige, 20; das Pfund Fleisch statt 2, 10 Pfennige; ja am Ende sah man in den Fleischbänken fast nur mehr Pferdefleisch; die ärmeren Classen schlachteten selbst Hunde und Katzen, wo sie deren nur habhaft werden konnten und Alles schrie nach Erlösung oder Übergabe. Alle Hilfe war fern, der Kaiser befand sich ohne hinlängliche Macht zu Innsbruck; Erzherzog Maximilian, auf dessen Energie man noch die meiste Hoffnung setzen konnte, war in den Niederlanden, wo er selbst mit Unruhen zu kämpfen hatte. So war es denn unter diesen Umständen kein Wunder, daß allgemeine Muthlosigkeit in der Stadt herrschte, ja, daß in manchen Häusern heimliche Zusammenkünfte von Mißvergnügten gehalten werden konnten, bei welchen sich nicht selten selbst Abgeordnete aus dem Lager des Ungarkönigs einfanden, die sich unbeachtet in die Stadt geschlichen hatten. Die vorzüglichsten Sammelplätze derselben waren die Schenke zu den drei Raben im Rothgäßchen und das größere Wirthshaus zur Sonne unter den Seilern (heutige Seilergasse). In letzterem, welches schon damals große Einkehr hatte und dessen geschwärzte Außenseite eine lange, mit einem Strebepfeiler gestützte Stange bezeichnete, von wel-

her ein mächtiger Busch von Tannenreisig herabhing, woran wieder zwei der gewöhnlichen Bierzeihen, aus Spänen geflochten, herunter baumelten; waren diesen geheimen Zusammenkünften einige geräumige braungetäfelte Hinterstuben gewidmet und der Anbruch des Abends war die gewöhnliche Zeit der Versammlung. Um diese Zeit trieb sich gewöhnlich ein auf Kellnerart gekleideter stämmiger Bursche vor den Fenstern und der niederen Einfahrt des Hauses herum. Die Eintretenden, gewöhnlich in weite, dunkle Mäntel gehüllt, mit den damals üblichen, rauhen Mützen mit kurzer Feder auf dem Kopfe, warfen ihm nur einen bedeutenden Blick zu, den er gewöhnlich ganz unbeachtet ließ, worauf sie ohne weiteren Aufenthalt eintraten. Manchmal aber beantwortete er denselben, in Form eines Grußes, mit dem ungarischen Worte *Matsák*, worauf sich die Nahenden wieder eilig und geräuschlos entfernten. Es bedeutete aber dieses Losungswort, daß Fremde in dem Gasthause anwesend waren, folglich die Versammlung nicht Statt haben könne.

Den 11. April, eben als eine kurze Waffenruhe geschlossen worden war, nahen sich um die Dämmerungsstunde abermals zwei Verhüllte mit vorsichtigen Schritten und im leisen Gespräche begriffen, dem Thore des Wirthhauses. Der Eine, etwas über die mittlere Größe, breiten und markigen Angesichts, mit hoher Stirne, fester und stämmiger Gestalt, mit dicht gekräuselten Haaren, warf den lebhaftesten Blick seiner dunkelbraunen blizenden Augen neugierig und forschend rings um sich, während sein kurzes bäurisches Gewand mit breiten Metallknöpfen, das, wie sein Mantel klappte, zum Vorscheine kam, wunderbar mit seinem würdevollen Ansehen kontrastirte und der funkelnde Griff eines kurzen Schlachtschwertes von Zeit zu Zeit, wie sich sein Gewand im raschen

Gehen auseinander schlug, sichtbar wurde. Kaum beachtete er aber in feuriger Ungeduld die Vorsicht empfehlenden Winke seines Begleiters. — Am Eingange tönte ihnen jedoch das bedeutungsvolle *Matsák* des aufgestellten Postens entgegen. Demungeachtet aber bedurfte es der ganzen Überredungskraft und den Bitten seines Begleiters, den Ungeduldigen vom Eintritte zurückzuhalten. Unwillig entfernte er sich mit den lauten Worten, die zuerst Verdacht über den geheimnißvollen Fremden erregten: „Was haben wir wohl zu fürchten? Zwei ansäßige Bürger sind mit uns einverstanden und werden uns die Stadt bald überliefern.“ Auf die leise Bitte seines Begleiters, Verräthern kein Vertrauen zu schenken, erwiederte er hohnlachend: „Sorge nichts, diese trügen uns nicht, sie heißen Hunger und Zwietracht,“ und sein lautes, wildes Gelächter erstarb erst mit ihren verhallenden Schritten.

Am folgenden Morgen verbreitete sich das Gerücht, der große Ungarkönig selbst habe sich in der Verkleidung eines Handwerksmanns in die Stadt gewagt und in der Kneipe zu den drei Raben mit den Häuptern seiner Parthei Unterredung gepflogen. Er sei auch von einigen kaiserlich Gesinnten erkannt worden und nur mit genauer Noth, während eines von seinen Anhängern erregten Auslaufes und mittelst ausgestreuter falschen Spuren zum Schottenthore wieder hinaus entkommen. — Des folgenden Tages schritt der König in Folge seiner Unterredung zu offener Gewalt; die Ungarn erstürmten die Landstraße, zerstörten den starken Verhau, der daselbst errichtet war und drangen bis zum Stubenthore, während die eroberten Vorstädte den Flammen Preis gegeben wurden. Die Hoffnungslosigkeit der Belagerten führte endlich einen Vergleich herbei, nach welchem, wenn kein Entsatz bis dahin käme, die Stadt am 1. Juni übergeben werden sollte. Da

unter den obwaltenden Umständen an keinen Entsatz zu denken war, so lieferte der 1. Juni 1485 die Stadt unbestritten in die Gewalt der Feinde. Um acht Uhr früh hielt an diesem Tage König Mathias, von 8000 Mann seiner besten Truppen begleitet, und unter deren tausendstimmigen Siegesjauchzen, seinen feierlichen Einzug in Wien. Hoch zu Pferde, in die schimmernde Tracht seiner Nation gekleidet, von Gold und Edelsteinen strahlend, ritt er in freudigem Stolze, von den Großen Ungarns, Mährens und Schlesiens umgeben, im festlichen Zuge durch die Wollzeile über den Stephansplatz, wohnte in der Domkirche einem feierlichen TeDeum bei und nahm seine Wohnung einstweilen in einem Bürgerhause in der Kärnthnerstraße, bis er sich daselbst eine eigene Residenz erbaute, dem Eingange der Weihenburg gegenüber. Dieses Gebäude, damals die Königsburg genannt, hieß in der Folge das Hasenhaus (vermuthlich von Jagdszenen, womit es irgend ein nachfolgender Besitzer bemalen ließ). Gegenwärtig trägt es das Schild zu den drei Löwen, es wurde jedoch durch neue Bauten vielfach verengt und verschmälert. Zu König Mathias Zeiten hatte es an beiden Seiten freie Räume und Wachthäuser.

In der Folge bestätigte der König die alten Freiheiten und Handfesten Wiens und nannte sich nun König zu Ungarn und Böhmen, Herzog zu Osterreich und Schlesien, Markgraf zu Mähren und in der Lausitz. Obwohl er aber Wien zur Haupt- und Residenzstadt seines Reiches erkoren hatte, wie denn auch auf einem alten italienischen Plane Wien *la città principale d'Ongheria* genannt wird; so betrat er, vielleicht aus einem Gefühle, daß ihm die Vorzeit fremd und nur die Gegenwart sein sei, doch nie die Kaiserburg und lebte fortan in seiner neu

erbauten Residenz, wo er auch den 5. April 1490 starb, worauf Osterreich und Wien wieder in den Besitz ihrer angestammten Herrscher zurückkamen. Die Sage erzählt, daß in der Stunde seines Todes die Donau aus ihren Ufern trat, die Löwen im königlichen Schloßgarten starben und große Scharen von Raben (Abzeichen des Geschlechtes Hunyad, daher Corvinus) mit schauerhaftem Gefrächze gen Stuhlweissenburg, dem Begräbnißorte der ungarischen Könige, flogen.

Da König Mathias von seiner zweimaligen Ehe, mit der Tochter des Königs Georg Podiebrad von Böhmen und mit Beatrix, Prinzessin von Sicilien, keine Kinder, sondern nur einen natürlichen Sohn, den Herzog Johann Corvinus, hinterließ, so erlosch mit seinem Tode die Hauptlinie des ruhmwürdigen Geschlechtes Hunyad. In Wien aber blieben als Zeichen seiner Anwesenheit das steinene Standbild am Ecke der Tuchlauben in die Landstrongasse, welches, der Sage nach, den König vorstellt, wie er sich verkleidet in die Stadt geschlichen, und der veränderte Name des Wirthshauses in der Seilergasse übrig, das seit jener Zeit, wo man das geheimnißvolle Matsák so oft zu hören bekam, der Matschakerhof bis auf den heutigen Tag genannt wird und das erst seit kurzer Zeit durch neuen Umbau seine alterthümliche Gestalt verloren hat.

### Die folgenreiche Doppelheirath in Wien.

Eine der glänzendsten und folgenreichsten Begebenheiten für den österreichischen Kaiserstaat fiel im Jahre 1515 in Wien vor und war von prachtvollen, bisher noch nicht gesehenen Festlichkeiten begleitet. Kaiser Maximilian I. dachte in seinem bereits vorgerückten Alter (er war damals 56 Jahre alt) vor Allem daran, die durch seine eigene burgundische Heirath, dann durch die Vermäh-

Lung seines einzigen Sohnes Philipp mit der reichen castilischen Erbin Isabella, gegründete Größe seines Hauses zu sichern und noch mehr zu befestigen. Maximilian hatte in seinem ritterlichen und echt deutschen Sinne zuerst die Nothwendigkeit gefühlt, eine bedeutende deutsche und östliche Macht zu gründen, um der damals schon um sich greifenden französischen Macht ein hinlängliches Gleichgewicht zu halten und auch wohl den italienischen Staaten zu imponiren. Seit den Zeiten der glorreichen Hohenstaufen war wohl Niemand zu solchem Plane geeigneter als Maximilian. Unzählige Hindernisse hatte er bereits zu diesem Zwecke überwunden; klug und gewandt, wie er war, übersah er auch keine Gelegenheit, die seinen Absichten förderlich seyn konnte und endlich, nach langem Mühen und Harren zeigte sich auch die günstige Zeitperiode dazu.

Deutschland war durch den von Maximilian eingeführten ewigen Landfrieden zum größten Theil beruhigt, Spanien habsburgisches Erbe, Frankreich hatte den einst spottweise: »Bürgermeister von Augsburg« benannten Maximilian kennen, achten und fürchten gelernt \*), selbst die Osmanen hielten sich, durch die Siege der Ungarn gedemüthigt, ruhig, nur in Ungarn und Böhmen selbst galt es, die Erregung der Parteien zu beschwichtigen und wo möglich dem österreichischen Hause wenigstens die Anwartschaft auf jene wichtigen Länder zu verschaffen, welche durch Albrecht II. und dessen Sohn Ladislaus Posthumus bereits Eigenthum des habsburgischen

\*) Bekannt ist die Anekdote, daß einst ein Höfling des Königs Ludwig XI. von Frankreich, eines der heftigsten Widersacher Maximilians, verächtlich von diesem sprach und ihn nur den Bürgermeister von Augsburg nannte. Ludwig aber erwiederte unwillig: »Sprich nicht so schimpflich von Mar, glaube mir, wenn dieser Bürgermeister die Glocke ziehen läßt, so ist ganz Deutschland im Harnisch und Frankreich zittert.«

Stammes gewesen waren und nur durch eine Verkettung der Umstände demselben wieder entrisfen wurden. Noch einmal waren jedoch beide Kronen auf einem Haupte, jenem des polnischen Prinzen Ladislaus IV. vereinigt und abermals sollten, wie zu den Zeiten Kaiser Sigmunds, durch eine Wechselheirath nicht nur die Interessen dieser Reiche mit jenen des Hauses Habsburg verknüpft, sondern auch letzteres neuerdings die legale Anwartschaft auf die Erbfolge erhalten. Das Mittel zu diesem großen Zwecke boten die beiden Enkel des Kaisers, Karl und Ferdinand (sein Sohn Philipp war schon 1506 in der Blüthe seiner Jahre gestorben) und Ladislaus' Kinder Ludwig und Anna. Über diese Angelegenheit wurde über fünf Jahre verhandelt und mehrmals reiste der gelehrte Historiker und kaiserliche Rath, Johann Spießhammer, genannt Cuspinian, in dieser Angelegenheit mit Aufträgen des Kaisers nach Ungarn. Der alternde König Ladislaus war bald für diesen Plan gewonnen, länger aber wahrte es, die verschiedenen Parteien in Ungarn zur Übereinstimmung zu bringen. Endlich wurde zu Ofen im Beisein der Gesandten des Königs Sigismund von Polen, Ladislaus jüngeren Bruder, beschloffen, daß wegen der allgemeinen Wohlfahrt der gesammten Christenheit sowohl der Kaiser als die Könige von Ungarn und Polen eine persönliche Zusammenkunft halten sollten und bei dieser Gelegenheit nebst andern wichtigen Angelegenheiten, auch die wechselseitige Vermählung Statt haben sollte.

Die Zusammenkunft der hohen Herrscher wurde Anfangs auf den Lätare-Sonntag des Jahres 1515 im Schlosse zu Preßburg festgesetzt, woselbst auch die königlichen Brüder den 20. März eintrafen. Kaiser Maximilian aber ließ sie durch eine feierliche Gesandtschaft nach Wien einladen, wo die Festlichkeiten mit größerem Pompe vor sich gehen konnten. Durch

Reichsgeschäfte aufgehalten, konnte der Kaiser erst den 10. Juli nach Wien kommen und eilte sogleich, von einem zahlreichen Hofstaate begleitet, den Königen entgegen, die durch langes Harren fast schon ungeduldig geworden. In der Nacht vom 15. auf den 16. brachte Sigismund mit seinen stattlichen Polen, Lithauern und Neussen an der Leitha zu. Der 16. Juli war zur Zusammenkunft auf der weiten Ebene zwischen Hainburg und Bruck, nahe bei dem Schlosse Trautmannsdorf, bestimmt. Ein mächtig hoher Baum bezeichnete den Platz der Zusammenkunft, und als sich die ersten Kriegerscharen von Weitem zeigten, wurde ein aufgethürmter Scheiterhaufen angezündet und loderte als freudiges Zeichen hoch auf. Zuerst trafen die beiden Könige ein; der alternde Wladislaus in einer prachtvollen, mit rothen Sammt überzogenen, und mit Goldstickerei gezierten Sänfte, an seiner Seite die Prinzessin Anna in einem herrlichen, mit allegorischen Basreliefs verzierten, mit 8 Schimmeln bespannten Staatswagen. Ihnen folgte auf muthigem Pferde der kräftige Polenkönig, ganz in Scharlach gekleidet, mit weißsammtene, roth besiederten Barett, ihm zur Seite ritt Prinz Ludwig auf einem mit Gold und Silber, Perlen und Edelstein reich verzierten Schimmel, ebenfalls in rothem, mit Gold durchwirkten Scharlachkleide, ein schwarzsammtenes Barett mit prachtvollem Reigerbusche auf dem Haupte. Den König von Polen begleiteten viele Reichsräthe, Bischöfe und Wojwoden, zumeist himmelblau gekleidet, dann folgte ein unübersehbarer Troß zu Fuß und zu Ross. Wladislaus umgaben die Großen des Reiches, die Ungarn in strahlender Nationalkleidung mit geflochtenen, mitunter mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückten Haaren und Bärten, dann jene von Böhmen, Mähren und Schlesiën, theils in ritterlicher, theils in der malerischen Hoftracht jener Zeit.

Raum hatte sich das zahlreiche Gefolge der beiden Herrscher auf der weiten Ebene verbreitet, so erscholl auf einmal feurige Kriegsmusik und heller Glanz blendete vom Hört, einem schattenreichen Waldhügel herab, die Augen, kriegerische Waffen glänzten weithin durch das Gefilde. Es war der Kaiser, umgeben von den Herzogen von Baiern, von Württemberg und Mecklenburg, den Gesandten von England und Spanien, von vielen Grafen, Fürsten und Herren des deutschen Reiches und der Erbreiche und gefolgt von dem zahlreichen streitbaren Adel aus allen österreichischen Ländern, in Allem mit ihren Reihigen über 5000 Pferde, sämmtlich glänzend gewaffnet und gerüstet. Bei dem Anblicke eines so stattlichen Heeres mit seinem kriegerischen Aussehen wollte sich schon Mißtrauen der Ungarn bemächtigen. Die Könige aber beschwichtigten es sogleich und Sigismund sprach die erhebenden Worte, die jeden Zweifler beschämt verstummen ließen: „Wir sind Alle in gutem Zutrauen auf des Kaisers ritterliches Gemüth hierher gekommen. Noch nie hat sich Maximilian unedel benommen. Wer Arges fürchtet, möge daher ungehindert umkehren und heimziehen!“

Auch der Kaiser wurde in einer purpurbehangenen goldgeschmückten Sänfte getragen. Als er jene des Königs erreicht hatte, um den sich seine Angehörigen scharten, reichte er den Königen und den Kindern die Hand und rief hell und freudig aus: „Dies ist ein Tag von dem Herrn gesendet; darum laßt uns freudig und fröhlich seyn.“ Eben so herzlich wurde er von den Fürsten bewillkommt und laut jubelnd begrüßt die Edlen und das Volk die herzliche Zusammenkunft. Eine und eine halbe Stunde dauerte die erste Zwiesprache. Dann wurde eine kleine Jagd veranstaltet, wobei sich besonders der Kaiser, der König von Polen und Prinz Ludwig hervorthaten. König

Wladislaus aber blieb seines Alters und seiner Kränklichkeit wegen Zuschauer. Erst spät Abends trennten sich die Fürsten. König Wladislaus blieb mit den Kindern in der nahen Feste Trautmannsdorf, König Sigismund übernachtete zu Enzersdorf, der Kaiser selbst aber begab sich mit seinem Gefolge nach Larenburg, von wo er sich den folgenden Tag nach Schwechat erhob, um die Könige dort zu erwarten und mit ihnen den feierlichen Einzug in Wien zu halten.

An diesem Tage blieb außer den Alten und Kranken schier kein Mensch in Wien. Bei St. Marx, durch die Ungargasse, den Rennweg und über das damalige Weingebirg am Laaerberge strömten Tausende und wieder Tausende von Menschen der Gegend zu, von wo der Zug beginnen sollte. Im freien Felde, zwischen Schwechat und Simmering bewillkommten 1500 der reichsten und angesehensten Bürger und Bürger söhne von Wien, alle in Scharlach gekleidet, an ihrer Spitze sechs, mit ritterlicher Würde geschmückte Rathsherrn in silbernem Harnisch zu Pferd, die Fürsten im Namen der Stadt mit Gruß und werthvollen Gaben. Hinter ihnen zogen 600 deutsche Landsknechte, mit Hellebarden und langen Handröhren, gleich und zierlich gekleidet, welche die Stadt zu diesem Zwecke eigens aus dem Reichsheere angeworben hatte. Der Zug bewegte sich nun stattlich und langsam vorwärts. An der steinernen Brücke vor dem Stubenthore harrete die Obrigkeit der Stadt, schwarz gekleidet, mit blendend weißen gestreiften Halskrausen; die hohe Schule; die gesammte Christlichkeit mit den Heiligthümern; die Schulknaben, weiß gekleidet, jeder mit einem Fähnlein, worauf die Wappen Österreichs, Ungarns, Böhmens und Polens, dann die Zünfte und Zechen der Handwerke und Gewerbe, über 60 an der Zahl, jede mit ihrer Fahne. Den Zug aber eröffnete die zahl-

reiche Reiterei aus den verschiedenen Ländern in malerische Gruppen abgetheilt. Dann folgte der glänzende österreichische Adel in blanker Rüstung, dann die Feldmusik, über 200 Trompeter und Heerpauker. Hinter ihnen ritten Sigismund und Ludwig, ihnen folgten Maximilian und Ladislaus in ihren Sänften, zu deren beiden Seiten die vornehmen Großen des Reiches zu Fuße schritten. Darauf erschien der goldstrahlende Wagen der Prinzessin Anna von 15 Kutschen mit ihren Hofdamen gefolgt. 400 deutsche Reiter prachtvoll gerüstet und glänzend geschmückt, schlossen den Zug, welchem zahllose Reiter und Kutschen und eine unermessliche Menge Volkes durch die Wollzeile nach St. Stephan folgten. Von den Wällen donnerten unausgesetzt die Karthausen, alle Glocken der Stadt ertönten und auf vielen Balkonen der mit kostbaren Tapeten und Blumen reichgeschmückten Häuser erschallten fröhliche Musikchöre. Tausendstimmiger Jubel ertönte von der entzückten und freudetrunkenen Volksmenge. Am Riesenthor des St. Stephansdomes harrete der damalige Wiener Bischof, Georg von Slatkonia mit der Geistlichkeit seiner Metropole des Zuges und sprach den Segen über die Fürsten und das Volk. Der Kaiser zog hierauf mit Ladislaus und den fürstlichen Kindern in die Burg; Sigismund aber nahm seine Wohnung in der einstigen Residenz des großen Ungarkönigs, Mathias Corvinus, in der Kärnthnerstraße, dem damals sogenannten Hasenhause \*) und bewohnte dieselben Gemächer, in denen dieser große Herrscher gewohnt hatte und gestorben war. — Mehre folgende Tage vergingen mit Berathungen, dann mit Besichtigung der Stadt, der nahen Lust-

\*) Auf dessen Platz steht gegenwärtig das Haus Nr. 1973, zu den drei Löwen genannt (f. S. 53).

schlösser und vielfältiger Kurzweil in der Burg und auf den Straßen und Plätzen, wie denn auch den 18. Juli ein großes, also genanntes Scharlachrennen am Rennwege abgehalten ward, wobei König Sigmund den ersten Preis, in einer goldenen Schale bestehend, gewann.

Der 22. Juli wurde endlich zur Feier der Doppelvermählung bestimmt, wodurch Ungarns und Böhmens Kronen in der Folge für immer an das Haus Habsburg gedeihen sollten. Nach neun Uhr früh ging der feierliche Zug nach St. Stephan. Ladislaus wurde wieder in seiner Prachtfänste getragen; der Kaiser aber, König Sigismund und Prinz Ludwig als Bräutigam erschienen in prachtvoller Kleidung zu Pferde; in Prachtwagen folgten die Prinzessin Anna, als die Braut eines der noch in Spanien abwesenden Enkel des Kaisers, dann die Prinzessin Maria, ebenfalls Enkelin Maximilians als bestimmte Braut des Prinzen Ludwigs. Der Dom war mit Tapeten, grünem Gebüsch und Blumen aller Art auf das prachtvollste ausgerüstet, rechts im Presbyterium befanden sich der Kaiser und die Könige, durchaus in Goldstoff gekleidet, zwischen ihnen die Prinzessinnen Maria und Anna in strahlendem Hochzeitschmuck; links die päpstlichen Legaten, der Nuntius, der Cardinal - Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn, der Cardinal von Gurk, 14 Bischöfe und viele Prälaten. Bischof Slatkonia hielt die feierliche Messe, der Kapellan des Cardinals von Gurk, der gelehrte Michael Bertolin, hielt die feierliche Anrede.

Mittlerweile hatte sich Maximilian am Grabe seines Vaters mit dem prachtvollen Kaiserornate bekleidet, der über eine Million geschätzt wurde. Zuerst trat der Kaiser mit der Prinzessin Anna vor den Altar und wurde von dem Primas von Ungarn im Namen eines seiner beiden Enkel getraut. Die

Prinzessin überreichte ihm einen kostbaren künstlichen Blumenstrauß und der Kaiser redete sie hierauf mit folgenden Worten an: „Obwohl wir jetzt Euer Liebden das Wort gegeben, daß Ihr unsere Gemahlin seyn sollt, so ist dieses doch geschehen im Namen unserer abwesenden beiden Enkel, des Sinnes, Euer Liebden mit Einen von ihnen zu vermählen, dem wir Euch auch hiermit ehelich versprechen. Und weil mein Enkel Karl die Königreiche Kastilien und Arragonien, mein Enkel Ferdinand aber die Kronen von Neapel zu erben und zu erwarten hat, so nennen wir hiermit Euer Liebden eine Königin und wollen Euch zu einer solchen gekrönt haben.“ Mit diesen Worten setzte er ihr eine Krone auf. — Darauf wurde Prinz Ludwig mit der Prinzessin Maria getraut und Vladislaus ernannte denselben zu seinem Reichsvikar und Nachfolger. Zum Schlusse schlugen der Kaiser, die Könige und der Kronprinz Ludwig über 20 Jünglinge des ersten Adels zu Rittern.

Zu Mittag war offene Tafel mit großem Gepränge in der Burg und Nachmittag wurde auf dem neuen Marke ein glänzendes und prachtvolles Ritterspiel gehalten. Der ganze Platz war zu diesem Zwecke mit Blumen und Gemüse ausgeschmückt, so daß er schier einem Lustwalde glich; die Häuser waren mit kostbaren Teppichen und Blumenguirlanden, die sich in allen Geschossen von einem Gebäude zum andern zogen, behangen. Hier wurde vor einer unzähligen Menge Volkes von sechs ritterlichen Paaren, worunter die Markgrafen Georg und Kasimir von Brandenburg; Adolph von Bibra, David von Knöringen, Hanns Graf von Hardegg und Hans Jakob von Landau Turnier und Scharfrennen gehalten.

Am Abend desselben Tages aber feierte der Kaiser noch die Heirath seines Lieblings und steten Waffengefährten Sig-

mund von Dietrichstein mit der schönen Barbara, Tochter Georgs von Rottal, österreichischen Landmarschalls. Der Kaiser selbst und König Vladislaus führten die Braut zum Altare. Sie erhielt auch zwischen ihnen ihren Platz an der reichen Tafel, auf welcher 300 Gerichte standen, und welche von Gold, Silber und Edelsteinen glänzte. Außerdem waren bei diesem glänzenden Brautfeste der König von Polen, die königlichen Brautpaare, die eben anwesende Königin von Dänemark, Isabella, ebenfalls eine Enkelin des Kaisers, die Herzoge von Baiern, Braunschweig, Mecklenburg und Brandenburg, dann zwei Kardinäle, 13 Bischöfe, 16 Fürsten und eine Unzahl von Grafen, Herren und Rittern zugegen \*). Am folgenden Tage hatten zu Ehren dieser Vermählung abermals glänzende Ritterspiele Statt und noch heute befinden sich im fürstlichen Schlosse zu Nikolsburg zwei gleichzeitige werthvolle Gemälde, deren eines die prachtvolle Tafel, das andere die Ritterspiele vorstellt.

Den 29. Juli begaben sich die Fürsten nach der Neustadt und trennten sich daselbst mit der innigsten Rührung, nachdem sie den herzlichsten Freundschaftsbund geschlossen hatten.

Zum Schlusse dieser Darstellung sind noch die Folgen dieser Bündnisse zu erwähnen. Prinz Ludwig gelangte schon 1516 durch den Tod seines Vaters auf den Thron von Ungarn und Böhmen. Seine Ehe blieb jedoch kinderlos und er fiel in der Blüte seiner Jahre 1526 in der Schlacht bei Mo-

---

\*) Die Anhänglichkeit Maximilians an seinen treuen Sigmund von Dietrichstein war so groß, daß dieser auch, nach des Kaisers Willen, nach seinem Tode an der Seite des Kaisers in der St. Georgskapelle zu Wiener-Neustadt beigesetzt wurde.

haes gegen die Türken. Die Prinzessin Anna aber vermählte sich 1521 mit dem Erzherzog Ferdinand, welcher durch diese Ehe in der Folge rechtmäßiger Erbe von Ungarn und Böhmen wurde und auch den habsburgischen Stamm in Deutschland fortpflanzte. Anna hatte ihm 15 Kinder geboren und starb erst 1547, neun Jahre vor ihrem Gemahle, dem nachherigen Kaiser Ferdinand I.

Ein frommer Aufruf an die Christenheit, dann  
ein höchst merkwürdiges Tagebuch vom  
Jahre 1529.

Der erwähnte Aufruf, wahrscheinlich von einem Geistlichen, erschien 1530 in Nürnberg, gedruckt durch Hans Guldenmund und die Broschüre ist bereits so selten geworden, daß es nur mehr wenige Exemplare davon geben dürfte. Hauptsächlich handelt er von dem damals am Himmel erschienen seyn sollenden Wunderzeichen, welche der Verfasser mit jedenfalls eindringender Kraft paraphrasirt und in der treuherzigen und gedruckenen damaligen Schreibart manches goldene Wort ausspricht, das wohl auch zu anderer Zeit seine Anwendung finden dürfte. Dem Büchlein sind auch zwei Holzschnitte beigegeben, welche die Wundererscheinungen am Firmamente vorstellen, und die in doppelten Sonnen, Feuerstreifen, Sternbüschel wie aufsteigende Raketen zc. bestehen. Auch eine alte Kirche befindet sich als ein gar bedeutsames Phänomen darunter.

Die Relation lautet folgendermaßen: »Von dyßen Wunderzeichen ist vil Propheetent und geschriben worden, wie daß sy solten bedeyten eyn sinttfluß, darob mäniglich grossen schrecken empfangen; es war aber nit angezeygt von dem synttfluß des wassers oder vnseres sundtlichen lebens ayn uberfluß.

Die straff und plag der grossen blutuergießung des unschuldigen Christlichen bluts, das leyder der zeit her und zum andernmal in Bngarn, Osterreich und anderer Nation, durch die Tyrannischen Turcken also erbermlich uergossen worden, welcher groß vamer straff vnd plag bey vns armen elenden Creaturen wenig beherzigt wird. Dyse wunderzeychen des Himmels erschnen mit der plutigen handt, schwerdter vnd angeßichten seynd sichtbarlich gesehen worden im landt zu Westereich, zwischen Metz und Trier gelegen. Auch eßliche ortt des Welschen landts in dem 1527 jar auf den eylfften tag Octobris, in der vierdten stundt gegen tag. Ir scheyn und gestallt hat gewert eyn ganze stundt vndt eyn viertteyl, seyndt auch durch glaubhafftig persohnen gesehen, welche vor tag an dem Meyn an jr arbeyt gegangen, zwischen Frankfurt und Heydelberg zc. auch vormalß im Truck angezeygt. So sindt die andern zeychen mit den drey Sonnen in die Regenbögen verschlossen zu Prag im landt zu Behem, zu Kauffpeuern, am Geyrig Ißpruck zu gesehen worden und auch des siben vnd zweynzigsten Jares, auff den siben vnd zweynzigsten tag Februarij. Ir anfang hat gewert von eym in der nacht, biß auff die dritte stundt nachmittag. Was etwa der wunderzeychen bedeutnuß vnd auflegung sey, ist keynem menschen auszusprechen oder gewißlich zu wissen. Phtolomeus, Albumasar zc. der Astronomey erfinder wollent, daß bey den Sonnen werden angezeygt die obersten Heupter, als Keyser, Kunig, Fursten vnd Herrn zc.

Auch wo die wunderzeychen am Himmel erschnent, daß allzeyt etwas wunderlichß kurz hernach volgt, in sonderheyt an den ortten, da sy gesehen werden, das nem wir für ayn exempel, die erschnen wunderzeychen zu Wienn die auch von allen menschen verspott vnd veracht wurden, was grossen

mordes prant vnd raub kurz nachher gefolgt. Dan nach einnehmung von Brugk an der leyta und schloß Trautmannsdorff ward der türckhen grausambliche uortrab, der Saykman genant im verschynen Jar vnd alle dje im vorrennen, so merer theils kein sold haben, allein auf gewinn vnd raub alle gegendt vorgeschickt, die sich in das landt hinauff ob der Enns und hinein in Steyer zerstreut, dieselben Fleckhen allenthalben durchstreift, verwuest und verprennt, die leut vil tausent jämmerlich ermordt, erschlagen und weggefuert, vnd das zum erbermlichsten sie Rhinder aus mutterleib geschnitten, wehgeworfen oder an die spyß gestekht, die jungfrawen, der körper man vil auff der straffen liegen sieht, bis in todt gendteigt, der selen der almechtig got gnedig seyn vnd solch mordt vnd vbel an den grauwamben pluthunden nit vngerochen lassen wölle. Das ist, meyn ich, wol ayn sichers zeichen das solche wunderscheynungen nit umbsonst vorher am hymel erschynen, und daß sich die menschen daher wol deren bedeutung vorsehen mugen. Diweil aber nun leyder keyn warung, keyn straff an vnns helffen wil, vnd keyn brüderlich trew, keyn Christliche lieb mer gespurt, der sun wider den vatter, die töchter wider die mutter, eyn reich wider das andere vnd die unlastrigkeyt die hoffart, der groß geysz vnd eygennuz sogar vberhandt genummen bey allen Stadten, vnder allen secten vnd handtierungen, das nicht mer hillst keyn warung von Hymel herab, man predig, man lern, man verkundig, man gepiet, man sing, man sag ist alles bey dieser welt vernicht, verspott vnd veracht.

Zu der zeyt Noe vertilget der Zorn Gottes durch den syntfluß die ganze welt von wegen irer vngheorsam vnd sundtlichen laster ꝛc. Des er aber vns genugsam uersprochen, die Welt durch den syntfluß des Wassers nit mer zu vertilgen,

des haben wir zu eyn exempel den scheinbaren Regenbogen. Got hat vnns vil plag und straff zugesandt von den Frantzosen, pestilenz, thewring vnd krieg ꝛc. Hat alles nit an vns geholfen. Nun aber will er seyn väterliche liebe, noch nit von vns wenden, vnns seynen Göttlichen Zorn offenbar machen. Wer möcht aber die plagen vnd straffung, die er vnns zugschickt, wunderbarlicher erdenken: dann sy und auf erdtreich vor augen sindt, als nemblich, der Englich Schweiß („die damals herrschende sogenannte Schweißsucht“) deren die menschen also schlaffen dahin sterben vnd das also schnell aus einem landt in das ander laufft, das vnns alles zu eyner warung vnd straff gegeben. Item eglischer Nation gegen Mitternacht sind den menschen plattern auf der zungen gewachsen, die weder tag noch nacht keyn rhu gehabt, bis siß aufgebissen vnd als baldt darnach gestorben. Dagegen haben auch eglische lewt getantz vnd auf die legt drei sprung gen Hymel hynauff gethan vnd also gehling daran gestorben. Wie kundt vnd möcht aber das Turcken handdtlung vnd tyranny heyt in Bngarn vnd Osterreich ꝛc. grausamer gehandelt vnd ergangen seyn. Welch groß wunderwerck vnd tyranny grausame und erschreckliche in vnnsrer Teutschen nation nye erhört worden.

Wöllen nun aber die straffungen vnd plagen von got all nit an vnns helfen? Ja vil hört man klagen, aber wenig sinndt man die sich bekeren ꝛc. Eynes klagt kriegh, brant, mord vnd raub, der ander klaght thewring, hunger vnd unntrew, dagegen aber findt man wenig, die das zeitlich verlassen, vnd trachten nach den ewigen, oder die da absehen, von irem wuecher und geiz, von irem neydt vnd haß ꝛc. Wenig seyndt die da verlassen ir hoffart und vbermuth, der muß all laster der sunden entspringen, der vnd vil andrer ver-

suchen halben die welt leider gräßlich, straffwürdig vnnnd in irem sundlichen leben böß vnnnd verstockt ist, daß schwerlich zu besorgen, wo wir vnns nit beseren vnnnd bekeren, mit unserm sundlichem regiment, gott werde vnns eyn anderes zuschickhen, daß auch der vnschuldig des schuldigen entgelten, wie zu der zeyt Noe mit dem synntfluß vnnnd Sodoma vnnnd Gomorra, Vnnnd vil ander straff vnnnd warung des die schrift voller.

D jr durchleuchtigsten vnnnd durchleuchtigen Fursten vnnnd herren, jr Hochwürdigsten und hochwürdigen Bischoff vnnnd Prelaten, jr andechtigen vnnnd geyslichen, jr hochgelehrten vnnnd Doctoren, jr ersamben vnnnd weysen, jr Burger in den Stedten, jr Bawrslewt auff dem landt, jr schwestern vnnnd Brueder all mit eym. Wacht auff uon dem schlaff, wann es ist groÙe Zeyt. Secht in den Spygel an alle ortt der gangen welt, wie begindt das Feuer des Götlichen zorns zu prinnen von allerhöchst der Hymel biß auff das erdtreich in der welt. D last vnns absteen von vnsern sundlichen leben, last vnns nyderfallen auff vnser ekye, hendt und Füß vnsern Barmherzigen got anruffen vnnnd bitten mit reweten Herzen vnnnd weynenden Zehern, seufftgen vnnnd schreyen zu vnserm got, das er vnns gnadt verleyhe, vnser verstockten herzen erleucht zu erkendtniß des rechten wegs der waren Götlichen lybe; was vnser Barmherzige got von vns gethan und gelassen wil haben auff das nit seyn göttliche lieb zwischen vns und jm durch vnser vngheorsam verbracht werde.

Vnd ob es dann vor got und der welt ein ansehen hatte, als wolte got die welt jekt uertilgen, dennocht sollen wir in vnseren Herzen zusfryden seyn, bieweyl wir wissen, das wir so eyn gnedigen got haben, durch wellichs verhenntnuß alle ding geschehen, vnns zu nuß und gut uersehen. Vnd in

eyn Augenblick verkeren vnnnd wenden mag. Als wir auch bitten: Vater deyn will geschick auff erden als im Hymel. Auch als uns got vil exempel geoffenbaret, von Abraham, Tobia, Job und vill andern propheten vnd heylige, die gelaubten vnd vertrauten in got. Dauid war ein angeneher Freundt gottes, dennocht verhenget got über in, das er von seynem eygenen sun Absolom muß auß seyn angenen landt entfliehen. Sprach er: Wann ich soll genadt finden vor dem angesicht des herrn, so wirt er mich wiederum sueren. Aber so er spricht, Du gefelst mir nit, so bin ich bereyt zu thun, was im gefelt vnnnd gut ist.

Also sollen wir auch vnnsern willen in gottes Willen stellend vnnnd nit mit dem schwert vnnnd spyßen fechtend, so ferr es an vnns ist, als vnns die zeychen am Hymel erschnen vnnnd antzeygen. Dann wer mit dem schwerte sicht, der wirt mit dem schwerdt gericht ic. Also jr lieben getrewen Bruder vnnnd schwestern, laßt vnns abstecken von unsern sundtlichen leben, vnnnd vnser Herzen vnnnd gemut zu got keren, vnsern willen in gottes willen stellen, Als der kuniglich Prophet, Dauid vnnnd vil andere Heiligen und diener gottes gethan. Vnnnd zu aynem Exempel für vnns armen die wunderzeychen des Hymels, die vnns zu getreuer warung von got erschnen vnnnd zugesannt. Auch des großen yamer und Blutuerghens vnnnd pittern schmerzgens des wütenden Tyrannischen Turckhen vnnnd uervolger der Christenheyt, so er yetzt in Vngarn vnnnd Osterreich ic. begangen. Ob gott der allmechtig vber vnns sundtigen Creaturen zu straff erzürnt ware das wir jm nit Ursach geben, das der vnnschuldig des schuldigen entgelten muß.

Last vnns got den allmechtigen anruffen, pitten und ermanen, seyner väterlichen lieb vndt großen gelübt, die er vnns aus großen gnaden vnd barmherzigkeyt uersprochen.

Vorzüglichen aber muge sich jeder Christenmensch der übergroßen syndt hueten, seynem got der weise abtrynig zu werden, daß er sich Freuentlicher weise an den Erb- vnd Erbsindt uerkauffte vndt so nit allein sein Seel in den abgrundt der höllen uerliere, sondern auch der menschlichen gerechtigkeit zum schrecklichen strafferempel uerfalle, wie wir der beyspyl im letzten krieghe erfahren, wie denn ayn webr von Otting auß dem Beyerlandt mit namen Hensel Rauscher, sich in Hungarn zu Preßburgk zum Turckhen geschlagen, ime auff vnd auff khundschaft gethan, mit ime ins lager zogen, vnnnd wie ehr sich vor Wien gelegert, die Turckhisch streyffent rott an sich gehenkht, viel Dörffer vnd menschen, herauß auff dem lande verratten, auch seyne gethanen Brgicht nachselbst mit dem schwerte gemördt vnd geprennt, der ist dem Pfalzgraf Friederich verkundschaft worden, hat seyn Furstlich genad nach ime griffen vnnnd zu Crembs Bierthayllen lassen. Dergleichen ayn burgher und mekker zu Tulln Hensel Fuchs genandt, auff Beschehen ankang zu fenklichem Hafft nemen vnnnd bey ime erfahren, daß er gleycher gestallt den Turckhen veratten, vndt in sunderheyt mit den Thurckhischen strayffungen sein khundschaft gemacht, das er die statt Tulln bei nachts wöllen anzünden, sie jmselben den Fleckhen vberfallen vnnnd Innemen solten, den sein Furstlich genaden seynem pilligen uerdynen noch Spysen lassen.

Vnnnd in sollchen thun hat auch der genandt Oberst-Weidhaubtmann alles gesynde auff dem platz beym Prediger-Closter zu Crembs anfordern vnnnd durch seinen Secretarien Grasm Nadler schriftlich uerlesen, fürhalten und des gotslesternde, zu drüncken vnd andere leichtfertigkeit, mit erjnderung, zu was nachtheyl vns diese laster wider den Rheinde dienten, ernstlich, vnnnd zum höchsten bey schwerer straff und ungnad

verbiethen lassen. Also mag ich euch gleichmalls erindern, daß wir fleißig zu Gott ruffen: Herr du bist vnser heylandt, vnser sterck, vnser gewalt, vnser schild, fels vnd höchste Zuversicht, laß uns nit in die schlingen des Bößen fallen, vnnnd behute vns vor leyd und vbermuht. In dich wöll wir hoffen, du werest uns bewaren vor all unsere Feindte vnnnd allen das vns schädlich sey an seel und leyb Amen.“

Höchst interessant ist auch folgendes Tagebuch eines Wiener Bürgers, welcher während der Belagerung 1529 an der Vertheidigung Theil nahm und den ganzen Gang der Sache mit vieler Treuherzigkeit und auch wohl Freimüthigkeit erzählt. Diese Relation ist aus einem höchst seltenen Original-Manuskripte genommen und lautet, wie folgt: „Nach erobierung Ofen und anderer Flecken ist alsbaldt darnach ain hauffen über den andern der Türckhen am 21. tag Septembris anno im 29 Jar hier bey Wien ankomben, die Stadt hie berennt und besichtigett, etlich scharmizl mit uns gehalten, unzt so lang der Türkhsche Khayser aigner Person mit Heerskrafft am Sonntag den 26 Septembris jüngst vergangen auch ankomben ist, der hatt fünff große vor unersehene Leger geschlagen, nämbllich: Da Er mitt aigener Pershon gelegen, das ist gewesen unter Sanct Marx auf den Rennweg fuer Simmering und schier gar gegen Schwachat, ungeserlich anderthalf weillwegs lang in der rundt gar zun Wienerperg langentt. Das andere Leger nach Länge des Wienerpergs vast groß. Das dritt vor dem Burgthor bey St. Ulrich, da des Zamossers Garten ist. Das fiert bey Siebering undt dem Gebirg gegen Sanct Veit werz nach undt das fünfft bey dem Wasserwall oberhalb des Schottenthor, da dann die turkhschen Nassadisten sambt andern hauffen gelegen seyn. Also daß dieselben fünff

Lager mit andern einschichtigen Zellen main undt anderer schagung und überschlahung nach über 40,000 Zellt gehalten haben, dabei die Macht der Türkhen abzunemen undt dieselben bis in dritthalb hundert thausennt stargkh geschätzt worden seyn, und zuvor dann der Turkh aigner Pershon hiefuer ankhomben, sein durch die Kriegsverständige alle gebäu undt weren dieser statt Wien notturstittigklich besiechtiget, befunden undt beschloffen worden, den Newgeschitten Waall der umb alle Vorstatt gangen undt mit harter mühe undt unthosten erbaut worden, zu verlassen, wie dann beschehen und zur stundt von ungeferlich vier Tag undt gar bis zu des Türkhschen Khaysers Ankhumpft alle Vorstett herumb abgebrannt worden.

In sollicher Zeit ist der Iermen allenthalben angangen undt der Türkhen Vortrapp fort über sich gerugkht, alles verherbt, verbrennt undt treffentlich viel volchs von Mann undt Frauenpersonen auch die Kinder gefangen, wie die Türkhen anzaigen bey undt über 30,000 Personen allenthalben weggeführt, was nicht gehen muegen, hat muessen haarlaffen, undt wie uns anzaigt ist, so haben sy das landt Osterreich under der Ens vast gar an die Ens alles verherbt, verbrennt, verwuestet undt geblündert, doch was enhalb der Tanaw gelegen, ist vast gar sehr unversehrt geblieben, dann die Türkhen der Tanaw halben amb andern Thail des Wassers wenig Schaden thain muegen, doch seyn auch die stett, so hierumb gelegen, außershalb Bruch an der leitta vast alle unbezungen undt von den Türkhen unerobert blieben, aber das Gey gar verherbt und verbrennt worden.

Diemeill haben auch die türkhschen Nassadisten alle Prugkhen an der Tanaw hinnum ausgenomben undt dieselben all ohne die Schlachtprugkhen bey der Stadt abgeworfen, undt die sammt dem Labor verprennt undt uns damit alle

Proviandt undt hülff so uns zu hetten khomben muegen, abgestoght und mit gewaltigen häuffen die Straßē und Päß verlegt. Undt dieweil Kh. Mayestät zur gegenwähr der türkhschen Nassadisten mit treffentlicher Schifffahrth zeitlich fuersehung gethan, vill großer undt khlayner wellischer schiff zuerichten undt mit notturstigen Geschuz fuersehen lassen, so ist uns doch das maiste, das ist, das volckh, dazue gehbrig als Galerten undt andere der sachen erfarnē, abgangen, deren wier erstlichen sambt ieren Obersten Herrn Niklassen Rauber, der sie bestellen sollen, gewertig gewesen, aber den nie erwartten muegen, undt damit dannoch solliche Bereitung der Schiff den Feinden nicht zu Thail wurden, haben wir die versengkten, undt was andre Schiff gewesen, die verbrennen muessen, jeko ist uns zukhomben, daß obgemelte Galerten allererst zu Khrembs ankhomben, so nahe die schiffung darzue sie bestellt gewesen, verwuestet worden seynd, aber wo sie bey rechter Zeit hin ankhomben waren, wollten wir ohne Zbeiffel die Brugthen und den Baas auf dem Wasserwall leichtlich erhalten haben, damitt uns hülff, Rettung undt proviant hette muegen zukhomben, das durch langhambttheit vielleicht verweillt undt versaumbt worden ist, undt wir also gar khaine pottschaft weder ain noch aus zu Kh. Mayestät gehaben muegen, wiewoll uns undervailen trostbrieff zukhomben seyn, inhaltendt vill Rettung, sollten wier uns aber darauf verlassen, hetten wir nicht wollgethan.

Die Burger obbemellter statt Brugth an der Leitta haben sich dem Turkhyschen Khayser ergeben, darauff der Khayser iere Ambassaten mit Ehrklaydern von Sammet begabt undt sie damit vor allen seinen vollgth unbelästigt gelassen, nachdem aber der Türgk diese statt Wien mit schlechten Ehren verlassen, haltt ich endlich dafuer, die gedachten Burger sambt Schimmer, Wien 2c.

anderen, so in seiner Vohdestat seyn, muessen das enttgelkten und den Sammet woll bezallen.

In des Türgkhen Herauffeyhen hat Er sich vor Altenburg das schloß gelegert, das dann mit 3000 Pehemb besetzt gewesen ist, undt das auffgesodert und deßhalb ohne alle Nottdurft durch Pehemb undt unser haubtleuth Kleinmuettigkeit und verzagheit ungedacht ierer Ehren aingenomben, dieselben Pehemb undt Merher ieres Lebens gesichert und die mitt inen biß hieher fuer die statt gebracht, in mainung die farten an ier gewarsamb zu beleiten, wie dann vielleicht beschehen ist; undt hat unß gedachter türkhyscher Khayser einen derselben Pehemb, so zu Altenburg in der Besatzung gelegen, bey unß haben wollen, sowoll er unß die all überliefern. Darauf mit denselben Pehemischen Ambassaten sambt zbeyen gefangenen Türgkhen widerumb in das Türgkhysche Lager zumb Khayser mit dieser Antwort abgefertigt, daß wir zuvor hierinnen in der Statt nur zu vill Vollgkhs hetten, undt der Pehemb gar nicht bedurfften, sonder Er möcht mitt denselbigen nach Gelegenheit ierer Handlung und seines zuesagens woll handeln undt verfahren undt haben derbey jedweder Türgkhen, die wir hinausgeschickt, zben ungarische Dukaten geben. Dann alsß der Turkh erslich die Statt berennt, haben wir ain Haufen Reutter zumb scharmittzl hinaus wieder sie gelassen undt wir darumb ain ziemliche schraffen \*) undt nit wenige schregken, daran das meiste gelegen ist, genomben.

Haben die Türgkhen unserer Reutter, darunter des Grafen Hanßen von Hartegg Fehndrich \*\*) untergangen, ettliche gefangen und unß dieselben widerumb doch außer des

\*) So viel als Schlappe.

\*\*) Nämlich der Fähnrich oder Cornet Christoph von Zedlig.

Fehnrichs hereingeschickt, und ainem jeden zben türkhysche Dukatten geben, mit dieser vertroftung, daß unß dieselben Reutter anzahgen sollen, so fern wir ienen die Statt übergebend, so wolte er vorrukhen undt weder Er noch sein volgkß hereinkhomben, sondern den Rhonig suchen, wo nicht so woltt Er alßdann amb dritten tag, das ist, an Mittwoch Michaelis, das Fruemall hierinnen essen undt das kkind im Muetterleib verwuesten, undt gar übl mit unß faren; aber die Antwort haben wir in der Feder stetgken lassen und unß zur gegenwer geruest. Der gemellt Türkh hätt sich sonstn zbüschen Altenburg undt hie wenig Fleckhen zu erobern unterwunden, sondern strags hierher geeylt, besorgnett unsere besamlung undt zusambenthunfft, die er unß dann unterkhomben, und das loch verennt hat.

Desgleichen hat er Preßburgk Schloß und Statt wenig angefochten, denn dasselbige schloß mit 600 knechten undt mit Wolfgang Eder alß haubtmam undt die Stadt mit 3000 Pehemb besetzt gewesen, dasselbige volgkß hatt den Türgkhen an seiner schiffahrt, sonderlich den Nassadisten großen Überdrang undt abbruch zuegefuegt, und als sich der Türgk hiezuer gelegert, hat er zu stunden die vorstatt allein vor dem Rhernerthor mit seinen Janitscharen undt Pirenschützen mit den halben hägkhen eingenomben undt sich under die verbrunnenen öden gemäuer mit ieren Handtrohren gelegt undt damit so ein unchristlich schießen bey tag und nacht getrieben undt so viel gewehrett, daß sich die unßeren auf dem Gemäuer fuer die Zinnen nicht wol blickhen duerfften, und unß damit vil Schadens zuegefügt undt unter demselbigen Dunst undt hall des großen Schießens haben die Türgkhen angefangen, durch undt zue den Stattgraben gegen den Rhernerthurn, worauf drey guette Pueren gelegen, undt zu dem Gemeuer da zunächst der-

bey auch zu der Burgkh zu graben in maynung und fuernem-  
ben, dieselben Gemäuer undt ihuern zu zersprengen, wie er  
dann zum thail gethan undt ihme durch unser hefftig gegen-  
graben nicht alles gewerit hat muegen werden. Doch haben  
wir den Thuern und Burgkh mit gegengraben erhalten undt  
ienen die Gebeu antroffen undt sie davon getrieben.

Aber amb 9 tag gegenwärtiges Monats Octobris amb  
Samstag hat der türkh an den platz neben dem Khernerthuern \*)  
bei St. Clara unß zbey große Loch an der maur gesprengt,  
jedes bey 12 Rhlaffter, die maur wegthgenomben undt un-  
sere Knecht, so auff denselben theillen der Maur gestanden  
ettlich in Springen verfelt und verschütt, undt sein doch under  
den so mit der Maur in Graben gefallen und gesprengt wor-  
den bei vier Pershonen wiederum unversert hereingelosen,  
darauff zu Stundten der feint den Sturm gewältigklich ange-  
losen, aber durch die greßliche gegenwer bald wiederumb zu-  
rügk trieben worden, darob die feinth zimlich großen Scha-  
den empfangen undt wo sie lengeren stantt gettan ein unsau-  
bere Rhlappen erlitten haben. Nach solchem sprengen sein  
sie an anderen orth des Khernerthuerns mit dem graben gegen  
dem gemeuer verfahren undt damit amb Monntag den aintliff-  
ten Octobris fertig worden. Amb selben orth das gemeuer  
auch gesprengt, den Sturm auch von stundt an angelosen undt  
wiederumb wie vor säuberlich durch die unsern abgefertigt wor-  
den, mit mereren schaden der irigen, dann am vorigen Sturm  
beschehen, denn sie daselbst zu etlich malen alleweg mit geravt-  
ten \*\*) hauffen gelossen, an einander gesetzt aber doch nicht  
lang stant gehalten.

\*) Der jetzige Bürgerspitalsplatz vom neuen Kärnthnerthor herein.

\*\*) So viel als zusammengetraffen, zusammengetriebenen.

An denselben sturmb ist auch ein junger Graff von Dting so undter den landtkhnechten gelegen, durch unser aigne fairerweg, daß wier under die feint werffen wollen, ser verbrennt worden, doch so ist Er mit dem leben davon khomben. Undt am Gerichttag vor St. Collmannstag haben die feint neben jetzt bemellten orth abermals gesprengt, den Sturm darauf angeloffen, aber auch nicht lang standt gethan. Am Mittwoch Collmani haben die Türckhen underhalb der Khernerthuerns ain groß loch dergleichen bald bey den obern zbeien löchern bei St. Clara oberhalb des Khernerthor die maur weghgesprentkt undt unter selben sprengen sein abermals etlich Khnecht, so mit der Maur in den Graben gefallen, wiederumb herein geloffen die feint aber an beyden Endten angeloffen mit wenig volkhs und zu stundt wiederumb zurückgewichen. Undt dieweil den die Maur zu beiden Thailen dermassen beraumt undt nieder geworfen worden, daß der Türckh mit guetter braitter ordnung den sturmb hätt muegen lauffen, hat sich der türckhsche Khayser endtschlossen gehabt, am Donnerstag d. i. amb 14. tag Octobris mit aller macht allendthalben an die statt zu sturmen, undt so vil volkhs an die Statt verordnen, daß wir der grossen menig halber khain überschlahen muegen thain, wie vill deren beyläuffig gewesen sein undt als sie der statt genähert haben wier ienen mit unsern größeren Geschüg zugesprochen, daß sie sonderlich auf der vorigen Saladt undt abfertigung wenig lust zu sturmen gehabt haben, derohalben viel zu Rosß mit blossen Sablen und Prügeln undter den hauffen gestanden und dieselben angetrüben, aber sie haben kurz den furen nit wollen beißen, denn sobald ein oder zben hauffen angezogen, so sein die anderen wiederumb zurugk durch die Weingarten ausgewest, daß ain guette lange Zeit gewehrett

aber alles nicht helfen wollen, biß so lange sie alle wiederumb abgezogen seynd.

Da nuhn der Türkhysch Khayser den Hasenmudt, Zaghaidt under seinem volgk ersehen die Kälte und wintter angangen, die Janitscharen undt andere sein bestes Kriegsvolgk unwillig worden und khurz nicht lenger bleiben wollen, hat sich der guett Lürgk bagkhen, muessen undt mit seiner eignen persohn amb Donnerstag nachts ungefehrlich umb neun ur mit seinem lager auffgebrogkhen undt also fuer und fuer ain Legr nach dem andern verugkht, bis gestern frue des letzten Basa der Ibrahim undt der Basa aus Bosßen (Bosnien) auch abzogen seynd. Wellichen Weg aber der Türth heimn nemen wird, ist mir nicht wissent, doch so sagen die Türkhen, die wir jetzt täglich auff khlauben, der türkhysch Khayser werde zu Ofen über die Brugkhen und denselben endten anheimb ziehen, gleichwoll ist auch zu vermuetten, daß ein stargkher haufen sonderlich die Bosner ieren Weg durch windtisch lannt oder Steyermargkhtt nemben werden. Alle gefangenen Lurgkhen bekennen auch, daß der Januschwaida \*) zu Ofen liegt, doch mit Türkhen woll behuett, also daß er on ier verwissen nichte handeln, noch suernemben darf, auch nicht woll abziehen mag.

In obbemellter zeith gleich vor das Sprengen undt Sturmbs ist durch unßer volgk in die vorstatt hierumb, die verprenntt sein, ein Ausfall beschehen, der Mainung, die Türkhen mit den Handtrohren, so under denen öden Gemeuern gelegen seyn, zu überfallen, aber sie seyn dermassen verpollwercht undt mit Gräben versehen gewest, daß wier inen wenig abbruch thuen muegen, sondern sie haben hefftig under die

\*) So wurde damals allgemein Johann von Zapolya genannt.

unsern geschossen, viel beschättigt undt under andern Hauptmann Wolf Hagen und ain yungen stainpeiß erschossen, deren Seelen gott gnädig sey. Also haben die unsern vast mit gleichen schaden den Feinten abziehen muessen, undt uns auß der Maur gewerett, aber khain Mann lebt dieser Zeit, der von Handtrohren hefftigen unmenschlichen schießen tag undt nacht on Underlaß erhörett hatt.

Sonst haben sie khain groß Geschütz, dann Falkhanner undt Falkhanettl, damit auff die maur undt heußer, allein dieweil ienen das Graben am Khernerthuern gefällt, haben sie ain große Haupttflugkh so ain großen Stain geschossen, auff denselbigen Thuern gericht, undt damit die Zinnen undt angeschitte Wasser all wegkhgenomben undt wirß mit stärkherem Bollwerg fuerkhomben, da haben sie den abendt, als sie darauff weg gezogen, die Pueren weggefuert und irre Schanz verbrennt.

Am Samstag den 16. Octobris hat der Imbrain Basa, der noch mit seinem hör nicht auffgebrochen, ain Schreiben herein in italienischer sprache gethan, des Inhalts, daß hätte der turkhysche Khayser vermeint, die K. May. allhir zu ergreifen undt nicht anders gewußt, dann iro K. M. wäre auch hier immer bey uns dieweil Er aber erwiedert daß iro K. M. anderst wo wäre, hett er auch seinen abzug genomben, denn seine Mainung nicht gewest, gegen uns in abwesen K. May. zu verfahren, hatt er sich auch genzlich versehen, K. Mayestät solle ime in der Zeith diweill Er hiervor gelegen ain Schlacht geliefert haben, derhalben sie dann gar von der Turkhey angezogen undt mit großer Begierd darauff gewardt haben undt mit sollichem Schreiben hat er obgemelten des Graffen Hanssen Fehndrich Friedrich Zettlig genannt, frey, ledig mit sammt unserer Reitter einen herein geschickt, undt ienen zbey gemasirte seiden rögkh auff turkhysche Manier gegeben, endtgegen ha-

ben wir auch ain Türckhen, so ein Edelmann (?) gewest, undt noch ain Türckhen mitt ine hinaus geschickt undt auch freygelassen, undt inen sechs Gulden rheinisch der Münz des neuen schlags, in ierigen Besatzung gegeben; und ienen besolchen, den Imbrain Basa anzuzaygen; diweil er unß ainen Edelmann und ainen Knecht ledig gelassen, das wier zu gleicher Weis ainen Edelmann und Knecht wiederumb zuschickhen, und ob er mer gefangene Christen habe, so wölten wir allwegen gegen denselben, nach Gelegenheit jedes Gegenstands ain Türckhen ledig lassen, mit diesen anhang, wiewoll er unß sonst mit dreyen Vershonon, die nicht Kriegsleuth, sondern droßer \*) gewesen, hereingeschickt undt sonst khainen Gefangenen mehr hat undt wier sollen Im dagegen ander alle gefangene Türckhen herausgeben undt nach unserm Willen frey undt sicher in irren Lager auß undt ainwandelln, on menigklichs Irrung oder Besorgniß ähnliches schadens, so werden doch obbelte 3 droßer nach irem verdienen belonett. Das ist darum beschehen, nachdem der Imbrain Basa denselben dreyen unachtsamen personen etlich geld geschenkt, hat unß geschwänd \*\*) solliches wer nit umbsonst beschehen undt unß Ursach gegeben, dieselben droßen gefanglich anzunemben, undt seren dann auf irren Uhd zu fragen, wie dann beschehen ist, undt darauf einhelliglich bekennt, daß ienen solches Geld darumber gegeben worden sey, daß sie die statt anzündten und verprennen sollten.

Hierauf seyn sie alle drey Sonntags vergangen, gevierdailt worden und damit irren verdienten Lon empfaßen. Ver-

\*) Troßleute, vom Troße des Heeres.

\*\*) Von dem alten bezeichnenden Ausbrücke schwanen, wofür wir jetzt das doppeldeutige Ahnen gebrauchen.

ner zähgen alle Gefangene an, die unseren undt die Turckhen, daß der Turckhysche Khayser under den Gemeuer sein volgk für geben lassen, wie das wir ime von der hügen (hieüigen) statt und lanndt wegen Tribut zu geben zuegesagt, derohalben undt dieweil K. May. aigner Pershon zu der Schlacht nicht vorhanden gewest, hab er also seinen Abzug von dannen genommen und sich mit dem Tribut contentiren lassen.

Under andern haben wir auch am 1. als sich die thurckhyschen Pierenstutzen vor das Khernerthor in die öden Gemeuer gelagert, mit zbayen fendlen Khnechten, darunter auch Spanier gewesen ain Ausfall under sie gethan und der Feint viel erlegt, darunter der Janitscharen oberster Hauptmann und sonst noch andere etlich gewaltdige Hansen von Türckhen zu Grundt gegangen; aber der unsern ist sicher khainer blieben, außer ainß Fendrich, der ist geschossen worden und solchs schuß darnach herinnen gestorben, denn so haben die Turckhen vast alle weingartten, sonderlich die in der Eben umb gelegen sein verwuest undt sehr viel Neben abgeschnitten, Bäusch daraus gemacht, damit sie zumb Sturm den Graben hetten muegen füllen, aber doch der wenige Theill in Graben khomben, sonder im Felst liegendt blieben. Ich gedentk aber, wo die Khälten nicht so gähling angefallen wär, die den Türckhen zum Abzug gebracht, wir hetten ein große strapa di corda überstehen muessen, daß aber alles der allmechtig fuerkhomme hat, allein ist zu erbarmen, daß wier den Türckhen auf den unsäglichen schaden und spott, so er uns mit verderbung des landt und Verhörung und Ermördung so vieler christlichen Menschen zuegesuegt, als frey abziehen muessen lassen undt hett gott nicht das best an uns gethan, daß wir den Turckhen die statt vorgehallten so wurden die, so villeicht an der christlichen helff und rettung ursachen, undt hierinnen so khlaiu-

muettig und untreu gewesen seynb, nemblich die im reich seine Macht voll empfunden haben.

Wier so hierinnen liegen undt allenthalben nicht 17,000 Pershonen, darüber aber Philipp Pfalzgraff, Niclas Graff zu Salmß, Wilhelm Freyherr zu Roggendorff und Wallenburg, Obrister Belltmarschall, Liechart der jünger Freyherr von Bels, Herr Gyttele von Peischach, Herr Hannß Rhazianer und Herr Niclas von Thuern, alle drei Ritter starkh gewesen, haben die Turkhen unsagliche Macht mit der Schlacht oder nachreisen nicht begeren duerffen, und verhoffen also diesen Wintter sovor (sofern) die orth und Flegkhen besetzt werden, vor der Turkhischen Macht ainen Fried zu haben, darumben sich menniglich auch zukünfftigen Sommer zumb Widerstantt der Turkhen woll hat zu versehen und zuerichten, dann khombt der Turkh wiederumb mit sollicher macht, als vorsehentlich ist undt wier mit unßer hellß und gegenwer wiederumb so lassig seyn werden, so will ich um meinethalben, nach vermögend der Prophezeyung, die lang gewesen, den Paasß und Straß frey bis Rhöln geben, das aber der Allmechtig verhueten und verkhomben wölle.

**Postscripta.** Sein anheutt dato ellicher unßer gerüster und geringer Pfärdt hinaus gefallen und sich auff zwo straffen, nemblich die geringer Pfärdt über den wienerperg, undt die gerusten auff schwadorff ortß gegen die Turkhen, so sich mit dem Sakhman versaumbt, auffzukhlauben, also sain unßer geringe Pfärdt an ain merere Anzall Türkhen viell gefangen gesuert undt allß die Türkhen der unßern ansichtig wurden und erkennt haben sie zu stundten angefangen, dieselben gefangenen Christen niederzuhagkhen, indem haben unsere Hussaren in sie gesetzt und die vast gar erlegt, also daß von siebenzig

nicht sechs davon rhomben seyn. Aber an die gerüsteten Pfärdt ist dieser Rott niemand an das Nachtreiben, darin nicht über zwanzig Pfärdt gewesen, bis in vierzig Turken getroffen, allß da haben die unsern, dabey Herr Hannß Rhagianer gewesen, die Turken in die Flucht gebracht, undt der ettlich erschossen, darunter auch Herr Wilhelm von Hermstain (Herberstein) ein Arm abgefallen und sonst den unsern mehr ainer blieben unser gereißiger Zueg ist zuvor aller in die zwanzig Pfärdt hereingeritten.

Datum Wienn am 19. Octobris im 1529 Jar.

### Der Einzug des Erzherzogs Maximilian und der erste Elephant in Wien.

Ein Freudentag für Wien war der 14. April 1552. An diesem Tage sollte der erstgeborne Sohn Kaisers Ferdinand I., Prinz Maximilian (nachmals als Kaiser II.) nach seinem langjährigen Aufenthalte in Spanien, seinem Geburtslande, mit seiner neu angetrauten Gemahlin Maria, der Tochter des Kaisers Karl V., seines Oheims, zum ersten Male in Wien eintreffen und fürderhin daselbst seinen bleibenden Aufenthalt nehmen. Es war aber dieser Prinz, in der Folge einer der aufgeklärtesten und vortrefflichsten Regenten, schon in frühesten Jugend seiner schönen Gestalt, seiner edlen Eigenschaften und seiner Ritterlichkeit wegen allgemein beliebt, und man freute sich um so mehr auf seine Ankunfft, da er kurz vorher in Spanien das bekannte gefährliche Abenteuer bestanden hatte, welches man in neuerer Zeit oft genug im Gedicht und auf dem Theater dargestellt, aber dabei immer

geschichtsunkundig auf seinen ritterlichen Ahn, den herrlichen Maximilian I. bezogen hat \*).

Der Prinz hatte sich nämlich im September 1550 auf einer Jagd im Walde bei Granada in dunkler Nacht verirrt und vermochte nicht mehr zu seinem Jagdgesolge zu gelangen. Nach vielem Umherirren fand er eine einsame Hütte und daselbst bei den Bewohnern willkommenen Unterstand. Er war aber in eine Mörderhöhle gerathen und sollte im Schlafe ermordet und beraubt werden. Nur eine junge Frau, die für den schönen und edlen Jüngling Mitleid fühlte, machte ihn auf die Gefahr aufmerksam, so daß er wach blieb und den Frevlern, als sie ihre blutige That ausführen wollten, mit dem Degen in der Hand und mit gezogenem Rohre männlich entgegen trat. Er feuerte sein Rohr ab, tödtete den ersten Eindringenden und vertheidigte sich mit seinem Schwerte auf das Heldenmüthigste gegen die Übrigen. Doch aber würde er in die Länge vielleicht dem Andränge der Menge unterlegen seyn, hätte nicht der Knall des Schusses mehre Bauern herbeigeführt, von denen er zwar mit Gewalt, da er einige Personen getödtet hatte, in das nächste Dorf abgeführt wurde, wo er jedoch sein ihn ängstlich suchendes Gesolge traf, wodurch er endlich befreit wurde und worauf die Übelthäter ihren gebührenden Lohn empfangen.

Man hatte sich in Wien viel von den Kostbarkeiten, Schätzen, wunderbaren Producten und seltenen Thieren des fernen Indiens (Amerika) zu erzählen gewußt, welche der Prinz als

---

\*) So z. B. trägt der Held in dem bekannten Nachlager von Granada alle Attribute jenes großen Kaisers und spricht ganz gemüthlich und mit erbaulicher Verwechslung der Umstände von seinem guten Schwerte. — Theuerdank.

Geschenke des Königs Philipp II. aus Spanien mitbringen würde und es wurden so außerordentliche Anstalten zu dem Empfange des fürstlichen Paares getroffen, daß man dessen Ankunft mit freudiger Ungeduld und Neugierde entgegen sah.

Schon früher waren das alte Zeughaus und die ehemaligen Stallgebäude links unterhalb der kaiserl. Burg abgebrochen und an deren Stelle ein stattliches Gebäude aufgeführt worden, das davon noch heutigen Tags den Namen »Stallburg« trägt. Denn zu jener Zeit bot die kaiserliche Burg noch nicht so viel Raum, um zwei glänzende Hofhaltungen aufnehmen zu können. Sie bildete ein regelmäßiges Viereck mit starken Ecktürmen; die Hauptfaçade war der alterthümliche, schon von dem glorreichen Leopold von Babenberg gebaute, von Kaiser Ferdinand I. erneuerte Theil, in der Folge Schweizerhof (der hier Wache haltenden Schweizergarde wegen) genannt, die übrigen Seitengebäude waren der Hofcapelle und der Hofwirthschaft gewidmet. Von den Gebäuden, welche heut zu Tage zu drei Seiten den inneren Burg- oder Franzensplatz umgeben, war außer dem damals isolirt stehenden Gillyerhofe (später Amalienhof), keine Spur zu finden und dieselben wurden erst später durch die Kaiser Leopold I. und Karl VI. hergestellt.

Die vordere Seite der Burg war auf das Prachtvollste zum Empfange des hohen Paares geschmückt. Eine große Gallerie war zu beiden Seiten des schönen Portales errichtet, von deren verschiedenen Abtheilungen reichgestickte Teppiche herabhingen, über welche sich malerisch Blumenguirlanden zogen. Die oberste Abtheilung war von der kaiserlichen Musikbande besetzt, die in ihrer hellen, weiten, reich mit Gold gestickten Kleidung und den nach damaliger Art ziemlich großen, von hellem Messing glänzenden Instrumenten einen erfreulichen und imposanten Anblick gewährte. Drei herrliche Triumph-

pforten waren an verschiedenen Theilen der Stadt errichtet und vom frühesten Morgen an drängte sich eine unzählige Menschenmenge durch die Gassen und Gäßlein von Wien. Also waren auch die verschiedenartigsten und wunderlichsten Trachten aller Stände und Nationen hier zu erblicken. Dort sah man Scharen von Bauern in ihren groben, weiten Jacken, kurzen Hosen, blauen Strümpfen, plumpen Schuhen und breiten Kremphüten; die dicken, langen, etwas geringelten Haare bis auf die Schultern fallend. Die ehrsamten Bürger und Zunftgenossen ließen sich stattlich in faltigen schwarzen oder dunkelgrauen Niederkleidern, Wämsern mit schmalem Gürtel und dunklen, kurzen Mänteln sehen. Ihre Kopfbedeckung war gewöhnlich ein faltiges Barett, oft auch eine Art ungarischer Mütze, welche sich seit den Zeiten Königs Mathias in Wien ziemlich einheimisch gemacht hatte. Wer nur immer städtischen Rang, irgend Auszeichnung oder Vermögen besaß, trug einen kurzen, quer vorgesteckten Degen. Die Tracht der höheren Stände näherte sich noch ziemlich jenen malerischen der Ritterzeit; die Unterkleidung war gebauscht und geschlitz, der Mantel von hellem Seidenstoffe mit Silber- oder Goldborten besetzt, das Barett zierte eine Schwungfeder, die Schuhe, wie die ganze Kleidung, waren von lichter Farbe, erstere vorne zierlich gebauscht. Mitten unter den verschiedenen Gruppen sah man auch Armenier, Raizen und Ungarn in ihrer halb-orientalischen Kleidung. Schüchtern schlichen auch Juden in ihrer charakteristischen Tracht, mit dem damals gebotenen Abzeichen eines gelben Flecks auf der linken Brust, umher.

Endlich tönte nach mehrstündigem, sehnsuchtsvollen Harren gegen zwei Uhr Nachmittags der erste Kanonenschuß von der Kärnthnerbastion, dem bald mehre folgten, die Ankunft des hohen Paares anzeigend. Alles strömte nun gegen die frei-

nene Brücke zu, den Prinzen und seine holde Gemahlin mit lautem Jubel zu empfangen. Doch nicht der achtspännige reiche vergoldete Wagen, in welchem das fürstliche Paar im köstlichen Schmucke saß und freundlich die Menge begrüßte; nicht die seltsame Pracht des Zuges, die glänzenden Gaben aus dem fernen Indien, die offen zur Schau getragen wurden, kaum die fremdartigen Thiere mancherlei Art, die von sonderbar aussehenden kupferfarbigen Menschen geführt wurden; ja selbst nicht die schönen indianischen Raben \*) mit ihrem bunt glänzenden Gefieder und wunderlichen Geträchze, konnte die zu jeder Zeit so schaulustige Menge auf mehr als Augenblicke fesseln, als sich über die steinene Brücke her ein seltsames Ungethüm zwischen bewaffneten Hütern daher schob, schwarz und schwerfällig, mit langgestreckter gräulicher Nase, weit hinaufgekrümmten ungeheuern, aber in blendender Weiße glänzenden Hauern, von riesiger, unheimlicher Gestalt. Bestürzt drängte sich die Menge zurück, in unbedachter Angst vermeinend, der Prinz habe ein furchtbares Ungeheuer mit sich gebracht, das sie nach Gefallen verschlingen könne. Schon drohte die Unordnung gefährlich zu werden. Eines stürzte in unnennbarem Schrecken über das Andere und ein lautes Geschrei erhob sich; da bemühten sich jedoch einige gelehrte Herren den Tumult durch die laute Erklärung zu beschwichtigen, es sei dieses Unthier keineswegs gefährlich, sondern der berühmte Elephas - Elephantis, im Reiche Afrika und Asia heimisch, das der Prinz aus Hispanien mit sich genommen und dadurch allen Freunden der natürlichen Wissenschaft einen namhaften Dienst erwiesen. Erst aber als sich diese Herren und mehrere aus des Prinzen Gefolge dem vermeintlichen Ungethüme ge-

---

\*) So wurden in früherer Zeit die Papageien genannt.

nähert und es selbst ungestraft betastet hatten, verlor sich allmählig die Furcht des Volkes und allgemach bildete sich ein großer, aber, aus noch nicht überwundener Scheu, ziemlich weiter Kreis, das seltsame Wundergebäude des Riesenthieres anzustarren, welches auch von dem freundlichen Prinzen durch längere Zeit ihren neugierigen Blicken Preis gegeben wurde. — Endlich aber ward es einstweilen in eine große Scheune in der Schebenzerlucken einquartirt, bis ihm eine bequeme Wohnung in der damaligen kaiserlichen Menagerie in dem Lustschlosse „das Neugebäude“ genannt, außer der St. Marxerlinie angewiesen werden konnte, woselbst es durch lange Zeit allsonntäglich noch von neugierigen Beschauern wimmelte.

Als aber der Prinz mit seiner Gemahlin in ihre Burg eingezogen waren und dem Kaiser ihre Huldigung dargebracht hatten, begannen die glänzenden Feste zur Feier ihrer Ankunft mit Aufzügen, Freudenfeuern, Beleuchtungen, schallender Musik, prachtvollen Festspielen, Ringelrennen und fröhlichen Länzen, so daß man sich in Wien lange vorher und darnach keiner solchen Pracht und solch fröhlichen Jubels erinnern konnte. Unter andern herrlichen Bezeugungen der allgemeinen Freude wurde auch der große Stephansthurm von unten bis auf die Spitze hinauf sehr kunstreich mit unzähligen Lampen beleuchtet, so daß er fernhin als feuriges Freudenzeichen strahlte. Diese großartige, aber freilich sehr mühevoll und kostspielige Beleuchtung blieb in Wien einzig in ihrer Art, da sie bei keiner Gelegenheit mehr wiederholt wurde.

Ein anderes außerordentliches Schauspiel in seiner Art hatte jedoch bei Gelegenheit des Einzugs Kaiser Maximilian II. nach seiner Kaiserkrönung 1563 Statt. Nebst vielen Feierlichkeiten, Beleuchtungen und Triumphpforten, flog im Augenblick, als der Kaiser im prachtvollen Zuge die St. Stephans-

Kirche betrat, ein kolossaler, künstlich verfertigter Adler durch sinnreiche Maschinerie von der Spitze des St. Stephansthurmes, woselbst ein kühner Kriegsmann das Banner mit dem österreichischen Wappen schwang, auf die Plattform des unausgebauten Thurmes herab. Die nähere Beschreibung aller dieser Feierlichkeiten, welche ich einer höchst seltenen Broschüre entlehne, die sich in der reichen Sammlung des k. k. Herrn Oberst von Hauslab befindet, folgt in dem Artikel: *Festlichkeiten zu Wien in älteren Zeiten.*

Genügender Beweis der großen Sensation, welche die Ankunft des ersten Elephanten in Wien machte, ist der Umstand, daß derselbe an der Seitenwand des Eckhauses vom Graben gegen den Stockmeisenplatz, das noch heute zum Elephanten genannt wird \*), zum immerwährenden Gedächtnisse in Lebensgröße abgebildet wurde. Zuerst war diese Abbildung von Sandstein in Basrelief und unter demselben war folgende Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache angebracht:

*Sincera Pictura Elephantis, quem Serenissimus Rex  
Maximilianus*

*Primo Viennae Spectandum exhibuit Mense Aprili*

*Anno MDLII.*

Dieses Thier heißt ein Elephant,  
Welches ist weit und breit bekannt,  
Seine ganze Größ, also Gestalt,  
Ist hier gar fleißig abgemalt,  
Wie der König Maximilian  
Aus Hispanien hat bringen lan  
Im Monat Aprilis fürwar  
Als man zelt 1552 Jar.

Unten wurde später dazu gefügt:

*Renovatnm etc. A. Chr. MDCCXXVII.*

\*) Obwohl es den Hauschild „zur Krone“ trägt.

Schimmer, Wien ic.

Im letzterwähnten Jahre 1727 war nämlich das Basrelief schon so verwittert und undeutlich geworden, daß man es ganz weg nahm und an derselben Stelle ein gleich großes Gemälde anbrachte, welches in alten Ansichten, z. B. in denen von Pfeffel, Fischer von Erlach, in den Beschreibungen der Krönungszüge Joseph I., Karls VI. und Maria Theresien's noch zu sehen ist. Erst 1789 wurde bei einem neuen Baue dieses Gemälde übertüncht und nicht wieder hergestellt.

### Der seltsame Wettritt von Wiener-Neustadt nach Wien.

Unsere gegenwärtige Zeit hat es freilich im Technischen und Mechanischen so unendlich weit gebracht, daß sich wohl Alle, welche sich für diese Fortschritte ganz besonders interessieren, leicht einen Zeitpunkt denken können, in welchem nicht allein Alles durch, sondern auch für Maschinen gewirkt wird, ja wo es auf der Erde weit belebter Oberfläche nichts mehr Entbehrliches und Überflüssiges geben werde — als eben nur das Belebte selbst. Aber auch unsere Voreltern waren nicht so ganz und gar verlassen und bloß auf das Reelle beschränkt, als daß sie nicht wenigstens einen Vorgeschmack der heutigen technischen Paradieseseligkeit gehabt hätten.

Ja in manchen Zweigen der heutigen Dampf- und Maschinenwelt war die Sache schon ganz da, wie sie sollte, nur allein noch die praktische Anwendung fehlte, in welcher wir es freilich jetzt fast zum schwindelnden Culminationspunkte gebracht haben.

So lesen wir z. B. in den interessanten und schon höchst selten gewordenen „Wiener Merkwürdigkeiten,“ die 1720 bis

etwa 1722 in Octavheften, mit schönen Kupferbeigaben geziert, herauskamen, daß schon damals im fürstl. Schwarzenberg'schen Gartengebäude am Rennwege eine sonderbar construirte Maschine aufgestellt gewesen sey, die bloß durch die Kraft des Wasserdampfes in Bewegung gesetzt wurde, also lange vorher, ehe es den Engländern Watt und Fulton einfiel, die alte Erfindung wieder aufzunehmen und praktisch auszuführen; eine Ehre, welche die gutmüthigen Deutschen, sich mit der Erfindung begnügend, immer gerne anderen Nationen überlassen.

Durch die gegenwärtige Überflügelung aller Straßen und Wege mit Dampfmaschinen aber schien nun die Zeit gekommen, in welcher die seit Jahrtausenden dem Dienste der Menschen gewidmeten und geopfertn Pferde sich endlich des wohlverdienten Ruhestandes erfreuen dürften, — wären nicht wieder der erfindungsreiche Eigennuz und die Eitelkeit der Menschen entgegen getreten, welche die Existenz dieser nützlichen Hausthiere, da sie nun einmal da sind, besser zu nutzen wissen, als sie einem zwecklosen Nichtsthun zu überlassen, zu dessen Genuße nur die edelsten unter den edleren Wesen berechtigt sind.

Ersterer, der Eigennuz nämlich, erweckte daher die ganz neue Race der Hippophagen oder Pferdefleischesser mitten im civilisirtesten Europa, und stellte den Lehrsatz fest, daß man den Pferden nicht nur Hafer geben, sondern sie selbst verspeisen könne, nachdem sie natürlich die gehörigen Dienste geleistet, wodurch sich allerdings zwischen diesen und anderen Locomotiven ein bedeutender Unterschied und vielleicht nicht zum Nachtheile der ersteren herausstellt.

In Hinsicht auf menschliche Eitelkeit aber möchte die Existenz dieser europäischen Kennthiere wohl für immer durch die Erfindung der edlen Wettrennen gesichert seyn. Allein auch

diese nützliche Erfindung kann ich urkundlich nicht der neueren Zeit zusprechen, ich vindicire dieselbe für ein früheres Jahrhundert, für unser deutsches Vaterland, ja selbst für Österreich, und kann meine anscheinend gewagte Angabe satksam documentiren.

Deshalb entlehne ich einen Artikel aus einem höchst seltenen, sogenannten Wiener Laufbericht \*) vom 15. Februar 1678. Zu dessen Verstehen, obschon in der uncultivirten Sprache jener Zeit geschrieben, bedarf man aber wenigstens keines englischen *Sporting-Dictionary*, wie bei heutigen Renn- und Laufberichten nothwendig der Fall ist, und es kommen weder *Sweepstakes*, noch *handy-caps*, noch *bielstakes*, *renard-stakes* und *Steeple-chases* darin vor, obschon die Begebenheit etwas von der letzten Art an sich hat.

„Es war nämlich ein großer Pferdeliebhaber und Reuter, Herrmann Otto, Graf von Strym, des hochfürstlich Bayreuthischen Regiments zu Roß Oberstlieutenant, der vermaß sich kecklich, den 13. Februar 1678 von Wienerisch-Neustadt bis nach Wien, so eine Strecke von sechs deutschen Meilen, innerhalb sieben Viertelstunden zu reuten und ginge deshalb ein Gewette von 1000 Dukaten ein. Und onerachtet das damals ergangenen grausamben Sturmwindes durchritte er rühmlich diese Strecke in besagter Zeit, welches von denen in Wien und Wienerisch-Neustadt aufgestellten Schiedsrichtern mit ganz gleichgestellten Uhren einmüthiglich bezeuget wurde und Hochgenannter Herr Graf solchemnach das nahmhafte Gewette mit großem Ruhm und Ehre gewonnen hat!“ —

\*) Im 17. Jahrhunderte, wo bekanntlich noch keine gedruckten Zeitungen erschienen, kamen von Zeit zu Zeit einzelne Flugblätter mit den Neuigkeiten des Tages heraus, welche Laufberichte genannt wurden und „Geschwind, was gibts Neues“ brachten.

So weit der Laufbericht. Da nun in damaliger Zeit die Ducaten noch in verzweifelt hohem Preise standen, so daß sich manche hochfürstliche Mitgabe nicht auf diese, wohl auch in unseren Zeiten namhafte Summe belief, mag man unschwer ermessen, daß das Unternehmen allerdings ein höchst wunderbares gewesen, besonders wenn man bedenkt, wie zu jener Zeit noch das Terrain ziemlich ungünstig für solche Wagstücke war. Überdies sieht man den edlen Reiter in dem beigegebenen Kupferstücke keineswegs die gebahnte Straße verfolgen, sondern über Stock und Stein, Graben und Anhöhen dahingaloppiren, wie es bei einer Steeple - chase auch noch heutiges Tages zu gehen pflegt. Ungemein naiv und ungenirt aber ist die Perspective auf diesem belobten Blatte, weswegen wir es auch zur Ergözung der Leser in getreuer Copie hier beigegeben. Zu beiden Seiten sieht man auf dem Octavblatte die Städte Wien und Wiener - Neustadt mit einer neugierigen Menge, und während der edle Renner des Grafen mit dem stattlichen Schweife noch die Thürme von Wiener - Neustadt vom Staube zu reinigen scheint, droht dessen Vorderhuf beim nächsten Schritte schon das Ravelin der Stubenbastei in Wien zu zermalmen.

Folgende Verse voll Glut und Begeisterung schließen den Siegesbericht des Laufblättchens in der Weise des Nibelungenliedes:

»Tapftrer Graf voll Heldenmuthes, dies dein nie erhörtes Reuten  
Müht sich Fama aller Orten nah' und ferne auszubreiten,  
Sol's ungemaines Sausen hast du ja gar nichts geacht,  
Und mit großen Ruhm und Ehren diesen schnellen Ritt vollbracht,  
Fahr' fort, hochgeborner Reuter, dich Fortuna will begleiten,  
Allzeit helfen, Siegesfüllet, wider deine Feinde streiten,  
Unter des Geschüzes Brausen, ob es stätig blizt und kracht,  
Soll man hören deinen Namen, größer durch das Glück gemacht.«

Es ist überflüssig, mehr ein Wort zum Lob und Preise dieses großartigen und ruhmvollen Unternehmens dazu zu setzen, da schon Alles in den angeführten Stanzas erschöpft ist; doch aber hätte ich Lust, den heutigen Sweep- und Steeple-Kennern aufmunternd und boshaft zuzurufen: „Geht hin und thuet desgleichen!“ — Was ist die Simmeringer Haide, was sind ein paar englische Meilen (von 848 Wiener Klaftern pr. Stück) dagegen? **Hic est Rhodus, hic salta!**

---

### Die Schenke zum rothen Dachel am alten Fleischmarkt und die grosse Pest in Wien 1679.

Im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts und noch weit in die Hälfte des folgenden war das Bierhaus zum rothen Dachel beim Eingang des Hafnersteiges auf den alten Fleischmarkt eine der besuchtesten Schenken in Wien. Weit entfernt jedoch von der übertriebenen Eleganz der heutigen Bieralons und Hallen, bestand dieses Schanklokale nur aus einem ziemlich großen, aber niedrigen, weiß übertünchten, aber rauch- und schmutzgefärbtem Zimmer mit kleinen, starkvergitterten Fenstern in hölzerner Böschung, welche von Innen, bei der Dicke der Mauern eine Art von Repositorium für Hüte, Mützen, dann Bierkrüge und Gläser bildeten.

Eine dieser Fensterbrüstungen aber enthielt zugleich das Arbeitskabinet der wohlbeleibten Frau Wirthin, Näh- und Strickzeug aller Art nebst den dazu gehörigen Utensilien in abgegriffenem Korbe, auch ein dickes, sehr abgenutztes Gebetbuch und einen alten und neuen sogenannten Warschauer-

Kalender (erst um 1730 erhielt derselbe den Namen Krakauer) mit roth- und goldgeschmückten aber ebenfalls sehr gebrauchten Deckel. Rings an den Wänden waren oben hölzerne rauchige Gefässe angebracht, an welchem graue, mit zinnernen Deckeln versehene Krüge und ebenfalls bedeckte gläserne, sogenannte Seitelstuzen hingen. Den unteren Theil der Wand umgaben hölzerne Bänke von ungewisser dunkler Farbe, mit an die Wand befestigten Rücklehnen; vor ihnen standen vier stämmige lange Tische, die einst roth angestrichen seyn mochten, aber durch Gebrauch stark abgenützt und abgeschliffen waren. Starke hölzerne Stühle mit halbrunden Rücken, in deren Mitte ein herzförmiger Ausschnitt, wie man sie wohl noch heute hier und da auf dem Lande zu sehen bekommt, standen davor oder in malerischer Unordnung in der Stube umher.

Vor einem halbrunden Tische aber, dessen eine Hälfte der Tischplatte an der Wand aufgeklappt war, standen zur Auszeichnung für etwaige Honoratioren vier mit braunem Leder überzogene, bereits tüchtig abgenützte Polsterseffel mit niederem Sitze und sehr hoher Lehne, ersterer mit gelben Spangen versehen, letztere mit einer Anzahl gelber Nägel am Rande dicht beschlagen und zwar sowohl zur Bierde, als zur Festigkeit. In einer Ecke, neben dem Eingang zur räucherigen Küche, war die sogenannte Schank angebracht, ein kolossales, käfigartiges Gebäude, dessen dicke Holzpfeller fast bis an die Decke reichten und dessen Plattform zur Erhaltung der möglichsten Trockenheit mit verschiedenen künstlich eingeschnittenen Vertiefungen in Rinnenform versehen war. Den Hintergrund nahmen größere und kleinere Geschirre ein, die zur Herbeibringung und zum richtigen Ausmasse des edlen Gerstensafteß bestimmt sind und die man noch jetzt mit einem altgothischen Worte Pittschen (englisch

pitcher) und Zimente (nach der gerichtlichen Maßbestimmung — Cimentirung) nennt.

In diesem Kellsum und Sanctuarium, das kein ungeweihter Fuß betreten durfte, trieben Wirth und Kellner ihre mysteriösen Funktionen; Ersterer jene des Einschenkens und Ankerbens an einem eigens dazu bestimmten länglichen Holze, Robisch (Kerbbolz) genannt; Letzterer des Holens und Herumreichens der erquickenden Labung.

Der Wirth, oder wie er damals genannt wurde, Bierleutgeb, Herr Ulrich Conrad Puffan mit Namen, trug eine lange rothe Weste mit großen Metallknöpfen, worüber die hochaufgewickelte blaue Schürze geschlungen war, in deren künstlich gewundener Wölbung die mächtige runde zinnene Dose, zum Selbstgebrauch und zum Präsentiren für gebildete Gäste stak. Eine kurze graue Jacke, kurze schwarze Beinkleider mit Knieschnallen, blaue Strümpfe und breite starke Schnallenschuhe vollendeten den Anzug des gastlichen Mannes, nicht zu vergessen die grünplüschene Stulpenkappe mit mächtiger Troddel, die nie von seinem Kopfe kam und zur allfälligen Begrüßung nur gerückt, nie aber gelüftet wurde. In dem schmalen bräunlichen Gesichte und den ernstern Mienen dieses Ehrenmannes aber zeigte sich jener imponirende Ausdruck von Selbstzufriedenheit und jenem Wichtigkeitsgeföhle, welches noch heut zu Tage manche Bierwirths sich anzueignen wissen und welches sie, vielleicht nicht zu ihrem Nachtheile, von den geschmeidigeren und behäbigeren Weinwirthen auf den ersten Blick unterscheidet.

In dem also beschriebenen Gast- und Extralokale des ehrsamten und festen Herrn Puffan saßen nun gewöhnlich des Abends Gäste mancher Art auf den Bänken, Stühlen und Sesseln und schlürften in behaglicher Ruhe, politisirend oder

die Ereignisse des Tages besprechend, wie noch heut zu Tage, ihr Gersten- oder Weißbier; ersteres damals die gewöhnlichste Sorte; letzteres eine edlere Gattung, welche jedoch ihren Namen sine omen führte, nichts weniger als weiß, sondern nur von etwas hellerer Farbe war, als die schwarzbraune erstere, welche im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ohne hinlängliche Erklärung des Grundes den Namen *Mailänder Bier*, wie letztere jenen von *Regensburger Bier* erhielt. Endlich existirte, für Honoratioren und Studenten, welche letztere sich zu jeder Zeit beim Studium der Mythologie vorzüglich die Kunde und den Cultus der edlen *Dimitter* zu Herzen nehmen, als edelste Gattung, das damals also genannte *Luftbier*, ein Vorläufer des jetzigen allbekannten *Unterzeuges*; welches nicht in Fässern, sondern in großen Bottichen, also gleichsam in freier Luft den Gährungsprozeß besteht und davon jenen Namen erhielt.

Da nach löblicher, althergebrachter Sitte, sämtliche Gläser, Krüge und anderweite Geschirre erst immer am folgenden Morgen geschwenkt wurden, so hatte sich in dem dumpfen Gemache längst jene eigenthümliche, stabile, übernächtig dumpfige, hierig und schmierig dustende Atmosphäre entwickelt, die heutigen Tages nur durch den Alles durchbringenden *Tabaksqualm* verändert und noch unausstehlicher geworden ist. Dieß ist die treue Schilderung des einst so berühmten *Bierhauses* zum *rothen Dachel* auf dem alten *Fleischmarke* in *Wien*, von dem heut zu Tage keine Spur mehr gefunden wird, ohne daß die lässige *Clio* die Zeit seines Eingehens aufgezeichnet hätte. Das eigentliche historische Interesse dieses *Locales* aber beruht auf folgendem Umstande:

Zur Zeit der großen Pest in *Wien*, im Sommer des Jahres 1679, hatte sich der damals sehr beliebte und weit  
Schimmer, *Wien* 1c.

Berühmte Sackpfeifer und Bänkelsänger Augustin eben dieses Bierhaus zum Tummelplaz seiner Produktionen erkoren gehabt und seine Erscheinung daselbst alle Montage, Donnerstage und Sonntage lockte viele ehrsame Bürger, ja auch Honorationen dahin, die sich an seinen ziemlich skurrilen Possen ergözten und sich dabei mit Bier, Wecken, glatten Semmeln, dann Cervelat- und den schon damals sehr beliebten Wiener-Würsteln gütlich thaten.

Selbst zur Zeit der höchsten Gefahr, als die meisten Wein- und Bierstuben aus Furcht vor der schrecklichen Contagion theils gänzlich gesperrt wurden, theils ohnehin leer standen, versammelte sich doch beim rothen Dache alle Montage verstoßen eine Gesellschaft von Baghälsen, um bei dem betäubenden Gerstensaft und den erheiternden Klängen von Augustins Sackpfeife des allgemeinen Elends zu vergessen.

Dieser selbst aber war der Unerfrochtenste von Allen. Er liebte Gesellschaft und Beifall, noch mehr die ihm dadurch zuströmenden Sammelpfennige, am meisten aber Bier und Brantwein, die ihm von Herrn Ulrich Konrad Buffan häufig und um so bereitwilliger gespendet wurden, als es Augustin allein war, der ihm in dieser menschenföuen Verwirrung und Verwilderung noch Gäste anlockte.

Eines Abends jedoch wollte durchaus Niemand erscheinen. Eben war die schreckliche Kunde erschollen, daß ein Herr beim Schottenthore einem Bettler Almosen zugeworfen, dieser ihm einen entfallenen Brief wieder gereicht und beide bald darauf das Opfer der furchtbaren Seuche geworden waren. Darum hielten es die Kühnsten für gerathener, sich in ihren vier Pfählen zu verschließen und ihr Gelüst nach sinnlicher Ergözung auf bessere Zeiten zu verschieben. Des wurde jedoch der unerschütterliche Augustin unwillig und suchte seinen

Unmuth durch eine bedeutende Quantität des braunen Fluidums zu dämpfen. Schließlich setzte er noch einen Halbsettelstugen voll Kornbranntwein darauf und verließ endlich, als es schon längst auf den Gassen dunkelte, wankend und unsicheren Schrittes den Schauplatz seiner Triumphe, der ihn heute so unbefriedigt gelassen.

Seiner sonst so außerordentlichen Lokalkenntniß für dießmal entbehrend, stolperte er über den Stephansplatz, Stockmeisen, Graben und Kohlmarkt zum Burgthore hinaus, da ihn doch sein eigentlicher Weg auf die Landstraße hätte führen sollen, wo er in der Hahngasse ein bescheidenes, in den Hof gehendes Kämmerchen bewohnte. Die freie Luft hatte seinen exaltirten Zustand nicht eben vermindert; außer der Stadt entbehrte er auch die Wohlthat der hier und da flimmernden Lämpchen, er schwankte und stolperte fast bewusstlos fort, plötzlich verlor sein ausschreitender rechter Fuß den Grund und er fiel eine beträchtliche Höhe herab, ohne daß er jedoch hart aufstieß. Von wunderlichem Dufte umqualmt, schwanden ihm bald die Sinne, er fühlte kaum mehr, daß ihm nach kurzer Zeit mehre menschliche Körper nachstürzten und bald fiel er in tiefen Schlaf.

Als er jedoch zur Zeit der Morgendämmerung ziemlich mißgestimmt erwachte, wurde er mit Schrecken gewahr, daß eine noch nicht verschüttete Pestgrube, voll schauerlicher Leichen, seine unheimliche Schlafstätte gewesen war. Er schrie aus Leibeskräften und wurde endlich von den Pestknechten, die bald darauf frischen Transport brachten, herausgezogen.

Dieses fürchterliche Abenteuer machte jedoch keinen weiteren Eindruck auf den nervenstarken Augustin und als die verheerende Seuche schon lange vorüber war, wohnte er fröhlichen Muthes den Trauungen der 95 Paare bei St. Stephan

den 25. December 1679, am heiligen Christtage, bei und setzte seine gewohnte unständige Lebensweise fort. Auch brachte er sein schaudervolles Abenteuer in zierliche Reime, die er noch oft unter schallendem Beifalle auf der Bierbank beim rothen Dachel absang.

Erst den 17. Februar 1702, als er bereits ein Alter von 72 Jahren erreicht hatte, rührte ihn, da er eben nach einem durchschwelgten Abende sein Kämmerlein erreicht hatte, der Schlag und er vermochte den Tod nicht zum zweiten Male um sein erkornes Opfer zu betrügen. Im Bierhause zum rothen Dachel aber war der alte Augustin mit seinen lustigen Liedern und seinem schaudervollen Abenteuer noch lange im Munde aller Gäste und des ehrenwerthen Wirthes, Herrn Ulrich Conrad Puffan.

Von dem traulichen Lokale selbst aber finden wir die letzte Spur in einem jetzt schon ziemlich seltenen Buche mit einem ellenlangen Titel, welcher so beginnt: „Wienerische Beleuchtungen oder Beschreibung aller deren Triumph- und Ehren-Gerüsten, Sinnbildern, Gemälden u. u., welche bei der höchst erfreulichen Geburt des zweiten Erzherzogs von Osterreich Caroli“ (geboren 1745, gestorben 1761) „den 14. März 1745 u. u. zu bewundern und zu sehen gewesen. Wien zu finden in der königlichen Hofbuchdruckerei im neuen Michaeler-Haus 1745.“— Unter anderen Transparent-Inschriften kommt daselbst Seite 486 Folgendes vor:

„Bei dem burgerl. Bier-Wirt, Conrad Puffan, auf dem alten Fleischmarkt in dem Haus zum roten Dachel genannt, im Bierhaus ware gemahlen

Die Königin auf einem Throne sitzend und die zwei Prinzen (Joseph und Karl) auf der Schoß haltend, neben ihr eine Schaar Buben auf eine Leiter steigend.

Oben stand :

Nur herbey

Was gut Königlich sey,

Der nur hat ein' falschen Tropfen

Dem wollen wir braf den Buckel abklopfen.“

Dieser genannte Conrad Puffan war also wahrscheinlich Sohn oder Enkel des ehrenfesten Herrn Ulrich Conrad; von dieser Zeit aber schweigt die Geschichte sowohl über die Familie als auch das Lokale, ja kurz darauf fand zu Ehren der Krönung des Kaisers Franz I. wieder eine Illumination Statt und wieder kam eine Beschreibung davon heraus, in welcher viele Bierwirthe erwähnt wurden. Der Name Puffan und das rothe Dachel kommen aber nicht mehr darin vor.

### Der Allarm in der Schottenkirche.

Nach Überlieferung eines Augenzeugen.

Den 21. August 1681, zur Feier des heil. Bernhard Lomäi fand bei den Schotten in Wien ein besonderes Fest Statt. Der hochwürdige Prälat, Herr Johann Schmiedberger, sollte selbst das feierliche Hochamt halten, Vater Sebastian Vogelsinger aber, ein junger Geistlicher von großer Beredsamkeit, in der Folge selbst Abt, die Predigt. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß sich bei dieser Gelegenheit eine Menge Menschen aller Klassen und Stände einfanden.

Wie es bei solchen feierlichen Anlässen zu geschehen pflegt, so kam man auch diesmal lieber zu früh als zu spät. Die Predigt sollte um 9 Uhr Vormittags beginnen und schon um 8 Uhr war der Platz vor der Schottenkirche, damals das Steinfeld genannt, von einer bedeutenden Menschenmenge

angefüllt, die sich mit verschiedenen Gesprächen, erbaulichen und politischen Inhalts, einstweilen die Zeit vertrieben. Auf dem Raume zwischen der Kirche und dem Schottenhof aber bildete sich bald eine ansehnliche Gruppe, die einen alten Mann umgab, der eifrig etwas zu erzählen schien.

Es war dieß Herr Peter Sauffenhöfer, wohlbestellter Rathschreiber, seines Alters nahe an achtzig und in den Wiener Chroniken und Begebenheiten in der Zeit seines Lebens wohl erfahren, massen er von Wien gebürtig war, nach fleißigem Studiren bald ein Ämtlein bei dem Stadtrathe der gemeinen Stadt Wien erlangt hatte, mit Mühe und Arbeit zu seinem jetzigen ehrenvollen Posten gelangt und zu Folge seiner eifrigen Beschäftigung fast selten aus den Mauern der Stadt gekommen war. Der wußte nun bei Leutgebern und in Gasthäusern die wunderlichsten Begebenheiten noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, aus der Schwedenzeit, von dem Treiben der Juden und deren Abschaffung aus Wien u. zu erzählen und Jedermann, besonders die wißbegierige Jugend hörte ihm gerne zu und nahm sich seine Worte wohl zu Herzen.

Heute aber nahm er den Stoff seiner Erzählung von der Localität, wie er stets gerne zu thun pflegte und unterhielt seine aufmerksamen Zuhörer, — die sich während seiner Relation zum Theile mit warmen Röcheln von den damals auf der Freieung feilhabenden Röchelbäckern erlabten, — von dem ehrenwerthen Wienerischen Volksdichter Wolfgang Schmälzl, der Schulmeister bei den Schotten gewesen und im Jahre 1548 ein gar wundersam Lob- und Ehrengedicht der Stadt Wien verfasst, von dem gelehrten Organisten daselbst, Johann Rasch, der 1580 ein gar spitzfindig Büchlein heraus gab, in welchem das österreichische Symbolicon A. E. I. O. U. durch mehr als 200 Lösungen erklärt wurde, endlich von Vorfällen und

Schicksalen, welche Kirche und Kloster im Laufe der Zeit betroffen hatten.

Gar schauerlich und eindringlich wußte er einen Vorfall darzustellen, den er in seinen jungen Jahren selbst erlebt hatte, wie nämlich den 3. Februar 1637 gegen 6 Uhr Abends der Kirchturm bei den Schotten ohne einigen gegangenen Wind oder Ungewitter plötzlich mit furchtbarem Krachen zusammen gestürzt zu allgemeinem Schrecken und Bestürzung, ohne jedoch irgend Jemand Schaden zuzufügen. Sei aber, setzte er geheimnißvoll dazu, dieser Unfall allgemein als ein besonderes Vorzeichen irgend eines betrübenden Unglücks angesehen worden und diese böse Vorahnung sei auch leider nicht getäuscht worden, indem 12 Tage darauf der allerfrömmste Kaiser Ferdinand II. zu allgemeinem Leidwesen des Todes verblieben \*).

Herr Sausenhöfer wußte diesen Unfall so lebendig und wirksam darzustellen, daß bei seinem „Kraach, bricht der Thurm ein“ die ganze Versammlung zusammenschauderte, und als bald darauf zum Ersten geläutet wurde, welches das Zeichen zum Beginne der Predigt war und die Menge sich in die Kirche drängte, war noch die Bestürzung auf mancher hangen Miene zu lesen und Einige blickten voll des gewaltigen Eindruckes scheu über sich, fürchtend, es müsse abermals etwas über ihre Köpfe zusammen stürzen.

Die Menge hatte sich indessen in der Kirche ausgebreitet, so daß bald schier kein Plätzchen mehr zu finden war und die Predigt begann, wurde mit Salbung vorgetragen und andächtiglich angehört, so daß man schier ein Mäuslein hätte mögen

---

\*) Nach Pater Fuhrmanns Zeugniß wurde dieser Vorfall wirklich für ein Omen von des Kaisers Tod gehalten.

laufen hören, so sehr war die Aufmerksamkeit auf den ehrwürdigen Herrn gerichtet, der mit begeistern dem Eifer die fromme Rede vortrug.

Auf einmal aber hörte man über der Kirchendecke ein seltsames Geräusch und eine Menge Sand und Staub fiel von da herunter. Als bald entstand ein fürchtbarer Aufruhr in der Versammlung; ein Zuhörer, dessen Gedächtniß noch voll von der erzählten Begebenheit war, rief mit überlauter Stimme: „Die Kirche stürzt ein!“ die verzagten Frauen schrien und jammerten und die ganze Menge stürzte mit der Hast der Verzweiflung, in übereilter Unordnung, der Kirchenthüre zu, Jedermann trachtend, der Erste hinaus zu kommen.

Dadurch entstand aber, wie natürlich, ein so mörderisches Gedränge, daß nicht allein viele Bänke und Stühle zerbrochen und zertreten wurden und ein unbeschreiblicher Schaden an Schmuck und Kleidern geschehen, sondern auch viele Menschen hart beschädigt und fünf vornehme Personen, dann eine Bürgerfrau, ein Mädlein von dreizehn Jahren und zwei kleine Kinder auf den Händen ihrer Amme, die man indessen wohl hätte draußen lassen können, jämmerlich erdrückt und zu Tode gequetscht wurden. Die Bestürzung unter dem Volke war so groß, daß alles Ermahnen und laute Schreien der sich bald wieder vom ersten Schrecken erholenden Geistlichkeit nichts fruchtete und die Menge, vom blinden Wahne eingenommen, trachtete nur, wenn auch mit höchster Gefahr des Lebens selbst, das Leben zu retten, und bei dieser Gelegenheit mag man sehen, wie weit die Kraft der Verzweiflung gehen kann, denn es wurde durch den heftigen Andrang eine wohl verschlossene eiserne Thür, die man nur selten zu öffnen pflegte, aufgesprengt und aus ihren Angeln gehoben.

So büßten auch viele Männer ihre Hüte und die Weibsbilder ihren Zierrath, den sie getragen, bei diesem Unfalle ein. Als aber endlich die Kirche geleert, fand man dieselbe vom Hochaltare an bis zur Eingangsthür ganz mit Stücken und Fegen von den schönsten Mänteln und reichen Kleidern, die im Gedränge vom Leibe gerissen wurden, übersät und angefüllt, so wie auch das traurige Schauspiel der elend umgekommenen Menschen, die meistens beim Ausgange übel zugerichtet und zertreten lagen.

Die Herren Patres aber forschten sogleich nach der Ursache dieses tödtlichen Schreckens und da entdeckte man, daß während des Gottesdienstes einige muthwillige Buben auf dem Gewölbe der Kirche hin und her gerennt und dadurch Sand und Staub durch die offenen Löcher herabgeworfen hatten. Diese Buben, welche Läutersgehilfen waren, hatten sich freilich so großen Unfalles nicht versehen und waren darüber auf den Tod erschrocken. Sie wurden aber billig, wegen frevelhafter Störung des Gottesdienstes, gebunden in peinliche Haft genommen und folgendes nach Verdienst ihrer Frevelthat hart abgestraft.

Den 23. August aber hatte die feierliche Beerdigung der unglücklichen Opfer Statt, welcher viel Volks beiwohnte und auch Herr Sauffenhöfer, der glücklich davon gekommen, schritt, das Lächlein an den Augen, mit dem traurigen Zuge, von tiefstem Herzen beklagend, daß durch seine Erzählung die Angsthlichkeit der Menge erhöht worden war und hätte er viel darum gegeben, wenn seine lebendige Chronica unvermehrt durch ein so großes Unglück geblieben wäre. Wollten auch Einige sich in der Folge verlauten lassen, als wäre dadurch ein Vorspiel der bald darauf erfolgten Türkennoth und des Brandes von Schottenkloster und Kirche angezeigt gewesen.

Gottesfürchtige und studirte Leute behaupteten aber, daß Gott der Allmächtige kein Unglück durch ein anderes vorher anzeige, sonst dürfte der Vorzeichen und Ahnungen kein Ende seyn und erklärten diese traurige Begebenheit durch die Macht der Ereignisse und Gottes wunderbarer Zulassung, und diese mögen, mit reiflicher Erwägung der Umstände, allerdings besseren Glauben verdienen.

### Die Gräucl der Türkenzeit in Oesterreich 1683.

Nach einem höchst merkwürdigen italienischen Manuscripte, welches nach aufgehobener Belagerung im türkischen Lager gefunden wurde.

Dieses interessante Manuscript, eine Art von Tagebuch, welches von einem Freiwilligen im Türkenheere geführt wurde, befand sich im Besitze eines sehr alten Mannes auf dem Lande, Namens Michael Woyer, bei welchem ich es oft in meiner Jugend gesehen habe. Wo es nach dessen Tode, der ungefähr 1806 erfolgte, hingekommen ist, habe ich leider nicht erfahren können. Ubrigens besitze ich noch einige Auszüge aus demselben, die ein wissenschaftlich gebildeter Freund meines Vaters gemacht hat und welche ich vor einiger Zeit zu einer größeren Novelle benützte, die in der Wiener Zeitschrift abgedruckt erschien. Folgende Episode daraus dürfte sich gewiß des allgemeinen Interesses erfreuen und zwar sowohl der darin erzählten Begebenheiten, als auch der getreuen Schilderung des Großveziers und seines Prachtgezettes wegen.

„Den 10. Juli brach ich in Gefolge des Fürsten von Siebenbürgen nach Wien auf und den 13. Abends kamen wir im Lager daselbst an. Der Fürst stellte mir frei, ob ich unter den Truppen oder in der Feldkanzlei dienen wolle und zur beiderseitigen Zufriedenheit wählte ich das Letztere. Der

Fürst gewährte es mit großem Vergnügen, da es Wenige unter seinen Truppen gibt, welche die Feder so gut zu handhaben wissen, als ich.

Bei unserer Ankunft standen die Vorstädte, welche von der Donau an links die Stadt umgeben, zum Theile noch in Flammen und bildeten ein wahres Feuermeer, das um so fürchterlicher anzusehen war, als sich auch zugleich ein fernes verworrenes Jammergeschrei hören ließ, wahrscheinlich von den Leuten, welche dadurch ihre ganze Habe einbüßten. — Den 13. wurden von den Türken die stehengebliebenen Mauern besetzt, die ihnen als Brustwehr dienen. Auch ließ der Großvezier an diesem Tage die Vorstadt über den Donau-Arm, worin sich früher das Judenquartier befand, besetzen und durch Feuer verheeren, wobei auch ein kaiserliches Lustschloß \*) den Flammen zum Raube wurde.

Den 15. Nachmittags fingen die türkischen Batterien zum Erstenmale auf die Stadt zu spielen an. Auf einmal, man weiß nicht recht, ob durch die eingefallenen Brandkugeln, ob durch die noch brennenden Vorstädte links gegen die Donau, entstand in der Stadt selbst ein gewaltiges Feuer, das sich ziemlich weit verbreitete \*\*). Bis zu unserem Zelte vernahm man ein fürchtbares Gewirre von durcheinander schreienden Stimmen, die sich mit dem Geprassel des Feuers, dem Getrache der stürzenden Balken und dem stürmenden Glockengeläute auf schauerhafte Weise vermischten. Erst den dritten Tag war das Feuer vollständig gedämpft

\*) Die alte kaiserliche Favorite an der Stelle des jetzigen Augartens.

\*\*\*) Es war dieß der gefährliche Brand des Schottenklosters und der umliegenden Gebäude, dessen in jeder Beschreibung der türkischen Belagerung gedacht wird.

und mich wundert sehr, daß der Großvezier diese Gelegenheit nicht benützt, und einen Hauptsturm angeordnet hat, in dieser Lage müßte die Eroberung der Stadt leicht gewesen seyn. Die Türken begnügten sich aber bloß damit, von Zeit zu Zeit volle Ladungen dahin abzuschließen und auf das Thätigste an den Laufgräben zu arbeiten. Der Großvezier will sich aber der Stadt wo möglich ohne Sturm bemächtigen, um eine allgemeine Plünderung zu vermeiden und sich die noch vorhandenen Schätze allein zuzueignen. So spricht man wenigstens in vertraueren Kreisen.

Täglich werden nun Streifcorps nach allen Gegenden abgeschickt und täglich steigen von allen Seiten rings um die Stadt Rauch- und Feuerfäulen auf. Eine große Anzahl von christlichen Gefangenen, größtentheils junge Leute und Mädchen, oft von sehr schöner Gestalt und Gesichtsbildung, wird täglich in das Lager gebracht und von da weiter nach Ungarn abgeführt.

Den 15. sahen wir von dem höchsten Thurme der Stadt, einem ausgezeichnet schönen Gebäude, mehre Raketen aufsteigen, wahrscheinlich in der Absicht, dem kaiserlichen Heere den Wunsch nach Befreiung anzuzeigen. Die Türken richteten sogleich das Geschütz darauf, da dieser Thurm jedoch von wunderbar fester Bauart ist und dessen Spitze nicht beschossen wird, weil die Christen so klug waren, das den Türken heilige Zeichen des Halbmondes darauf zu befestigen, so lief es ganz ohne Schaden ab.

Den 16. Juli erhielt ich Befehl, mich sogleich zu dem Fürsten zu begeben, dem ich ungesäumt nachkam. Der Fürst empfing mich ungewöhnlich ernst und sprach: „Ihr müßt euch zum Großvezier begeben, der euch zum Vollmetzger bei einer Heeresabtheilung bestimmt hat.“ Ich schreckte zusammen und

wollte sprechen, er aber sagte, ohne mich zu Worte kommen zu lassen: „Erspart euch jede Bitte und mir das Abschlagen, ich kann euch nicht davon befreien.“ Mit trüber Stimmung fügte ich mich der Nothwendigkeit und begab mich in Begleitung eines Sekretärs des Fürsten zu dem Gezelte des Großveziers, über dessen Ausdehnung und Pracht ich im hohen Grade erstaunte. Es war auf einem mäßigen Abhange, nordwestlich von der Stadt, errichtet, von vielen kleinen Zelten umgeben und Alles, was man sich nur Herrliches und Kostbares denken kann, war daran verschwendet. Das Hauptgezelt war von großem Umfange, ganz von feinem grünen Tuche bedeckt und von Außen reich mit Silber- und Goldborten, dann mit Stickereien geschmückt. Die Zeltstangen waren hochroth mit schwarzen Ringen, oben zierten sie goldene Kugeln mit kleinen Halbmonden; die Zeltschnüre waren ebenfalls roth, mit Gold umwunden. Die Vorhänge des Einganges waren von purpurrother Seide mit breiter Goldverbrämung. Oben auf dem Giebel des Zeltes prangte eine große goldene Kugel mit einem Halbmonde von gleichem Metalle, letzterer mit funkelnden Steinen besetzt. Den Platz rund umher bis zu den kleineren Zelten zierten schnell angelegte kleine Lustgärten mit zwei Springbrunnen zu beiden Seiten. In den Gärten befanden sich seltene Thiere, Strauße, Pfauen, Affen und in grün glänzenden, mit vergoldeten Eisengittern versehenen Käfigen mehre wilde Thiere.

Mit einem Worte, Alles sah so herrlich und überraschend aus, daß man sich in eine Zauberwelt versetzt glaubte. Das große Zelt war in mehre Gemächer abgetheilt, die alle prächtig mit persischen Tapeten, Gold und Silber, Sammt und Perlen ausgeschmückt und zu verschiedenem Gebrauche, auch zu Badestuben, eingerichtet waren. Vor dem Eingange

flatterte die große Blutfahne. Im Umkreise standen zahlreiche Wachen.

Mein Begleiter übergab mich beim Eingange einem alten härtigen Türken, der Kara Mustafa's Effendi zu seyn schien und dieser führte mich sogleich in das innerste Gemach, das mit wahrhaft unglaublicher Pracht ausgeschmückt war und wo der Großvezier auf einem reichen Divan saß, von vier Ulema's\*) umgeben. Über seinem Haupte wehte die heilige Fahne des Propheten.

Zu beiden Seiten seines thronartigen Divans standen sechs Schwarze in kostbarer Kleidung mit gezogenen Schwertern. Nun hatte ich erst Muße, den gefürchteten Heerführer genau zu betrachten, was mir bei seinem Einzuge in Belgrad nur unvollkommen gelungen war. Er ist etwa vierzig Jahre alt, groß und stark gebaut, von ernsten, strengen Zügen, mit feurigen großen Augen, einer Adlernase, starkem herabhängenden Schnur- und dichtem schwarzen Knebelbarte. Er war mit einem langen knappen Gewande von rothem Goldstoffe bekleidet. Sein Gürtel war von feurgelber Seide, mit Gold gestickt und mit Edelsteinen geziert, zwei blitzende Pistolen und ein reicher Dolch steckten darin. Das Haupt war mit einer runden, niedrigen dunkelgrünen Mütze, fast auf ungarische Art, bedeckt, die eine breite Agraffe von Juwelen mit einem kurzen, aber dicken weißen, oben glatt geschnittenen Federbusche zierte, in dessen Mitte ein kleiner goldener Halbmond, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, strahlte. Nach meinem Eintritte, nachdem ich die übliche Verbeugung gemacht hatte, sah er mich eine Zeitlang mit durchdringenden

---

\*) Geseßkundige, überhaupt Priester.

Blicken unverwandt an und fragte mich dann: „Du bist ein Siebenbürger, Christ?“ — „Im Dienste des Fürsten von Siebenbürgen,“ erwiderte ich, „ein Italiener von Geburt.“ — „Gut,“ sprach er weiter, „diese Nation liebe ich; Einige von ihr haben mir gute Dienste geleistet. Nun, bald hoffe ich Euch selbst einen Besuch in Eurem Lande zu machen. Verstehst du die Sprache unseres geheiligten Propheten vollkommen? —“ „Ich bin der türkischen Sprache mächtig,“ erwiderte ich. Er warf wieder einen Blick auf mich, der aus einer eigenen Mischung von Erstaunen über meine Kühnheit und aus Verachtung zusammengesetzt war, wobei sich seine buschigen Augenbrauen auf eine wirklich fürchterliche Art zusammen zogen. „Welche Sprache verstehst du außerdem?“ fuhr er finster fort.

Ich antwortete kurz und unerschrocken: „Außer meiner Muttersprache ungarisch und etwas französisch.“ „Gut, so taugst du zu deiner Bestimmung, obschon ich gewünscht hätte, daß du auch diese rauchtönende Sprache, deutsch meine ich, verständest. Indessen was am bequemsten in der Nähe liegt, muß man nützen. Mache dich bereit, sogleich mit dem Pascha von Damask aufzubrechen.“ Ich erwiderte unterwürdig, doch mit ziemlicher Festigkeit, daß mich mein Dienst eigentlich nur dem Fürsten von Siebenbürgen verbinde. — „Schweig, verwegener Christ,“ donnerte er mir mit wahrhaft fürchterlicher Stimme zu, „der Fürst von Siebenbürgen ist, wie du, nur ein Werkzeug in unseren Händen; ein Wink von mir reicht hin, ihn und dich zu vernichten, wie ich jene widerspenstige Stadt und den übermüthigen Priester\*.)

---

\*) Leopold, Graf von Kollonitsch, Bischof von Neustadt, später Cardinal und Erzbischof von Kolocza, einer der edelsten Männer jener Zeit, dessen große Verdienste in jeder Beschreibung der Belagerung

vernichten werde, der es wagt, mir zu trohen. Ha, wie soll sein Kopf die Thore des Serails zieren!“ Hier schlug er mit freudiger Aufwallung an seinen Dolch, »genug; mein Omar wird dich zum Zelte des Pascha führen, gehorche dessen Befehlen, so lange er deiner bedarf. Sei übrigens versichert, Kara Mustapha weiß nicht allein Abtrünnige und Verräther zu bestrafen, sondern auch treue Dienste zu belohnen und ich liebe eure Nation, obwohl“ setzte er mit einer eigenen Wendung des Kopfes und indem er sich den Bart strich, dazu, »obwohl ich die Franken dennoch vorziehe; das ist ein gar geschmeidig Volk und unseren Planen wohl geneigt. Ich freue mich, ihnen dereinst den Dank in ihrem eigenen Lande abzustatten. Und nun geh; Omar begleite ihn.“ Ich verbeugte mich abermals, Kara Mustapha fixirte mich mit einem starren Blicke und ich ging mit Omar, einen schwarzen Sklaven, zu dem Zelte Hassan Pascha's von Damaskus.

Hier fand ich bereits Alles in Bewegung und zum Aufbruche bereit. Vor dem Zelte standen mehre Haufen Spahi und Tartaren, beiläufig in Allen 800 Mann, die mit Ungeduld den Abmarsch erwarteten. Raubgier und Mordlust waren in ihren wilden Blicken zu lesen. Ich ward als Dolmetscher hinter die Truppen postirt und man wies mich an, daselbst ruhig den Ausbruch zu erwarten, der bei Ankunft des Pascha erfolgen sollte.

Dessen Zelt lag auf einer Anhöhe, ungefähr 500 Schritte rechts vom Zelte des Großveziers, fast der kaiserlichen Burg gegenüber und gewährte einen vollständigen Überblick der

---

von Wien mit gerechtem Lobe erwähnt sind. In der Folge verkehrte sich bekanntlich diese Drohung in ihr Gegentheil, der Kopf des Großveziers kam in die Hände des Cardinals.

Stadt \*). Sie ist nicht von großem Umfange, aber gut und fest gebaut und zeichnet sich durch viele stattliche Kirchen, hohe Thürme und ansehnliche große Häuser aus. Es muß viele Paläste darin geben, die meisten Häuser ragen hoch über die Mauern empor und außer dem bereits erwähnten hohen Thurme, der zur Hauptkirche der Stadt, dem heil. Stephan geweiht, gehört, zählte ich von meinem Standpunkte aus noch wenigstens zwanzig mehr oder minder ansehnliche Thürme, unter welchen sich besonders einer, nahe der kaiserlichen Burg, durch seine hohe schlanke Bauart und dünne Spitze auszeichnet. Alle, außer dem Hauptthurme, sind mit Kreuzen bezeichnet. Die kaiserliche Burg scheint ein weitläufiges Gebäude zu seyn, gewährt aber keinen besonders schönen Anblick. Die Wälle sind zweckmäßig und stark gebaut, scheinen auch gut besetzt zu seyn, ob sie aber einem allgemeinen Sturm zu widerstehen vermögen, bezweifle ich um so mehr, da sie durch die Minen, woran die Türken sehr eifrig arbeiten, zum Theile sehr geschwächt sind.

Während ich meine Betrachtungen machte, erschien Hassan Pascha, ein kräftiger Mann im besten Lebensalter mit durchbohrendem Feuerblicke und einem Ausdrucke blutdürstiger Lücke in seinen Gesichtszügen. Er war in ein rothes knappes Gewand gekleidet, über das ein blauer, weiß besetzter Mantel hing und trug die gewöhnliche Kopfbedeckung eines Pascha, einen weiß und rothen Turban mit Reiterbusch. Nachdem er an den Truppen zweimal vorbei geritten und sie flüchtig gemustert hatte, spornte er sein Pferd und sprengte in scharfem

---

\*) Wahrscheinlich war dieser Standpunkt auf der Höhe von Mariahilf, wo sich jetzt das Kaffehhaus befindet. Damals gab es bekanntlich in der Stadt noch mehr Kirchen, folglich auch Thürme, als jetzt.

Galopp links durch die Ruinen der abgebrannten Vorstädte. Der wilde Haufe folgte ihm in gleicher Schnelle und nun ging es ohne Halt hinaus auf das freie Feld, bis zu einer Anhöhe, auf welcher eine alterthümliche Säule \*) steht und wo man einen vollen Überblick der Stadt und der zerstörten Vorstädte, so wie eines großen Theiles der Donau hat. Hier machte er Halt, besah sich genau die Gegend, berief einige Unterbefehlshaber zu sich und entsendete eine Abtheilung seiner Schar, die unterdessen durch neue Haufen bedeutend angewachsen war, links, welche ihren Weg durch das größtentheils zerstörte Weingebirge nahm und uns in einem kleinen Walde bald aus dem Gesichte kam. Unser Trupp, der etwa noch aus sechshundert Mann bestehen mochte, setzte darauf den Weg auf der gebahnten Straße, die sanft bergab ging, langsam fort. Der Pascha ritt schweigend in der Mitte seines Gefolges und warf seine scharfen Blicke rings in der Gegend umher, die, so weit das Auge reichte, nur traurige Ruinen und rauchende Brandstätten zeigte. Vor uns rechts erblickten wir als Schlußpunkt der Aussicht vor einem ziemlich hohen Gebirge einen, dem Anscheine nach, wohlbesetzten Ort mit alterthümlicher Kirche und starkem viereckigen Thurme, welcher der Zerstörung noch nicht Preis gegeben war. Etwas weiter links erblickte ich noch zwei unbeschädigte Kirchen mit Blechthürmen. Dahin schien unser Zug zu gehen. Nach einem Mitt von ungefähr einer Stunde erreichten wir ein Dörfchen \*\*),

\*) Allem Anscheine nach das Spinnerkreuz.

\*\*\*) Außer allem Zweifel Maria Enzersdorf, da daselbst wirklich ein Laienbruder, der Konventkoch Guthbert Lenz, den Barbaren zum Opfer fiel, dessen Grabmal mit einer Inschrift sich auf einer Seitenmauer des Kreuzzuges befindet. Der später erwähnte Ort ist Brunn am Gebirge.

in dessen Mitte ein ziemlich großes Mönchskloster von neuerer Bauart stand, das jedoch, wie jenes, fast ganz verlassen war.

Die wilden Horden stürmten in die geweihten Hallen, warfen Feuerbrände in die Kirche und Klostergebäude und verübten die abscheulichsten Gräueltaten. Der Pascha stand während dessen, die Arme in einander geschlagen, mit gewohnter, kaltblütiger Ruhe, doch die scharfen, giftigen Blicke nach allen Seiten werfend, in der Vorhalle des Kreuzganges, ich blieb nebst einigen seiner Vertrauten in der Nähe. Eine Rotte dieser Wüthenden drang in die Sakristei, zertrümmerte die heiligen Gefäße und spähte gierig in allen Winkeln nach verborgenen Schätzen. Bei dieser Gelegenheit entdeckten sie in einer Ecke hinter einigen Kästen, die Meßgeräte zu bergen bestimmt waren, einen Mönch in zusammengekauertem Zustand, der sich wahrscheinlich bei der Flucht der Conventualen verspätet hatte \*). Sie ergriffen den Unglücklichen, schleppten ihn vor den Pascha, der sich mit hastigen Schritten ihnen entgegen in den Kreuzgang begab und brüllten dem bebenden Mönch zu, ihnen die Klosterschätze anzuzeigen. Da er jedoch weder ihre Sprache verstand, noch überhaupt vor Schrecken der Rede mächtig war, so wollte ich eben hinzu treten, um den Vermittler zu machen, als der Pascha eine zurückweisende Bewegung mit der Hand machte, den Mönch bei den Haaren faßte und ihm mit Einem Streiche das Haupt abhieb. Dann holte er mit grimniger Geberde weit aus und schleuderte den Kopf an die Wand, die dadurch ganz mit Blut bespritzt wurde.

---

\*) Dem war nicht so, der unglückliche Guthbert Benz blieb freiwillig zurück, um das Klostergebäude zu überwachen.

Der Pascha verlor kein Wort bei dieser grausamen That, aber ein teuflisches Lächeln zog sich um seine dünnen gepressten Lippen. Sein blutiges Schwert wischte er dann an dem Leichnam ab, warf es klirrend in die Scheide und gab das Zeichen zum Aufbruche. Nachdem die Türken nichts mehr entdecken konnten, was ihrer Raub- und Mordlust zusagte, ritten wir davon, während Kloster, Kirche und das Dörfchen in hellen Flammen aufbrannten. Nach einigen Minuten kamen wir in ein anderes größeres Dorf, wo sich ebenfalls eine Kirche mit einem Blechthurme, aber kein Kloster befand. Während des Durchreitens hob der Pascha bloß den rechten Arm in die Höhe und sogleich flogen von allen Seiten Brandsackeln und Pechkränze auf die Häuser, die in wenigen Augenblicken lichterloh brannten. Einige der Bewohner, welche bei der allgemeinen Flucht zurückgeblieben waren, meistens alte und kranke Leute, stürzten händeringend und wehklagend aus den Häusern, in unbedachter Verzweiflung hin- und wieder laufend; sie wurden jedoch bald von dem wilden Haufen niedergesäbelt oder mit Lanzen durchstoßen. Über ihre noch zuckenden Körper, die von den Hufen der Rosse vollends zerstampft wurden, sprengte der fürchtbare Zug weiter. Es war ein schaudervoller Anblick, das Blut erstarrte mir in den Adern, kaum war ich noch meiner Besinnung mächtig.

Als wir außer dem Orte auf eine Anhöhe gekommen waren, wo eine Säule steht, gebot der Pascha, Halt zu machen. Von hier aus sieht man den früher erwähnten, befestigten Ort mit dem großen Thurme vor uns liegen \*). Der Pa-

\*) Der landesfürstliche Markt Perchtoldsdorf, in welchem sich die später erzählte tragische Begebenheit mit allen Nebenumständen zutrug. Die erwähnte Säule besteht noch heute unter dem Namen: das Türkentreu.

ſcha ſchickte ſogleich einige Spahi dahin ab, die bald mit einem Haufen Türken zurückkamen und nun erfolgte eine lange Unterredung, die aber ſo leiſe gehalten wurde, daß ich kein Wort davon verſtehen konnte, um ſo weniger, da ich es nicht für gerathen hielt, mich in den Kreis einzudrängen. Endlich rief der Paſcha laut, ohne mich jedoch eines Blickes zu würdigen: „Dieſer wird als Dollmetscher dienen, nimm ihn mit dir, Selim, und verſehe ihn mit allem Nöthigen. Morgen kehre ich zurück, ſorge, daß bis dahin Alles geordnet ſei.“ Dann beſtieg er ſein Pferd und jagte mit einem großen Schwarme wieder nach der entgegengeſetzten Seite zu.

Der Haufe, welcher aus dem Orte gekommen war, lenkte wieder darauf zu und ich blieb mit Selim und zwei Spahi allein zurück. Erſterer, einer der Vertrauteſten des Paſcha, mit einer wilden, wahrhaft abſchreckenden Phyſiognomie, die mich an das Portrait Mohamed II., des blutdürſtigen Eroberers von Conſtantinopel, erinnerte, und deſſen Stimme etwas Schleihendes, Lückiſchweiches an ſich hatte, ſprach zu mir, indem er mit dem Finger auf die Feſtung zeigte: „Da hinein haben ſich die Thoren vor unſern allbeſiegenden Waffen geſlüchtet und in ſtrafbarem Übermuthe gewähnt, dem Heere des großen Sultans widerſtehen zu können. In wenigen Augenblicken aber werden ſie den Beweis erfahren, wie der Geweihte des Herrn Mangel an Vertrauen zu beſtrafen weiß. Doch bei dem Siege wohnt auch die Gnade. Wenn die Verblendeten Unterwerfung ſchwören, ſoll ihnen verziehen ſeyn und Schutzwache gegeben werden.“

Kaum hatte er geendet, ſo prasselten ſchon verzehrende Flammen aus mehreren Häuſern des uns am nächſten gelegenen Theiles des Ortes, die ſich bald zu einem allgemeinen Feuermeere vereinigten, das die holzbedeckten Gebäude bis

auf den Mittelpunkt des Ortes, wo die weitabstehenden Mauern Kirche und Thurm schützten, verzehrte. »Diese Strafe,« sprach hohnlächelnd Selim, »haben die ungläubigen Hunde vorerst für ihren Troz wohl verdient. Nun aber laßt uns das Gebot des Pascha befolgen. Die Pferde wollen wir den Spahi überlassen und uns dann zu Fuß von der andern, am wenigsten versehrten Seite in den Ort begeben und den Verblendeten Gnade gegen Unterwerfung anbieten. Doch zieht vorher dieses Gewand an,« hier reichte er mir einen Kasten, »und bedeckt euch mit diesem Turban, damit sie überzeugt sind, von wem die Botschaft komme. Darüber nehmt aber dieß deutsche Reiterkollet, dessen früheren Inhaber ich selbst bei Petronell an einen Baum spießte, zum Zeichen, daß ihr im Stande seyd, mit ihnen zu sprechen.« Ich befolgte seine Anweisung, da mir Widersetzlichkeit nichts geholfen haben würde; dennoch waren mir die heutigen Gräuelszenen noch so lebhaft im Gedächtnisse, daß ich ihn, während wir durch Weingärten nach der entgegengesetzten Seite des Ortes gingen, auf das Eindringlichste fragte, ob es mit dem Schutze, den die Bewohner nach ihrer Unterwerfung zu erwarten hätten, auch aufrichtig gemeint sei. Ich hätte so viele Beispiele von Grausamkeit am heutigen Tage gesehen, daß ich nicht umhin könne, daran zu zweifeln. Lieber aber wolle ich auf der Stelle mein Leben verlieren, als, wenn auch unfreiwillig und selbst getäuscht, zu dem Verderben so vieler meiner Glaubensgenossen behilflich zu seyn.

Erstaunt sah mich Selim an, indem unheimliche Blitze aus seinen Augen schossen. Bald faßte er sich jedoch wieder und sprach mit nachdrücklicher Stimme: »Dankt Gott, daß der Pascha eure Worte nicht gehört hat. Er pflegt diejenigen, welche an seinem Worte zu zweifeln wagen, nicht auf die

sanfteste Art zu behandeln. Um irgend einen Endzweck durchzusetzen, kommt es ihm auf ein Paar Menschenleben durchaus nicht an. Übrigens seyd ihr da, um diesen Bethörten die Worte aus meinem Munde zu verdolmetschen; wollt ihr das nicht thun, so findet sich bald ein Anderer. In diesem Falle seyd ihr uns jedoch überlästigt und mit Überlästigten pflegen wir unsern Zug nicht zu beschweren.“

Bei diesen Worten waren wir in einer langen Gasse angekommen, wo mehre große Rüstwagen in langer Reihe standen und Haufen von Türken in einzelnen Gruppen herumstrichen oder standen. Als wir langsam der Kirche zugingen, reichte er mir ein weißes Tuch und eine Lanzenstange und sagte: „Befestigt dieß an der Stange und schwingt es, sobald wir im Angesichte der Festung sind.“ In diesem Augenblick ergriff mich neuerdings unaussprechliche Angst und ich fragte ihn mit gesteigerter Aufregung: „Ich darf ihnen also im Namen des allmächtigen Gottes Schutz und Sicherheit zu schwören?“ „Ihr sollt ihnen,“ antwortete Semlin ruhig, „meine Worte verdolmetschen, weiter geht euer Auftrag nicht und daß er nicht weiter gehen soll, dafür ist gesorgt, denn ich verstehe selbst etwas ungarisch, wenn ich es auch nicht spreche. Und nun ans Werk; bleibt übrigens unbesorgt, viele Orte haben sich bereits dem Schutze des Sultans und seines treuen Bundesgenossen, des Grafen Tököly unterworfen und nicht Ursache gehabt, es zu bereuen.“

Damit nahm er mich bei der Hand und zog mich fort. Mir blieb weiter keine Wahl, auch war ich von der Wahrheit seiner letzten Angabe überzeugt; ich erhob daher die Stange und schwenkte das Tuch gegen den Thurm, in dessen Angesichte wir eben standen. Sogleich wurde ein ähnliches Zeichen

herabgegeben. Wir näherten uns noch mehr und ich brachte meine Anrede in ungarischer Sprache vor.

Nach einiger Zeit, die sie wahrscheinlich mit Berathungen zubrachten, erschienen zwei Personen, ein Mann und ein Weib, an dem Kirchenfenster, und eröffneten uns in gebrochener ungarischer Sprache, daß der Ort wohl zu capituliren geneigt sei, jedoch nicht aus Furcht, sondern um ihrer Feldarbeit und ihrem Erwerbe obliegen zu können, da ihre Mauern fest und sie mit Proviant und Munition wohl versehen wären. Welche Bedingungen sie daher zu erwarten hätten? Ich erwiederte nach der Anweisung Selims, daß sie sowohl Sicherheit des Lebens, als auch des Eigenthums, nebst einer hinlänglichen Schutzwache gegen ihre Unterwerfung erhalten sollten. Zum Zeichen derselben sollten sie ein weißes Fähnlein ausstecken. Sie antworteten, daß sie sich Besenkzeit bis auf den folgenden Tag früh morgens ausbäten, was auch zugestanden wurde und worauf sie sich entfernten.

Selim sagte „So wollen wir denn abwarten, was sie in ihrer Weisheit beschließen werden und die schöne Nacht auf dem nahen Berge zubringen.“

Mit trüber Stimmung folgte ich ihm auf einen nahen ausgedehnten Hügel hinter dem Orte, auf welchem sich eine kleine Kirche mit einer verlassenen Einsiedelei \*) befand, die ebenfalls den Flammen Preis gegeben wurden; hier erwarteten wir den folgenden Morgen. Ich verschmähte bei meiner beklommenen Gemüthsstimmung Speise und Trank, die er aus seinem Tornister hervor holte, mit vieler Ruhe genoß und bald darauf entschlief.

---

\*) Das Kirchlein zum heil. Leonhard und die Einsiedelei dabei wurden im Jahre 1783 aufgehoben und erstere demolirt, letztere aber zu einem Wohnhause umgebaut.

Ich konnte lange kein Auge schließen; die noch immer wüthende und von Zeit zu Zeit neu aufflackernde Feuersbrunst beleuchtete den Horizont und brach sich in grellem Widerschein an dem altergrauen Gemäuer der Kirche und des Thurmes. Von hier aus hatte ich auch einen vollen Überblick der geängstigten Stadt und des großen türkischen Lagers, das kaum über eine Stunde entfernt schien und sich durch unzählige Wachfeuer und fernes verworrenes Getöse kund gab. Angriff und Vertheidigung schienen zwar in der Nachtzeit zu ruhen, aber von dem großen Thurme der Stadt stiegen zweimal in abgemessenen Zwischenräumen Büschel von Raketen auf, die wahrscheinlich dem kaiserlichen Heere den bedrängten Zustand der Stadt anzeigten. Im nahen Orte selbst aber hörte man nur das Zischen und Brasseln der Flammen, denen von keiner Seite Einhalt gethan wurde und die, sich wild fortwälzend, schon die Häuserreihe der langen Gasse ergriffen hatte, die gegen Wien zu ausläuft. Erschöpft von all' dem Gräßlichen, das ich heute mit angesehen hatte, schloß ich endlich die Augen und fiel in einen ziemlich unruhigen Schlummer. Gegen Sonnenaufgang weckte mich ein greller Blitz, welchem ein fürchterlicher Schlag folgte. Ich fuhr erschreckt zusammen, erwachte mit wunderbaren Empfindungen und sah, daß so eben, meinem Lager fast gegenüber, das glühende Sparrwerk eines Hauses eingestürzt war, das ein stäubendes Funkenmeer gen Himmel sandte. Von der Stadt her aber blitzten und krachten Geschütze, die einen unternommenen Sturm anzeigten.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne weckten auch Selim, und zeigten uns das weiße Fähnlein, das aus einem hohen bogenförmigen Fenster des alten Thurmes flatterte. Bei diesem Anblicke fuhr Selim auf und rief mit wilder Freude: „Sie sind bereit zu capituliren.“ Mit ungestümer Hast zog er

nich fort durch ein schmales, von Buschwerk umwachsenes Gäßchen, dem Orte zu. Mitten durch die noch glimmenden Gebäude, über Schutt und glühende Brände, gingen wir dem großen Plage zu, wo wir neben einer niedrigen Steinsäule, oben mit einer steinernen Kugel versehen, stehen blieben und die Festung beobachteten, in welcher Alles rege zu seyn schien. Mehre Haufen Türken und Tartaren lagerten sich hier und da auf dem Plage, genossen ein eiliges Frühstück und scharten sich dann in Rotten zusammen.

Nach kurzer Zeit hörten wir Pistolenschüsse von der Seite her, von wo wir gestern gekommen waren, mehre Reiter sprengten dahin zu und kehrten bald darauf wieder zurück, an ihrer Spitze Hassan Pascha, der, mit gezogenem blitzenden Damascener auf dem schaumbedeckten Pferde in furchtbarer Erhabenheit wie der Engel des Verderbens, daher brauste. Hinter ihm folgte der wilde Schwarm, der uns gestern mit ihm auf der Anhöhe vor dem Orte verließ.

Der Kirche gegenüber wurde ein rother Teppich ausgebreitet, darüber ein zweiter, mehrfach zusammen gelegt, worauf sich der Pascha setzte, nachdem er mit Selim leise Worte gewechselt hatte. Vor ihm stand ein einfacher Tisch, der aus einem der nahestandenden Häuser genommen wurde, ebenfalls mit rothem Tuche bedeckt, und nun dictirte er Selim die Bedingungen, unter welchen die Bürger frei abziehen und Schutz genießen sollten. Nur über den Punct der Ranzion, die 6000 Kaisergulden betragen und auf der Stelle bar erlegt werden sollte, erhoben sich weitläufige Unterhandlungen, da sich die Einwohner, nachdem obendrein die meisten Häuser abgebrannt waren, außer Stande sahen, augenblicklich so viel bares Geld aufzutreiben. Endlich, nach vielen Debatten, erklärte der Pascha, den starren glühenden Blick fortwährend auf die Ein-

gangspforte gerichtet, sich einstweilen mit 4000 Gulden, welche die Bürger anboten, zu begnügen, wovon ihm 2000 sogleich bar in zwei Schüsseln übergeben, die übrigen 2000 aber bis auf den Tag Johannis Enthauptung, (den 29. August) zu bezahlen versprochen wurden. Diese Unterhandlungen währten an vier Stunden, wobei Selim die Befehle empfing, die ich verdolmetschen mußte.

Da endlich Alles in Ordnung gebracht war, erschien, als Zeichen, daß die Festung noch von keinem Feinde bezwungen war \*), eine ganz weißgekleidete Jungfrau mit blonden fliegenden Haaren, von einem ehrwürdigen Alten begleitet, der ihr Vater und Vorgesetzter des Ortes zu seyn schien, näherte sich mit wankenden Schritten und leichenblasser Gesichtsfarbe dem Sitze des Pascha und überreichte ihm auf einem kleinen gelbsammetenen Kissen das Lösegeld und die Schlüssel der Festung.

Der Pascha winkte ihr, das Kissen auf den Tisch zu legen und neben ihm stehen zu bleiben. Über die Schlüssel legte er zum Zeichen der Eroberung seinen blanken Säbel. Dem Alten deutete er an, wieder zurückzugehen, worauf sich dieser in banger Erwartung an das Eingangsthor stellte. Nun befahl der Pascha, daß sich die ganze wehrhafte Besatzung des Ortes reihenweise auf dem Platze aufstellen solle, damit er bemessen könne, wie stark die versprochene Schutzwache seyn müsse. Dieser Befehl erregte schon einiges Mißtrauen unter den Bürgern, da es aber jetzt zu spät war, zurückzutreten, so erklärten sie sich auch dazu bereit. — Als sie nun einzeln aus dem Thore traten, sammelten sich einige

\*) 1529 barg sich die Bürgerschaft ebenfalls in ihren festen Mauern und hielt bis zum Abzuge der Türken standhaft aus.

Hausen Türken um sie, die ihnen mit dem Bedeuten die Waffen abnahmen, daß es für Gehuldigte unnütz sei, Waffen zu führen. Einigen, die sich weigerten, wurden sie mit Gewalt aus den Händen gerissen und Mehre, welche, dadurch erschreckt, die Schwelle zu überschreiten zögerten, wurden bei den Haaren herausgerissen und den Übrigen nachgestoßen.

Die Gewehre wurden sogleich auf die bereitstehenden Küstwagen geladen und abgeführt; die Mannschaft aber, gewiß über 2000 an der Zahl, auf dem Plage in Reihen aufgestellt und von den Türken umringt. Auf einen Wink des Pascha stieg eine Schar von den Pferden und durchsuchte die auf dem Plage stehende Mannschaft auf das Sorgfältigste, ob sie nicht etwa Waffen oder Geld bei sich versteckt trugen. Das Eingangsthor wurde ebenfalls sorgfältig besetzt.

Durch diese Maßregeln aufs Neue ängstlich und mißtrauisch gemacht, rissen Einige von der Bürgerschaft aus und wollten sich durch die Flucht retten; — da stand der Pascha auf, schrie mit fürchterlicher Stimme: Verrath! — ergriff sein Schwert und hieb der vor ihm stehenden Jungfrau, die sich beim Anblicke des zischenden Damasceners mit einem Jammergeschrei das Gesicht bedeckte, mit einem Hiebe das Haupt ab, so daß ihr die Schneide noch tief in die Arme fuhr. Sie stürzte zusammen und ihr weißes Kleid, wie ihre langen blonden Haare rötheten sich am Boden mit ihrem eigenen Blute. Darauf streckte der Pascha den rechten Arm mit dem blutigen Schwerte hoch empor und stieß den vor ihm stehenden Tisch um, daß die Schüsseln mit dem Gelde und die Schlüssel kllirrend zu Boden fielen.

Bei diesem Zeichen flogen wie mit einem Schlage alle Säbel aus der Scheide, ein furchtbares Gemetzel begann. Zu-

erst wurde der greise Ortsvorsteher unter dem Eingange zur Kirche niedergehauen, dann die gesammte Mannschaft, die gewiß mit Vorbedacht entwaffnet worden war.

Das Blut floß in zwei getheilten breiten Strömen den Platz hinab gegen den Ausgang des Ortes zu. Ein Theil der Wüthenden stürmte durch das Thor in die Kirche, richtete dort ebenfalls ein furchtbares Blutbad an und trieb die Frauen und Kinder, auch einige Geistliche, mit Ketten und Stricken gebunden, unter barbarischen Mißhandlungen heraus, um sie zur schmähhlichen Dienstbarkeit abzuführen.

Mein Gemüth war über diese entsetzlichen Gräuelszenen so erschüttert und aufgereggt, daß ich mich nur schwach mehr des Klirrens der Feuerbrände erinnere, die in die Kirche und auf die noch unversehrten Dächer geworfen wurden, welche auch sogleich prasselnd aufloderten; denn dieser schaudervolle Anblick und die marternde Vorstellung, daß ich selbst, obschon unbewußt und unfreiwillig, zu dieser gräßlichen Unthat beigetragen hatte, übermannten meine überreizten Sinne und ich sank bewußtlos am Fuße der Säule zusammen.

Durch einen empfindlichen Schmerz am Schenkel kam ich wieder etwas zu mir. Einer von den vorüberreitenden Spahis hatte mich mit der Lanze gestochen, entweder aus Übermuth, oder um zu erfahren, ob ich noch am Leben sei. Ich sah mit matten und starren Blicken umher, Fieberhitze tobte in meinen Adern; die Zunge klebte mir an Gaumen, ich flehte um einen Trunk Wasser, doch die Gefühllosen ritten kaltblütig vorüber. Auch Hassan Pascha sprengte vorbei und würdigte mich kaum eines Blickes; kalte Verachtung und gänzliche Theilnahmslosigkeit gaben sich in seinen starren Zügen kund. Ihm folgte Selim, zu dem ich in Todesangst bittend die Hände erhob, doch auch er schien sich ungerührt entfernen zu wollen.

Kaum war er aber einige Schritte weit geritten, so schien ein Nest menschlichen Gefühles in ihm zu erwachen; er wandte sein Pferd, zeigte auf mich und gebot einen Spahi, mich auf sein Pferd zu nehmen. Fast ohne Bewußtsein kam ich im Lager wieder an und nur der gütigen Vorsorge des Fürsten, der mir seinen Leibarzt sandte, habe ich, nach mehrwöchentlichen Leiden, meine Genesung zu verdanken. Jetzt aber scheint die Wendung der Dinge nahe, das christliche Heer zieht zum Entsatz heran und Alles im Lager bereitet sich zum ernstestehenden Kampfe vor. Gott möge es fügen, daß ich der furchtbaren Katastrophe, sie entscheide sich auf diese oder jene Weise, entrinne und wieder in meine freundliche Heimath zurückkehren könne, aus welcher mich nur eine Verkettung der sonderbarsten Umstände in die Dienste des Fürsten von Siebenbürgen und dadurch in das Gewirre dieser furchtbaren Schreckensscenen gebracht hat. Gott helfe mir —.

Hier schließt das Bruchstück des interessanten Manuscriptes und wir bleiben in Ungewißheit, ob sich der Schreiber desselben vor der Katastrophe gerettet hat, oder ob er in derselben umgekommen ist. Die Wahrscheinlichkeit ist leider sehr für den letztern Fall, sonst würde er wohl vor Allem auch sein Tagebuch mit gerettet haben. Auch hätte er, wie wir aus dem Verlaufe der Erzählung sehen, fast mehr noch von dem Mißtrauen der Türken, als von dem Schwerte der Christen zu fürchten. Geschichtlich ist, daß von den 6000 Mann, welche Michael Apafi, Fürst von Siebenbürgen als Contingent mit nach Wien brachte, beinahe die Hälfte durch böse Seuchen umkamen und kaum 500 Mann nach der Befreiungsschlacht in ihr Vaterland zurückkamen.

## Des Helden erste Sporen.

Die Höhen und Wälder des Kahlengebirges umzog am frühen Morgen ein dichter, aber leichter Herbstnebel, von jener Art, welche einen heiteren Tag verkündigen. Der halb-durchsichtige, weißlich graue Schleier, von den ersten Strahlen des erwachenden Tages wundersam röthlich durchwirkt, zog sich von der Höhe des Leopoldsberges in mancherlei seltsamen Gestaltungen bis an die Donau hinab und schwebte, sich mehr und mehr verdichtend, über deren spiegelnde Fläche, während sich die Höhen zusehends lichteten und endlich die Gipfel der Bäume von dem ersten freudigen Strahle der holden Morgensonne wiederglänzten.

Aber mild contrastirte der Anblick des erwachenden jungen Tages mit dem brausenden Getöse und Wassengeräusche rings umher. Es war am Morgen des 12. Septembers 1683, dieses Tages hanger Erwartung des blutigen Kampfes und der glorreichen Entscheidung.

Von den Höhen erblickte man die Stadt Wien, in Dampf und Nebel wie in ein Trauergewand gehüllt. Ganze Büschel von Raketen entstiegen dem Stephansthurme, zum Zeichen der großen Noth und zur Rettungs-Aufforderung; denn länger vermochte die nach den unerhörten Anstrengungen erschöpfte Stadt nicht mehr dem stürmenden Andränge der Ungläubigen zu widerstehen, deren weite Lager, ein unübersehbares Heer von Gezelten, man auf der ausgedehnten Fläche und am Wienerberge ringsum der Stadt von hier wohl überblicken konnte, so wie auch das mäandrische Geflecht von Minen und Approchen, die sich von der Gegend der Laimgrube bis zu dem heutigen Vorstadtgrunde St. Ulrich in zahllosen Krümmungen bis an die bereits zum größten Theile in Schutt liegenden Stadt-

mauern zwischen dem Kärnthner- und Burgthore, ja über dieses eine weite Strecke hinauszogen.

Aber in der vergangenen Nacht waren vom Kahlengelirge und dem Hermannskogel bereits Feuerfäulen und Raketen in großer Zahl aufgestiegen und hatten neue Hoffnungen in dem bedrängten Wien erregt.

Mit dem frühesten Morgen schon spiegelte sich die Sonne in Tausenden von blitzenden Waffen und Schilden. Zahllose Kriegerscharen bedeckten in wimmelndem Gedränge und in mancherlei seltsamen Trachten die Höhen und aus den Thälern herauf von Weidling und Klosterneuburg kletterten noch endlose Züge auf den allgemeinen Sammelplatz und scharten sich daselbst rachedürstend und kampflustig um ihre erprobten Führer, mit den breiten Säbeln und Hellebarden freudig zusammenflirrend und die übermüthigen Feinde mit wildem Troze heraus fordernd.

Siehe, da ertönte um die sechste Stunde der helle Klang des Betglöckleins am Leopoldsberge und auf einmal legten sich die brausenden Wogen und feierliche, erhabene Stille trat rings umher ein, die niemals ergreifender und erhebender ist, als bei dem Zusammenflusse großer Menschenmassen, vollends bewaffneter Krieger. Die Truppen reiheten sich auf dem Leopoldsberge in einen großen Halbkreis, so daß der Raum vor der Capelle leer blieb. Vorerst wurde auf dem Gemäuer der alten, leider in Ruinen liegenden Markgrafenburg das große rothe Banner, mit dem weißen Kreuzeszeichen, als das Symbol des Bundes rechtgläubiger Christen, aufgepflanzt; zum Hohne und Troze der großen Blutfahne, die bei Kara Mustafa's strahlendem Gezelte drohend flatterte. Mit tausendstimmigem Jubel wurde dessen Anblick begrüßt. Doch bald war Alles wieder in tiefe, ehrfurchtsvolle Stille versunken, als

sich die Pforte des neuen Schlosses öffnete und die edlen Heeresführer im glänzenden Zuge sich zur Capelle begaben. An ihrer Spitze schritt, das Heiligthum in den Händen, ein ehrwürdiger Priester; das kahlgeschorene Haupt umgab ein Kranz von schönen dunklen Haaren, die sich am Hinterhaupte verdichteten. Ein schön getheilter, reicher, aber nicht sehr langer Bart umgab sein Kinn. Wangen und Oberlippe waren ebenfalls mit einem Barte geschmückt.

Sein Antlitz war mild und freundlich, aus seinen dunkelbraunen Augen leuchteten Glaubensmuth und selige Gottergebenheit. Wie er im faltigen Priestergewande, mit der Alba und Stola bekleidet, daher schritt, erhob er die segnenden Hände gegen das Kriegsvolk, das sich fromm verneigte und mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnete.

Es war dieß der durch die Heiligkeit seines Wandels und durch seine Gabe der Weissagung berühmte Kapuziner Marcus Avianus, der unzertrennliche Begleiter des christlichen Heeres \*).

Ihm zunächst folgten die Vornehmsten der Heeresfürsten. Vor Allen waren die Blicke der Krieger auf drei derselben gerichtet. Der Erste in der Reihe und im Range war eine gedrungene Gestalt im besten Mannesalter, stark und nervig, nicht über Mittelgröße, lebhaft in Worten und Geberden, das Haupt fast auf mönchliche Art geschoren, Augen, Haare und Bart schwarz. Seine höchst einfache, fast etwas nachlässige, gemeine Kriegertracht ließ weniger als sein imposanter Blick

\*) Marcus Avianus starb 1699 in einem Alter von 62 Jahren zu Wien, im Geruche der Heiligkeit. Von den Wiener Damen wurde sein Leichnam auf lauter Rosen gebettet und deshalb viele Gärten ihrer Flur beraubt. Die kaiserliche Garde mußte mit vieler Mühe dem ungeheuern Zulauf in die Sakristei der Kapuziner wehren, wo er aufgebahrt lag.

und seine majestätische Haltung den damals mächtigen König von Polen, Johann III. (Sobieski) erkennen. Ihm zur Linken ging sein ältester Sohn, Prinz Jacob, ein aufblühender Jüngling in der damals üblichen, halbritterlichen Kleidung, zur Rechten aber der große Kriegsheld, Herzog Karl (IV.) von Lothringen, Abnherr des jetzt regierenden Kaiserhauses. Seine hohe Gestalt, seine markirten Züge und sein feuriger, ehrfurchtgebietender Blick kündeten deutlich, welch' ein Helldengeist in ihm wohne, was auch seine Thaten bestätigen. Ihnen folgten die übrigen Heerführer: der Kurfürst Max Emanuel von Bayern mit den einnehmenden feinen Zügen, der Herzog Georg III. von Sachsen, Prinz Ludwig von Baden, der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, der Fürst Christian Ludwig von Waldeck u. A.

An der Seite des Prinzen Ludwig von Baden ging ein schwächlicher Jüngling (ungefähr 19 Jahre alt), länglichen, nicht eben schönen Gesichtes, klein von Statur, aber mit von Kampf- und Ruhmbegierde strahlenden Augen.

Während nun der Kanonendonner und das Sprengen von Minen unausgesetzt die Luft erschütterten, und das bedrängte Wien ängstigten, laß der fromme Marcus die heilige Messe in der offenen Leopoldskapelle, wobei ihm der König selbst am Altare assistirte. Nach vollendeter heiliger Handlung reichte der ehrwürdige Priester den katholischen Fürsten das heilige Abendmahl, trat dann mit ihnen auf den freien Platz, wo sich die versammelten Kriegerscharen auf die Knie niederließen und ertheilte ihnen den heiligen Segen, der ihren Muth neu befeuerte. Darauf trat der König in ihre Mitte, winkte seinen Sohn zu sich und ertheilte ihm unter schallender Kriegsmusik den Ritterschlag zum Andenken des größten Tages, den er je erleben könne, empfahl ihm, sich den größten

Feldherrn seiner Zeit, den Herzog von Lothringen, zum Muster zu nehmen im rauhen Kriegeſwerk und hielt dann folgende kraftvolle Anrede an ſeine Krieger in polniſcher Sprache, die ſogleich durch Dolmetſcher überſetzt wurde: „Krieger und Freunde! Der Feinde da unten ſind fürwahr eine große Zahl, faſt noch größer als bei Choczim \*), wo wir ſie vernichteten. Es iſt zwar ein fremder Boden, auf dem wir heute ſechten, doch wir kämpfen auch hier für's eigene Vaterland, unter Wiens Mauern ſchützen und retten wir zugleich unſer geliebtes Polen. Wir retten heute nicht eine einzelne Stadt, wir retten die geſammte Chriſtenheit, indem wir deſſen wichtigſtes Bollwerk, die Stadt Wien, von den Feinden befreien. — Ihr kämpft einen heiligen Kampf, wo ſelbſt das unbelohnte Streben rühmlich iſt und zu fallen eine Himmelskrone erwirbt. Nicht allein für euren König, für Gott ſelbſt ſtreitet ihr. Seine Allmacht hat euch ohne allen Kampf dieſe unwegſamen Höhen heraufgeführt und euch dadurch den halben Sieg ſchon in die Hände gegeben \*\*). Schon ſehen ſie euch über ihren Häuptern, die ſtolzen Ungläubigen. Ihnen entfällt mit einem Male der Muth und ſie verkriechen ſich in die Thäler und Schluchten, als in ihre baldigen Gräber. Ich habe euch nur einen einzigen Befehl zu geben. Euer König ſei euch das Beiſpiel, euer Feldgeſchrei ſeien die heiligſten Namen: „Jeſus, Maria!“ Friſch auf darum, folgt mir unverzagt, ihr wackern Krieger, folgt mir, ihr Edlen und Junker, denn heute gilt es, ſich die Sporen zu verdienen.“

\*) Die blutige Schlacht bei Choczim, bei welcher 28,000 Türken auf der Wahlſtatt blieben, ſiel 1673 vor und dadurch wurde alle Türkengefahr von Polen für immer entfernt.

\*\*\*) Es iſt auch wirklich faſt unbegreiflich, wie Kara Muſtapha die wichtige Lage des Kahlengebirges ganz außer Acht und unbefetzt laſſen konnte.

Lautes Freudengeschrei erhob sich bei diesem begeisterten Aufrufe und freudig erschallte das Schmettern und Wirbeln der kriegerischen Musik. Die Schwerter flogen aus der Scheide als in demselben Augenblicke fünf Kanonenschüsse das Zeichen des Angriffs gaben und Alles drängte sich kampfeslustig und todesmuthig bergab; einer der Ersten aber der kleine, schwächliche Jüngling, mit hochgeschwungenem Schwerte.

Die Schlacht ward geschlagen, mit welchem glänzenden Erfolge, ist weltbekannt. Ehe noch die Sonne sich ins Meer tauchte, flohen die Ungläubigen in zerstreuten Scharen nach allen Seiten, während Tausende und Tausende ihrer Leichen das Schlachtfeld bedeckten. Die Sieger hielten Tags darauf ihren herrlichen Einzug in dem befreiten, jauchzenden Wien. Der Zug ging durch das Stubenthor in die Bollzeile, Bischofsgasse, Stephansplatz, durch die Kärnthnerstraße und den neuen Markt in die Hofkirche der Augustiner, welche damals von Innen mit einer Lorettokapelle mitten in der Kirche und vielen Trophäen geschmückt war. An Ersterer befestigte der König mit eigener Hand den ihm als den Befreier Wiens überreichten Lorberkranz und stimmte selbst das Ledeum an, nachdem er sich in dem schönen Tempel umsehend und in seinem etwas barbarischen Latein ausgerufen hatte: *Quam esset dolendum, si istae bestiae hanc ecclesiam acquivissent* (Wie Schade wäre es, wenn diese Bestien die schöne Kirche erhalten hätten).

Die edlen Heerführer ernteten nun auch den heißesten Dank und Lohn von allen christlichen Mächten, so wie von dem Oberhaupte der Kirche und auch die Untergeordneten erhielten ehrenden und klingenden Lohn. Als man aber die Heldenthaten Einzelner prüfte und hervorhob, vereinigten sich alle Stimmen, daß dem kleinen, schwächlichen Jünglinge das größte

Lob und die höchste Auszeichnung gebühre. Wie Wetterflamme hatte er sich in die dichtesten Reihen der Feinde gestürzt; wo die Gefahr am größten war, sah man ihn an der Spitze der Krieger, Tod und Verderben um sich verbreitend. Eingedenk der Worte des heldenmüthigen Königs, beschenkte ihn der Herzog von Lothringen selbst mit einem Paare goldener Sporen, ernannte ihn im Namen des Kaisers zum Oberst und sprach mit prophetischer Stimme zu ihm: „Würdiger Sprosse des alten savoyischen Heldengeschlechtes, Ihr habt Euch Eure Sporen bei diesem Riesenkampf ritterlich verdient, fahrt so fort und Ihr, den Frankreich in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit verschmähte, den Deutschland freudig aufnahm, Ihr werdet in der Folge des höchsten Kriegsruhmes theilhaftig werden.“ Und der Ausspruch des Helden ging im Übermaße in Erfüllung, denn der kleine schwächliche Jüngling war der für alle Zeiten berühmte, unsterbliche Eugen von Savoyen \*), der größte Feldherr seiner Zeit, Oesterreichs Genius und Retter zu verderbenschwangerer Zeit, dessen Name mit unverlöschlichen Flammenzügen in Oesterreichs Geschichte prangt, dessen Ruhm nicht nur als einer der größten Feldherrn aller Zeiten, sondern auch als Beschützer und Beförderer von Wissenschaft und Kunst unvergänglich strahlt.

Der große Held starb den 21. April 1736 in seinem Palaste in der Himmelfortgasse in Wien und Kaiser Karl VI. ließ ihm ein Leichenbegängniß wie für einen Erzherzog halten.

---

\*) Eugen war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, hatte aber kein Gefallen daran und bot Ludwig XIV. seine Kriegsdienste an. Dieser wies ihn mit den höhnischen Worten ab, er wisse nicht, was er mit dem kleinen Abbee anfangen solle.

### Das Moldauerkreuz am Gatterhölzel.

Auf dem Wege von Meidling oder Schönbrunn (durch den Garten) nach Hengendorf erblickt man auf der Anhöhe, mitten in den Fruchtfeldern des ehemaligen Gatterhölzes eine alte, schon ziemlich dem Verfall sich nähernde Capelle. Sie befindet sich links der großen Durch- und Überfahrbrücke, welche auf einer Seite die Chiffren M. T. (Maria Theresia), auf der andern J. II. (Joseph II.) trägt und zum Anfange der Communicationsallee zwischen Schönbrunn und Laxenburg führt, auf deren rechten Seite die Capelle steht. Schon ihre ganz eigene, ganz ungewöhnliche Lage mitten auf den Äckern, so wie ihre schiefe Stellung, wodurch ihr Eingang Wien zugekehrt ist, läßt vermuthen, daß besondere Umstände bei ihrer Erbauung obgewaltet haben, so wie, daß ihr Zweck einst ein ganz besonderer gewesen seyn müsse. Und wirklich ist sie auch ein vorzüglich merkwürdiges Monument vergangener Zeit, an einen der wichtigsten Momente der vaterländischen Geschichte erinnernd, und die Art ihrer Entstehung ist eben so sonderbar als interessant. Leider aber scheinen die Beziehungen darauf so ziemlich aus dem Gedächtnisse der Lebenden verschwunden zu seyn; wenigstens konnte mir bei meinen öfteren Besuchen dieses merkwürdigen Denkmals kein Bewohner der Umgegend, deren ich mehre zur Probe befragte, nähere Aufschlüsse geben, als daß es eine alte Capelle sey, die seit Menschengedenken hier stehe.

Es ist leider zu vermuthen, daß das alte, halbverfallene und freilich in seiner Gestalt nicht ausgezeichnete, auch so eigensinnig verdreht dastehende Gebäude ehestens abgebrochen werden dürfte, um Raum für ein paar Hände voll Gerste zu gewinnen, oder daß vielleicht gar, da sein Inne-

res doch noch immer ein kleines Crucifix enthält, an anderer, passenderer Stelle eine neue zierliche Säule errichtet werde, wodurch alle historische Erinnerung für immer verloren geht. Beispiele dieser Art sind nicht selten. Ja, was noch am meisten zu verwundern ist, so enthalten sogar die meisten topographischen und Geschichtswerke, so z. B. Weidmann's Umgebungen von Wien, Generich's Geschichte der österreichischen Monarchie, sogar die sonst so schätzenswerthe kirchliche Topographie, wenigstens zwei, aber tüchtige Unrichtigkeiten in Beziehung auf die Entstehung dieses Denkmals. Sie kommen nämlich darin überein, daß diese Capelle während der zweiten türkischen Belagerung von dem Fürsten der Moldau (Michael Duca) errichtet worden, und deshalb in der Folge das Moldauerkreuz genannt worden sey. Die letztere Benennung erhielt es freilich im Munde des Volkes, woran jedoch nur die Begriffsverwirrung desselben, was fremde Völker und Länder betrifft, vielleicht auch die mundgerechtere und fremdartiger klingende Aussprache die Schuld trug. Nach einem äußerst schätzbaren, gleichzeitigen und höchst seltenen Büchlein, dessen Mittheilung ich meinem, als Sammler vaterländischer Druck-Curiosa rühmlich bekannten, Verleger verdanke, verhält es sich mit der Entstehung dieses merkwürdigen Denkmals wie folgt:

Als im Jahre 1683 die türkischen Scharen und ihre Verbündeten Wien umlagerten und beängstigten, schlug Fürst Servan Kantakuzenos, Hospodar der Walachei, auf der damals waldigen Höhe des Gatterhölzels sein Lager auf. Da er als Abkömmling einer der vornehmsten Familien des ehemaligen griechischen Kaiserhauses, wie seine Nation der christlichen Religion zugethan war, so ließ er unweit von seinem Zelte auf freiem Platze ein großes, sechs Ellen hohes Kreuz

auspflanzen, bei welchem er seine Andacht zu verrichten und auch täglich davor die Messe zu hören pflegte. Dieses Kreuz, von welchem uns die oben erwähnte seltene Broschüre und auch Ulylich's schätzbares Tagebuch der zweiten türkischen Belagerung (Wien 1783) getreue Abbildungen bewahren, war in einfacher, gewöhnlicher Kreuzesform gearbeitet; am obersten Ende befanden sich die gewöhnlichen vier Buchstaben in Messing: **I. N. R. I.** Am obern Theile des Kreuzes waren vier Kreise, ebenfalls in Kreuzesform zusammengestellt, welche in griechischen Charakteren die Worte enthielten: „Mutter Gottes, Jesus Christus, Maria Magdalena.“ Auf dem Querbalken links in gleichen Charakteren: „Heiliger Gott. Starker Gott“ Rechts: „Unsterblicher Gott. Erbarme Dich Unser!“ In der Mitte befand sich das Bildniß der heiligen Jungfrau von Candia mit dem Kinde auf dem Arme, unter demselben war das fürstliche Wappen mit dem doppelten Adler angebracht. Auf dem unteren Theile des Kreuzes stand zuerst die Inschrift in lateinischer Sprache: „Die Erhöhung des Kreuzes ist die Erhaltung der Welt; das Kreuz die Zierde der Kirchen; das Kreuz der Schutz der Könige; das Kreuz die Bestätigung der Gläubigen; das Kreuz die Glorie der Engel und die Wunden der Teufel.“ Weiter unten ebenfalls in lateinischer Sprache: „Wir von Gottes Gnaden Servanus Kantakuzenos, Fürst der Walachei jenseits der Gebirge und derselben zu allen Zeiten Erbherr, haben dieses Kreuz an dem Orte, welches täglich mit Andacht des Volkes und einer heiligen Messe verehrt worden, zu Unserem und der Unsrigen ewigen Gedächtniß aufrichten lassen, zur Zeit, als der türkische Großvezier, Kara Mustapha Pascha, Wien belagert hat. Den 1. Tag des Monats September 1683.“ Am Fuße des Kreuzes war ein Todtenkopf mit den Worten angebracht: **Viator, Memento mori-**

Die Errichtung und die Inschrift dieses Kreuzes klingt freilich wie bittere Ironie in einem Feldzuge, der eigentlich gegen das Kreuz und dessen Bekenner gerichtet war; allein die nachfolgenden Handlungen des Fürsten der Walachei, obschon mißglückt, zeigten, daß es ihm Ernst mit seinem christlichen Sinne war, und daß er nur gezwungen Theil an diesem Feldzuge nahm.

Die Eile der Flucht des türkischen Heeres gestattete die Mitnahme des Kreuzes nicht; der Fürst ließ es daher, vielleicht um Profanation zu verhüten, in eine Grube senken und diese schnell mit Erde füllen. Den 9. October desselben Jahres wurde es von einer Magd entdeckt, die in das Gatterhölzel ging, um daselbst Holz zu lesen \*). Der damalige Bischof von Wien, Emerich Sinellius, ließ es von da in den Bischofshof bringen, wo es für einige Zeit verwahrt blieb. Anfangs des Jahres 1684 aber ward es an dem Orte, wo es früher gestanden hatte und den man an den Spuren der aufgedegerten Erde leicht fand, in derselben Richtung gegen Wien zu, wieder aufgerichtet, und zu dessen besserer Bewahrung eine Capelle darüber gebaut.

Von nun an erhielt sowohl das Kreuz als die Capelle den Namen: „Moldauerkreuz,“ wahrscheinlich weil man die Moldauer und Walachen häufig mit einander verwechselte, Erstere ebenfalls in der Nähe lagerten und weil, wie bereits erwähnt, der Name Moldauerkreuz mundgerechter war, als das weniger bezeichnende, ja profanirende Walachenkreuz.

\*) Nach andern Angaben soll die frische Erde von in der Gegend weidenden Schweinen aufgewühlt und das Kreuz dadurch entdeckt worden seyn. Die erwähnte alte Broschüre aber gibt obige Art der Entdeckung an, und jedenfalls muß ihr größere Authenticität zugestanden werden.

In diesem Zustande blieben Capelle und Kreuz bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als das letztere im Herbst des Jahres 1785 nächtlicher Weile von Frevlerhand geraubt wurde, vielleicht der Verzierungen, vielleicht auch des bloßen Holzwerthes wegen. Genug, es wurde keine Spur mehr davon aufgefunden, und seine Stelle wurde in der Folge durch ein für die Größe der Capelle unverhältnißmäßig kleines Crucifix an der innern Wand ersetzt, das sich noch gegenwärtig daselbst befindet. Es wäre schließlich sehr zu wünschen, obwohl leider kaum zu hoffen, daß dieses höchst merkwürdige Denkmal aus der zweiten Belagerung Wiens wieder in besseren Stand gesetzt, und die Begebenheit, die dessen Entstehung veranlaßte, durch eine Inschrift den Nachkommen zu immerwährendem Gedächtnisse bewahrt würde. Gerste und Hafer wachsen ja in unserem gesegneten Oesterreich auch an andern Orten genug, die historischen Erinnerungen aber drohen von Tag zu Tag mehr abzunehmen und zu verschwinden, und sich in der nackten und nüchternen Gegenwart zu verflachen, da am Ende selbst die lebendigste Tradition ohne allen physischen Anhaltspunkt erlahmen und verklingen muß.

### Der Mord und die geheimnißvolle Rache.

Der Einzug des ersten portugiesischen Gesandten sollte in Wien Statt finden. Die jahrelangen Zerwürfnisse zwischen dem Hause Habsburg und dem in Portugal, nach Abschüttelung des spanischen Joches zur Regierung gelangten Hauses Bragança, waren endlich beigelegt und großer Jubel erfüllte die Einwohner Wiens über die bevorstehende große Festlich-

feit, die an einem schönen, hellen Wintertage, den 29. November 1695 vor sich gehen sollte.

Unzählbar waren die glänzenden Karossen und Sänften, die Menge der reich geschmückten Pferde, die Scharen der bewaffneten Krieger und die goldstrahlenden Reihen der Dienerschaft bei dem herrlichen Zuge. Der Gesandte selbst, aus dem alten und edlen Geschlechte der Marquis von Aronches, leuchtete im Glanze seines Reichthums, begünstigt durch seine edle männliche Gestalt, wie die Sonne unter minderen Gestirnen hervor. Er mochte etwa 40 Jahre alt seyn, war aber rüstig und mannhaft und seine Chevalerie, ein Anstrich von vornehmen nonchalanten Lebensfrohsinn ließen ihn kaum für dreißig gelten. Jedenfalls war er ein würdiger Repräsentant seines Monarchen am kaiserlichen Hofe. Er führte einen so glänzenden Staat, wie kein anderer der Großen und fremden Gesandten in Wien; seine Freigebigkeit und Prachtliebe wurden bald zum allgemeinen Sprichworte. Sein Haus war der Sammelplatz alles Edlen und Schönen, seine Feste wetteiferten an Pracht und Glanz mit dem Hofsprunke der Majestät selbst. Seine Galanterie bezauberte die Damen, an seinen Spieltischen und Soireen nahmen die Vornehmsten des Landes Antheil; die Auserlesenheit und Fülle seiner Tafeln waren weit und breit berühmt. Und da sich Jedermann in seinem Hotel wohl und heimisch fühlte und trotz des ungeheuren Aufwandes seine Goldquellen unverstiegar schienen, so leuchtete seine Stellung so ausgezeichnet und beneidenswerth hervor, daß bald die Redensart: „Glücklich wie Aronches“ in Aller Munde ging.

Bei den glänzenden Festen des portugiesischen Großen war unter mehren Edlen des Landes auch der junge, allgemein geachtete Graf Johann Ferdinand von Hallwyl erschienen,

der mit der jungen und reichen italienischen Gräfin von Cicola verlobt war. Zu ihm schien der Marquis besondere Vorliebe gefaßt zu haben, oft besuchten sie sich gegenseitig, jagten mit einander und brachten auch manchen vergnügten Abend im Hotel des Vaters der schönen Gräfin (in der Wallnerstraße) zu, welche Aronches mit seiner gewohnten Galanterie überschüttete, indem er zugleich das Los des Grafen als ein höchst beneidenswerthes pries.

Auf einmal aber schien sich die Stimmung des portugiesischen Gesandten auffallend geändert zu haben. Aufmerktsamen Beobachtern schien oft auf der Stirne des gepriesenen und beneideten Mannes eine Falte zum Vorschein zu kommen, die ein geheimer Kummer, eine stille Sorge darauf gegraben haben mußte. Er besaß nicht mehr jene liebenswürdige Leichtigkeit in seinem Benehmen, durch das er sich Anfangs alle Herzen eigen gemacht hatte, seine Feste wurden seltener und entwickelten nicht mehr jenen verschwenderischen Glanz, der sie früher so beispiellos ausgezeichnet hatte. Obwohl er nun so ziemlich im Stande war, sich zu bemeistern, so vermochte er doch seinen geheimen Mißmuth nicht so gänzlich zu verbergen, als daß nicht jene, welche zu seiner näheren Umgebung gehörten, aufmerksam darauf werden mußten. Man erschöpfte sich in allerlei Vermuthungen, Einige glaubten den Grund in seinen, durch rastlose Verschwendung zerrütteten Vermögensumständen, Andere in geheimem, vergeblichen Liebesgram suchen zu müssen. In letzterer Hinsicht bemühten sich besonders die Verwandten des jungen Grafen von Hallwyl diesem ihre Muthmaßungen und Bedenken mitzutheilen, und ihn auf das Benehmen des Marquis gegen seine Braut aufmerksam zu machen. Der Graf ließ jedoch im festen Vertrauen auf Letztere und auf den edlen Character des Marquis ihre

Winkte mit jugendlicher Arglosigkeit und Unbefangenheit unbeachtet. Der Marquis aber wurde verschlossener und düsterer mit jedem Tage, seine Feste wurden immer seltener und man sprach auch unter sich von einer bedeutenden Anleihe, welche er mit einem Wechselhause auf seine großen Güter in Portugal gemacht haben sollte.

Da begab es sich eines Abends, als eben im Hotel des Grafen von Nicola hohes Spiel gespielt wurde, daß in dem Augenblick, als die Crisis desselben nahte, die junge Gräfin hereintrat, sich dem Stuhle des Grafen Hallwyl, der Aronches gegenüber saß, näherte, und ihm einige zärtliche Worte zuflüsterte. Der Marquis verfärbte sich in diesem Augenblicke, verfehlte die Pointe des Spieles und verlor mit einem Wurf eine sehr bedeutende Summe. Aufgeregt und verwirrt, wie er war, konnte er den ganzen Abend die Gunst Fortunens nicht wieder erlangen, er verlor seine ganze Barschaft und blieb dem Grafen noch auf sein Ehrenwort eine ansehnliche Summe schuldig. Sich leicht entschuldigend, daß er nicht mehr Bares bei sich habe, lud er den Grafen freundschaftlich für den folgenden Tag zu einer Jagdpartie in der Gegend von Burkersdorf ein und versprach, bei dieser Gelegenheit zugleich seine Schuld abzutragen.

Den folgenden Tag, es war der 10. August 1696, fuhr Graf Hallwyl in seinem Wagen bei dem Marquis vor, um ihn abzuholen. „Lieber Freund,“ redete ihn dieser freundlich an, „ich getraue mich kaum mit Ihren Pferden zu fahren, die etwas ungestümer Art sind. Auch ist Ihre Karosse zu einer Jagdpartie wohl etwas zu schwerfällig. Behelfen wir uns mit meiner kleinen Kalesche. Freilich wird Ihr Bedienter eben so wenig als der meinige darauf Platz finden, indessen können wir uns mit meinem Kutscher begnügen,

der in jeder Beziehung ein verlässlicher Bursche ist. Wenn wir dann Abends zurückkehren, ordnen wir zugleich unsere Angelegenheit.“ — Der Graf ging auf diesen Vorschlag ein, obgleich er besorgt den Himmel schaute, an welchem zur frühen Morgenstunde schon Gewitterwolken aufstiegen. Er bemerkte, daß sie in der offenen Kalesche, wenn das Gewitter, wie zu erwarten, losbräche, wohl wacker durchnäßt werden könnten. Aronches aber sprach lächelnd: „Sind Sie ein Weibsmann und fürchten sich vor dem Regen?“ Hallwyl zuckte schweigend die Achseln, schickte seinen Wagen zurück und die Jagdgefährten fuhrten ohne weitem Aufenthalt zum Burgthore über das Schöff (Mariahilf) hinaus und ihrem Ziele zu.

Das schon in der Frühe drohende Ungewitter aber brach bald darauf los. Gegen Mittag zog es dunkler und dunkler vom Wienerwald heran. Um zwei Uhr stürzte ein fürchtbarer Regenguß, von Blitz und Donner begleitet, aus den schwebenden niederhangenden Wolken herab, der bis spät Abends anhielt und die Hauptstadt, so wie ihre Umgebungen überströmte. Die Verwandten des Grafen, so wie die Hausleute des Marquis geriethen in bange Sorge um dieselben und als es schon stark zu dunkeln begann, ohne daß sie zurück kamen, so konnten sich Erstere kaum mit dem Gedanken in etwas beruhigen, daß die beiden Herren unterwegs einen Unterstand gefunden und genommen hätten. — Erst gegen Mitternacht, um die eilfte Stunde, rasselte die leichte Equipage in das Gesandtschaftshotel zurück. Der Marquis stieg aber allein aus derselben.

---

Mit dem frühesten Morgen sandte Aronches seinen Kammerdiener in die Wohnung des Grafen, sich erkundigen zu lassen, ob derselbe bereits zurückgekommen sey und wenn dies

nicht der Fall wäre, seine Familie durch die Nachricht zu beruhigen, daß der Graf bei dem ersten Regenschauer die Jagdpartie aufgegeben, einen eben vorbeifahrenden Wagen benutzt habe und mit demselben nach Baden gefahren sey. Der Marquis habe darauf im Jägerhause zu Weidlingau das Ungewitter abgewartet und sey dann allein zurück gefahren. — Übrigens besorgte der Gesandte seine Geschäfte den Tag über ganz unbefangen und schickte Abends noch einmal zur Familie des Grafen, erhielt aber zur Nachricht, das derselbe noch nicht zurückgekommen und man in großer Sorge um ihn sey.

Am folgenden Morgen hatte der Marquis eben seine sorgfältige Toilette vollendet, als ihm sein Kammerdiener Herren aus der Stadt meldete, die ihn zu sprechen wünschten. Aronches ließ sie sogleich eintreten und ging ihnen freundlich und zuvorkommend entgegen. Es waren ihrer drei, der Bruder, der Oheim und ein Schwager des Grafen, letzterer Dragoner-Rittmeister. Ihre Haltung war ernst, forschend richteten sie ihre Blicke auf den Marquis. — Aronches fragte unbefangen: „Was verschafft mir die Ehre, meine Herren?“ — Der Oheim, als Ältester, nahm sogleich das Wort und fragte ernst: „Haben Eure Excellenz noch keine Nachricht von meinem Neffen?“ — Aronches gab ruhig zur Antwort: „Außer dem, was ich Ihnen bereits sagen ließ, weiß ich durchaus nichts. Ist er denn noch nicht von Baden zurück gekommen?“ — „Mein Bruder ist gar nicht in Baden gesehen worden,“ fiel der Bruder des Grafen schnell ein und fixirte starren Blickes den Marquis. — „Unmöglich,“ erwiederte dieser erstaunt. — Da sprach der Rittmeister festen Tones: „Ich selbst, Herr Marquis, bin gestern, da weder der Graf, noch auch Nachricht von ihm bei den Seinigen eintraf, nach Baden geritten,

ich selbst habe die ganze Stadt durchforscht und nicht eine Spur von ihm aufgefunden. Wie erklären Sie das, Excellenz?“ —

Aronches sah den Rittmeister unwillig und aufgeregt an und erwiderte: „Wie erklären Sie mir den Ton, welchen Sie gegen mich anzuschlagen sich erlauben? Was sollen Ihre beleidigenden Fragen bedeuten? Bin ich der Mentor des Grafen und für ihn verantwortlich? Hoffen Sie nicht, mich hier die Rolle eines eingeschüchterten Inquisiten spielen zu lassen. Jede weitere Rede dieser Art erkläre ich für eine Beleidigung meiner Ehre und meines Ranges.“

Der Marquis imponirte durch diese drohenden Worte dem Rittmeister allerdings und dieser trat betroffen zurück. Da nahm der alte und kältere Oheim das Wort und setzte in langer Rede auseinander, daß in der ganzen Stadt über das räthselhafte Verschwinden des Grafen nur Eine Stimme herrsche. Man halte sich allgemein überzeugt, daß ihm ein Unglück zugestoßen und daß der Marquis darum wissen müsse, wo nicht gar es veranlaßt habe. Die Gräfin Cicola, die Braut des Vermißten, habe erklärt, daß Graf Ferdinand von Hallwyl ihr vertraute, wie ihm der Herr Marquis eine sehr bedeutende Summe im Spiele schuldig geworden und die Zusage geleistet, ihn des andern Tages zu bezahlen. Die Gräfin wolle auf die Wahrheit dieser Aussage die Hostie nehmen und vermeine ohne Weiters, entweder die beiden Herren hätten sich mit einander entzweit und eine Rencontre mit bewaffneter Hand gehabt — oder,“ setzte er zögernd dazu, „die Sache ist noch schlimmer und bedenklicher ausgegangen.“ Aronches fiel ihm sogleich zornglühend in die Rede: „Das heißt, Herr Graf, oder der Marquis von Aronches habe den Grafen um dieser elenden Summe wegen, die Jedermann, der zu deren Empfang berechtigt ist, sogleich zu Diensten steht, meuchelmörderisch um das Leben ge-

bracht. Das wollten Sie doch sagen. Hören Sie aber nun auch mein letztes Wort: „Ich verachte das Geschwätz einer ganzen müßigen Stadt und die Verdächtigung eines liebevollen, rachsüchtigen Weibes und harre getrost auf das Wiedererscheinen des Grafen, dessen eigene Worte meine Unschuld am überzeugendsten an den Tag legen werden. Gegen weitere Zubringlichkeit wird mich, hoffe ich, wenigstens bis zur Entscheidung, meine Stellung schützen. Rechnen Sie aber darauf, meine Herren, daß ich nach dem geführten Beweise meiner Unschuld einen Weg finden werde, mir Genugthuung zu verschaffen. Bis dahin leben Sie wohl, meine Herren.“

Die Besuchenden sahen einander unschlüssig an. Endlich sagte der Bruder des Grafen: „Wir gehen, Excellenz, sind auch nicht hierher gekommen, um Schulden einzukassiren, sondern uns von dem Schicksale meines Bruders zu vergewissern. Übrigens muß die Wahrheit noch heute an den Tag kommen. In diesem Augenblicke ist man im Waldrevier von Burkersdorf beschäftigt, eine Spur von Leben oder Tod meines Bruders aufzufinden. Der entscheidende Moment ist nahe. Leben Sie bis dahin ebenfalls wohl, Euer Excellenz; was mich betrifft, ich werde in jedem Falle, was mir obliegt, zu thun wissen.“ — Die Hallwyl'schen Verwandten entfernten sich hierauf.

Lange stand der Marquis in tiefem Sinnen verloren da, endlich ermannte er sich und rief wild aus: „Meinen Wagen, ich will nach Hofe.“ Ehe aber die Equipage in Bereitschaft gesetzt werden konnte, meldete man den Secretär des obersten Kanzlers, der den Marquis ohne Aufschub zu sprechen verlangte. Aronches ließ ihn eintreten. Ersterer begann feierlich: „Ich erscheine im Auftrage Seiner Excellenz des Kanzlers und im Namen Seiner Majestät. —“ Der Mar-  
Schimmer, Wien 2c.

quis fiel ihm aber ungestüm in die Rede und begann, ihm hastig seine Beschwerden über die Hallwyl'schen Verwandten vorzutragen. Der Secretär unterbrach ihn jedoch und sprach mit ernstem und gemessenen Ton: „Wissen Eure Excellenz die Neugierde nicht, welche in diesem Augenblick die ganze Stadt in Bewegung setzt? Die Leiche des Grafen ist im Walde bei Gablitz gefunden worden. Sie war nur obenhin im Gefräuche verscharrt. Zwei Pistolenschüsse fanden sich am Körper des Unglücklichen. Die Wurzelknorren eines Baumes in der Nähe, so wie der Boden umher waren mit Blute gefärbt, das nicht einmal der heftige Regen hatte abwaschen können. Die Kugeln waren von rückwärts in Kopf und Brust des Ermordeten gedrungen, also ein *Mord*, Herr Marquis, ein *Meuchelmord*!“

Aronches fuhr unwillkürlich zusammen, faßte sich jedoch bald wieder und sprach: „Sie sehen, daß ich bei dieser unerwarteten furchtbaren Nachricht auf den Tod erschrecke. Ich werde in der That auf eine harte Probe gestellt. Ich, der Einzige, gegen tausend Ankläger. Allein gerne, wenn es mir vergönnt wird, lege ich meine Stelle nieder, um mit den Waffen in der Hand meine Ehre zu vertheidigen.“ Bitter lächelnd erwiederte der Abgesandte: „O mein Herr Marquis, hier ist nicht mehr von Kämpfen die Rede, Sie würden die ganze Stadt herausfordern müssen. Ich gestehe es, die blutige That ist eben so wenig zu beweisen als leider zu bezweifeln. Aber die allgemeine Stimme ist durchaus gegen Sie. Bald dürfte Ihnen ernstlichere Gefahr drohen, darum denken Sie vor Allen an Ihre Rettung. Für diesen Augenblick schützt Sie noch Ihre Würde und das Völkerrecht. Aber entschließen Sie sich schnell, Herr Marquis, es ist die höchste Gefahr im Verweilen. Bedenken Sie meine Worte wohl, der Zweck meiner

Sendung ist erfüllt, das Weitere steht allein in Ihrem schnellsten Entschluß.“ Nach diesen ernststen Worten entfernte sich der Secretär mit einer Verbeugung.

Längere Zeit blieb Aronches noch unschlüssig. Er wollte zu Hofe, man meldete ihm jedoch, daß alle Gassen von lärrendem Volke erfüllt wären, welches die Leiche des ermordeten Grafen erwartete und laut Rache über dessen Mörder schrie. Erst als die Gefahr auf das Höchste gestiegen war und das tobende Volk schon Miene machte, das Hotel zu stürmen, entfloh Aronches in der Mitternachtsstunde verkleidet und in einer unscheinbaren festverschlossenen Kutsche.

Die Gräfin von Cicola begab sich bald darauf in das Nonnenkloster zum heiligen Lorenz am alten Fleischmarke; der ermordete Graf aber war feierlich zur Erde bestattet worden und zu seinem Gedächtnisse wurde im Walde bei Gablig, wo die Mordthat geschehen war, eine hölzerne Pyramide mit der einfachen Inschrift errichtet:

10. Augusti 1696.

Graf

Halleweyl \*).

Die Verwandten des Grafen betrauereten lange dessen Verlust, sein Bruder aber, Clemens Leopold, hatte geschworen, dessen Blut früh oder spät, unter was immer für Umständen, an seinem Mörder zu rächen.

Kurze Zeit nach dieser unheilvollen Begebenheit erschien, zu Oporto gedruckt, eine Rechtfertigungsschrift des Marquis

\*) Nach Pater Fuhrmanns Zeugniß (Alt- und Neu-Wien. 2. Band, S. 1182) wurde dieses Denkmal noch 1738 renovirt.

von Aronches. Sie enthielt jedoch bloß nur die entrüstete Ablehnung des gegen ihn gehegten Verdachtes, ohne irgend einen überzeugenden Beweis seiner Unschuld.— Der Marquis selbst aber hielt sich nicht lange in Portugal auf.

Durch seine ungeheure Verschwendung hatte er sein ganzes unermessliches Vermögen versplittert und es verdroß ihn, daß er sich nicht mehr in seinem vorigen Glanze zu zeigen im Stande war. Dabei hatte sich eine eigene Ruhelosigkeit seiner bemächtigt; er reiste in der halben Welt unstät umher, bald wollte man ihn in Italien, bald in Griechenland gesehen haben, ja selbst nach Klein-Asien soll er gekommen seyn. Auch brachte man in Erfahrung, daß er sich mit Sammeln von Antiken, Münzen und anderen Kunstwerken beschäftigte und Handel damit trieb, um seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen.

Endlich aber ging jede Spur von ihm verloren und allmählig wurde, wie es denn schon bei jedem noch so merkwürdigen Ereignisse zu geschehen pflegt, sowohl seiner als der gräuelvollen That von der Menge vergessen.

Nicht also aber von dem erwähnten Bruder des ermordeten Grafen. Er hatte kurz nach der Abreise des Marquis ebenfalls Wien verlassen, hatte Portugal, Spanien, Frankreich und Italien durchreist und fast eben so viele Ruhelosigkeit gezeigt als Sener. Anfangs liefen Nachrichten von ihm aus verschiedenen Orten ein, die jedoch nach und nach immer seltener wurden und endlich ganz ausblieben. Ein undurchdringlicher Schleier schien sich über den ganzen Verlauf der Sache gezogen zu haben, und mehre Jahre verflossen, ehe wieder etwas darüber verlautete.

Endlich aber, es war im Jahre 1714, verbreitete sich ein Gerücht in Wien, das durch Reisende aus Venedig ge-

bracht worden war und das die Katastrophe jener unseligen Begebenheit zu enthalten schien. — In dieser Stadt war eines Abends ein Reisender angekommen, von hoher Gestalt und vornehmen Gesichtszügen, aber kummervollen, leidenden Aussehens, und hatte sich die folgenden Tage, das strengste Incognito beobachtend, von einem Condottiere allenthalben herumführen lassen. Unter andern gelangten sie auf die Piazzetta, wo damals, unter andern Krämern und Kleinhändlern, ein älterer Mann, hageren und abgezehrten Leibes, auf das ärmlichste gekleidet, mit durchlöcherterm Hute und Mantel, auf einem Tischchen elenden Kleinhandel mit Abgüssen seltener Münzen und Medaillen trieb. Von den meisten Vorübergehenden blieb er unbeachtet und selten verlor sich ein Käufer seiner ärmlichen Waare zu ihm. Zufällig nur warf der erwähnte Fremde seinen Blick auf den Krämer; — da ging in Jenem eine mächtige Veränderung vor. Schnelle Röthe wechselte mit Fieberblässe auf seinen Wangen, seine Augen funkelten stechend, seine Schritte verdoppelten sich. Im Weitergehen warf er noch hastige, fast gierige Blicke auf den elenden alten Mann zurück, faßte dann krampfhaft den Arm seines Begleiters und verschwand in leisem hastigen Gespräch mit ihm in einem abgelegenen Theile der Stadt.

Am folgenden Abend, es war bereits ziemlich dunkel geworden, schlich der ärmliche Alte aus einer unansehnlichen Locanda mit einer zerbrochenen Thonschüssel in der zitternden Hand, die sein kümmerliches Abendbrod enthalten mochte und setzte langsam seine Schritte längs dem Riva de'Schiavoni fort. Als er vor einem hohen düsteren Hause vorüber ging, glaubte er aus einem Winkel desselben einen erschütternden Zuruf zu vernehmen, er schauderte unwillkürlich zusammen,

stocfte, sammelte sich aber wieder und setzte seinen Weg weiter fort.

Als er schon eine geräumige Strecke vom Hause entfernt war, trat auf einmal ein Mann, in einen weiten dunklen Mantel gehüllt, aus einer Ecke desselben hervor und folgte dem Alten in gemessenen leisen Schritten, die er jedoch verdoppelte, als sich das Ufergelände näher gegen die immer armseligter werdenden Häuser hinzog. Bald verhüllte der Mantel der sinkenden Nacht die Schritte der einsamen Wanderer.

Am folgenden Morgen vermifste man den alten Münzenhändler Sior Carlo, unter welchem Namen er in Venedig seit einigen Jahren bekannt war und sein elendes Daseyn fristete. Trotz aller Nachforschungen war keine Spur mehr von ihm aufzufinden. Aber auch die Nachforschungen des furchtbaren Gerichtes der Zehne, das irgend eine Anzeige erhalten haben mußte, nach dem geheimnißvollen Fremden waren vergebens; er war am folgenden Tag nicht mehr in Venedig zu sehen. Alles was man von diesem Vorfalle in Erfahrung brachte, war, daß ein Gondoliere, der spät am vorigen Abend von der Giudecca zurückfuhr, in der Gegend des Lido einen plätschernden Fall und ein dumpfes Gestöhne gehört haben wollte. Da jedoch Alles darauf wieder ruhig blieb, so bekümmerte er sich nicht weiter darum.

Einige Jahre später erhielten die Verwandten der Familie Hallwyl Nachricht von dem Tode des Grafen Clemens Leopold, der als Mönch in einem Kloster strengen Ordens in Apulien gestorben war.

## Die Anwesenheit des grossen Czars Peter I. in Wien und die dabei stattgehabten Fest- lichkeiten.

Eben hatte dieser merkwürdige Regent, der ruhmbedeckte Gründer des russischen Reiches, seine weit umfassenden Reformen begonnen, als er sich auch auf Reisen begab, um fremde Länder und Sitten kennen zu lernen und die Kenntnisse dann in seinem eigenen weiten Reiche fruchtbringend anzuwenden. Bereits hatte er in Begleitung seines Lieblings, des talentreichen Generals Lesort, England und die Niederlande durchreist, ja zur Stillung seiner unbeschränkten Wissensbegierde in Holland als Zimmergesell und Schiffsjunge, in England als Matrose und Bootsdienste geleistet, als er sich im Frühjahr 1698 vornahm, auch Italien zu bereisen und den Weg über Wien zu nehmen, wo er einige Zeit im strengsten Incognito zubringen wollte.

Schon Ende April war die Kunde von diesem seltenen Besuche in Wien angelangt und man traf daselbst alle Anstalten, um den hohen Gast auf würdige Weise zu empfangen und ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Das gräf. Königssegg'sche Palais in Gumpendorf (gegenwärtig 368 Hauptstraße) mit mehren Nebengebäuden und Gärten wurden sogleich für ihn und sein Gefolge prachtvoll hergerichtet. Trotz des strengsten Incognitos, das ihn übrigens von keinem Genuffe, von keiner Belehrung abhielt, ward er den 24. Juni von den obersten Landesbehörden an der Gränze empfangen und zehrungsfrei nach Wien geleitet. Kaiser Leopold I. hatte sich bereits von seinem Lieblings-Sommeraufenthalte zu Larenburg nach der neuen Favorite, dem jetzigen

Theresianum begeben, welches damals als kaiserliches Lustschloß der Sammelplatz aller Vergnügungen, und mit großen Gärten, Teichen u. versehen war.

Den 26. Juni hielt der Czar in dem entgegengesendeten sechsspännigen kaiserlichen Hofwagen zwischen acht und neun Uhr Abends seinen feierlichen Einzug vom Labor durch die Leopoldstadt, über die Schlagbrücke, bei St. Stephan vorbei, durch die Kärnthnerstraße nach Gumpendorf. Er war prachtvoll in goldgesticktem dunkelgrünen Sammt gekleidet, ein Mantel, mit kostbarem Zobel besetzt, hing um seine Schultern; den Kopf bedeckte eine Mütze von Marderfell, mit Brillanten und einem Reigerbusch geschmückt. Sein Gefolge war ebenfalls prächtig gekleidet, zu jener Zeit aber größtentheils noch in altrussischer Weise.

Sogleich nach seiner Ankunft wurde der Czar nebst Befort von dem Oberstkämmerer, Thomas Grafen von Czernin, durch den Garten der Favorite über eine geheime Stiege zum Kaiser geführt, mit dem er bis tief in die Nacht eine Unterredung führte. In den folgenden Tagen besah der Czar in wechselnder Verkleidung alle Merkwürdigkeiten Wiens, bestieg den Stephansthurm, besuhr die Donau und begab sich auch auf den Kahlenberg, von wo er die herrliche Aussicht bewunderte und alle Plätze besuchte, die in historischer Hinsicht merkwürdige Momente boten, besonders die Kirche, wo der edle Polenkönig und Herzog Karl von Lothringen vor 16 Jahren bei dem Entsatz von Wien die heilige Messe gehört hatten. An seinem Namensfeste, den 29. Juni \*), empfing der Czar die

\*) In Wien wurde derselbe nämlich an diesem Tage gefeiert, was der Czar stillschweigend geschehen ließ, denn nach dem russisch-griechischen Kalender fiel er (im 17. Jahrhunderte) um 11 Tage später.

Glückwünsche des gesammten Adels und wohnte Abends einer reichbesetzten Instrumentalmusik von der schon damals vortreflichen kaiserlichen Capelle bei. Am Schlusse dieses Festes, um 10 Uhr Nachts, wurde im Garten seiner Wohnung ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt, wobei die Chiffern V. P. Z. M. (Vivat Petrus Zaar Moscoviae) im Brillantfeuer glänzten. Über 300 Wiener Cavaliere fanden sich mit ihren Damen bei diesem Feste ein und wurden auf das Köstlichste bewirthet.

Den 12. Juli, also an dem eigentlichen russischen Peterstag, veranstaltete Kaiser Leopold zu Ehren des Czars ein überaus glänzendes Fest mit Ball im großen Gartensaale der kaiserlichen Favorite, wobei sämmtliche Gäste in den prächtigsten Character-Anzügen erschienen. Damals nannte man ein solches Ballfest eine Wirthschaft, der Kaiser und die Kaiserin selbst stellten Wirth und Wirthin vor; der Czar erschien in der Tracht eines friesländischen Bauers und wählte zu seiner Gefährtin die schöne Gräfin Johanna von Thurn, über deren Reize er so entzückt war, daß er sie gar nicht wieder von sich lassen wollte. Die übrigen Gäste aber erhielten sowohl ihre Gefährtinnen, als auch ihre Plätze an der Tafel durch das Los. Unter diesen befanden sich der römische König Joseph, Leopolds ältester Sohn, als Egyptianer gekleidet, seine Gefährtin war Gräfin Isabella von Traun; Erzherzog Karl (nachmals Karl VI.) erschien als Niederländer mit der Gräfin von Waldstein. Die Erzherzogin Josepha hatte als Jüdin den Grafen von Volcra zum Begleiter. Die Kellnerrollen spielten Graf Joseph von Rothal mit dem Fräulein von Mannsfeld; der berühmte Prinz Eugen von Savoyen hatte sogar die Rolle eines Dieners, ohne alle Frauenzimmerbegleitung übernommen, unter welchen es übrigens die ausgezeichnetsten Cavaliere und vornehmsten Wür-

denträger gab, so z. B. den Oberst-Erbland-Kämmerer, die Fürsten von Salm und Liechtenstein, den Landgrafen Philipp von Hessen u. A. — Die übrigen Charactermasken waren aus allen Völkerschaften und Ständen zusammengesetzt, es gab darunter alte Deutsche und Römer, Türken, Perser, Mohren, Chinesen, Tartaren und Zigeuner; Pilgrime, Gärtner, Schäfer, Jäger; spanische, französische, englische, italienische, holländische und Straßburger Bauern, Sclaven und Marktschreier, endlich durfte auch der bis fast auf unsere Zeit stereotype Festcharacter eines Rauchfangkehrers nicht fehlen, welcher Letzteren Graf von Martiniz vorstellte. Die ganze Gesellschaft betrug an 200 Personen.

Um 11 Uhr Nachts setzte man sich an eine lange, fast zungenförmige Tafel. Der Kaiser und die Kaiserin saßen als Wirth und Wirthin unten am abgeschnittenen Ende, die übrigen Plätze wurden, wie erwähnt, durch das Loos bestimmt und so saßen von da aufwärts zur Linken in der fünften Reihe der Czar mit seiner Gefährtin. Unmittelbar in der Nähe der Majestäten kamen links die Marktschreier, rechts die Juden zu sitzen. Das obere runde Ende der Tafel nahmen zur Linken die alten Deutschen, zur Rechten Ungar und Ungarin ein. Die Zahl der bei Tafel Sitzenden war 82, da die als Dienerschaft verkappten Vornehmen wirklich die Gäste bedienten.

Nachdem die ersten Gerichte verzehrt waren, stand der Kaiser von der Tafel auf, und trat mit einem herrlichen Krystallbecher mit einem silbernen Untersaße zu dem friesländer Bauern mit den Worten, daß ihn dieser erlauben möge, des ihm wohlbekannten Czar von Moskau Gesundheit auszubringen. Dieser nahm dem Kaiser den Becher vom Munde weg und stürzte ihn mit den Worten, die er in ziemlich gutem Deutsch sprach, auf echt russische Weise mit einem Zuge aus: „Ich muß wohl gestehen, daß ich den Czar von Moskau in- und

auswendig gar wohl kenne. Er ist ein Freund Ibro kaiserl. Majestät und ein Feind Dero Feinde, ja für desselben Interesse und Liebe also portirt, daß ich, wenn gleich dieses Glas voll Gift wäre, dasselbe doch darauf austrinken wollte.“ Kaiser Leopold führte den Scherz in der Weise des damaligen Zeitalters weiter fort und sagte: „Weil dann Dieselben gar nichts im Glase gelassen, so wollte ich Euch dasselbige damit ganz und gar geschenkt haben.“ Der Czar nahm es mit Vergnügen an und versicherte, daß, so lange er lebe, sein Herz und dieses Glas stets zu Diensten der kaiserlichen Majestät seyn sollten. Eine laute Fanfare der Musik unterbrach diese Unterhaltung und kündigte den Anfang des Balles an.

Der Czar, von Freude und Wein erhitzt, ergriff ungestüm seine reizende Gefährtin und stürzte sich mit ihr in die Bogen des fröhlichen Tanzes. Unermüdet tanzte er bis an den lichten Morgen, indem er russische Lieder dazu sang und die Damen, die er alle nach der Reihe aufforderte, im Kreise und wieder halb in den Lüften schwang, nach seiner, wie eine alte Chronik meldet „ihme recht wohl angestandene Manier.“ Auch der Kaiser hielt bis auf den letzten Mann aus und erst um 6 Uhr Früh trennte sich die fröhliche Gesellschaft.

Des andern Tages schickte der Czar seine Couriere nach Venedig und Rom voraus, um seine baldige Ankunft daselbst zu melden. Den 14. Juli begab er sich nach Baden, gebrauchte einige Tage das heiße Herzogsbad daselbst und begab sich den 17. wieder nach Wien zurück. Die folgenden Tage besuchte er die Collegien der Jesuiten am Hofe und bei St. Anna, fand vieles Wohlgefallen an den Gesprächen mit diesen gelehrten Vätern und begab sich darauf auch mit dem Vater Wolff, einem ihrer scharfsinnigsten und weltkundigsten Männer, nach Preßburg, wo er sich durch einige Tage aufhielt und sowohl

die Merkwürdigkeiten der Stadt, als auch ihre reizenden Umgebungen besichtigte.

Die feierliche Audienz der russischen Gesandtschaft, als welche, da der Czar durchaus sein Incognito bewahren wollte, dieser Besuch zu gelten hatte, war bisher immer verschoben worden, da die dazu bestimmten Geschenke noch nicht angekommen waren. Den 27. kamen sie endlich an und so erfolgte den 28. die feierliche Auffahrt bei Hofe. An der Spitze der Gesandtschaft stand General Lesort, der Czar wohnte ihr jedoch selbst unter dem Incognito eines Gesandtschafts-Attachée bei; da er, wie bei jeder Gelegenheit, begierig war, die Sitten und Gebräuche auch bei dieser Gelegenheit hier zu Lande kennen zu lernen. Voraus gingen bei dem feierlichen Zuge acht und vierzig der angesehensten, ganz gleich in schwarzen Sammt gekleideter Wienerbürger des äußern Rathes mit den Geschenken des Czars an den Kaiser, die aus dem köstlichsten Pelzwerk, aus persischen Shawls und Teppichen, aus Silber- und Goldstoffen, Pferdedecken, Sätteln und Reitzeug, künstlich gearbeiteten, mit morgenländischen Steinen verzierten Säbeln und schönen Pferden bestanden. Die Gesandtschaft selbst erschien in der alten russischen Nationaltracht mit engen grünen Leibröcken, weiten Ärmeln, breiten Gürteln, rauhen schwarzen Mützen mit Vorstoß und langen Bärten. Der Czar und Lesort allein trugen bloß Schnurbärte. Nach beendigter Audienz begab sich der Zug wieder in das Palais nach Gumpendorf zurück, woselbst die 48 Bürger köstlich bewirthet wurden.

Einige Tage darauf und zwar am Vorabende seiner Abreise nach Venedig, erhielt der Czar die Nachricht von dem Aufstande der Strelitzen. Sogleich gab er seinen Lieblingswunsch wegen der italienischen Reise auf, ließ zur Beendigung der, in Bezug auf den nahen Carlowitz Frieden mit dem Wiener-

hose noch zu vollführende n Unterhandlung den General Grafen Czernemetoff in Wien zurück und eilte schnell durch Polen nach Moskau, woselbst er das blutige Werk der Strelitzen-Vernichtung vollführte und als der strengste Richter auftrat, während in Wien noch Alles von seiner Leutseligkeit und Herzengüte entzückt war.

### Kriegsschiffe bei Wien.

Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß diese Überschrift was Weniges wie fabelhaft klingt, zum mindesten wie eine Überlieferung aus den Römerzeiten, wo die Donau bei Wien muthmaßlich etwas ausgebreiteter und die Kriegsschiffe ganz gewiß etwas eingezogener waren, als in neueren Zeiten. Demungeachtet aber sprechen wir von den letzteren; die Sache ist ganz reell, factisch und buchstäblich zu nehmen und des Breiteren im Wiener posttäglichen Mercurius, sodann auch im Wiener Diarium von den Jahren 1716 bis 1718 erwähnt.

Sie verhält sich wie folgt: Nachdem die Türken 1683 von Wien abgeschlagen worden waren und durch die nachfolgenden glänzenden Siege bei Speries (16. Septbr. 1684), Mohacz (13. August 1687), Rissa (24. Septb. 1689) und Salankemen (19. August 1691) u. ganz Ungarn von ihnen befreit worden war, wurde beschloffen, den Krieg in ihrem eigenen Lande mit großem Nachdrucke fortzusetzen, und mehr als jemals gab man sich zu dieser Zeit der Hoffnung hin, den nach zweihundertjährigem Kampfe endlich in seinen Siegesfortschritten ernstlich gehemmt und gedemüthigten Erbfeind der Christenheit aus Europa zu verdrängen. Darum wurden auch unerhörte Anstrengungen gemacht und Dinge unternom-

men, die man in früherer Zeit für unmöglich hielt; in der spätern aber, und vielleicht auch nicht mit Unrecht, für Chimmären halten muß.

Es wurde also auf Befehl Kaiser Leopold I. beschloffen, an der Donau in Wien einen großen Schiffbauplatz zu errichten und eigene Kriegsschiffe für diesen Fluß zu bauen, um dadurch den Transport der Truppen zu erleichtern und auch die feindlichen Festungen an der Donau attackiren zu können.

Unter Kaiser Joseph I. gerieth die Sache wieder ins Stocken, da dieser erleuchtete Monarch andere und wichtigere Dinge zu thun hatte, als einen unersprießlichen Türkenkrieg zu führen; allein Karl VI. faßte sie mit Nachdruck wieder auf, nachdem die spanischen Angelegenheiten geordnet waren.

Im J. 1715 wurde der Anfang zu diesem großen und sonderbaren Unternehmen gemacht. Der Schiffbauplatz befand sich im Prater in der Gegend des heutigen Feuerwerkplatzes, gegen die Schwimmschule zu. Zwei Schiffbaumeister, Daniel Davids aus England und Friedrich Gerson aus Hamburg, wurden eigens dazu verschrieben; im Prater selbst und in den Wäldern des Wienerwaldes und Kahlenberges wurden große Bäume zu diesem Zwecke gefällt, trotz Kälte und Schneestöße eifrig gearbeitet, und bereits Anfangs April 1716 war das erste dieser Kriegsschiffe, von 60 Kanonen, fertig, in kurzer Zeit darauf das zweite von gleicher Größe, und Beide wurden den 15. Mai mit vieler Feierlichkeit und unter großem Zusammenflusse von Menschen, sowie in Gegenwart des ganzen Hofes, vom Stapel gelassen. Den 15. Juli desselben Jahres waren bereits sieben dieser Kolosse fertig und wurden an diesem Tage von dem Wiener Bischof, Sigmund, Graf v. Kollonitsch, im Beiseyn des päpstlichen Nuntius, aller Dignitäten und einer unermesslichen Menge Volkes, die sich, wie das erwähnte Dia-

rium besagt, darum in so unglaublicher Anzahl versammelte, „weil man vorher noch nie dergleichen große Schiffe allhier gesehen,“ mit großen Ceremonien eingeweiht und ihnen die Namen: St. Maria, St. Leopold, St. Joseph, St. Carolus, St. Elisabeth, St. Stephan und St. Franziscus gegeben.

Als der Bischof den Segen ausgesprochen hatte, erhoben die Matrosen ein lautes Huzzah, von den auf den Schiffen befindlichen Geschützen wurde eine dreimalige Salve gegeben, und die aufgestellte Stadtguardia feuerte eben so oft ihre Gewehre ab. Bald darauf fuhren vor der Hand die Schiffe Leopold, Joseph und Karl nach Peterwardein ab. Die Größe dieser Schiffe mochte jedenfalls bedeutend gewesen seyn, da von den meisten derselben die Länge 133 Schuh, die Breite 30 und darüber betrug, und sie 40, 50 und mehr Kanonen führten. Der erste Schiffscapitän, unter dessen Befehl diese drei Schiffe abgingen, hieß Kaspar Schwendimann.

Bis 10. Juni 1717 waren abermals drei Schiffe fertig, die von dem Dompropste Breitenbücher eingeweiht wurden und die Namen Capistran, Theresia (zu Ehren der den 13. Mai desselben J. gebornen Erzherzogin, nachmaligen Kaiserin M. Theresia) und Eugen, dem großen Helden zu Ehren, erhielten. Nunmehr hatte man bereits 10 Kriegsschiffe, deren Erbauung und Einrichtung nach ämtlichen Quellen 273,416 Gulden kosteten, eine Summe, die freilich jetzt ein einziges erfordern würde, allein damals herrschte auch noch keine so außerordentliche Wohlfeilheit — des Geldes, wie jetzt.

Diese Flotille mochte jedoch keine außerordentlichen Dinge verrichtet haben, wie es denn auch wohl kaum möglich war, denn nun trat ein großer Stillstand ein, und wir erfahren nichts mehr von ihrem Schicksale. Erst 1737 wurden wieder vier große Schiffe erbaut, und zu deren Leitung Matrosen aus

Hamburg, Genua und Liverpool angeworben, woraus sich mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaßen läßt, daß die frühere einheimische Schiffsmannschaft ihrem Zwecke nicht genügend entsprochen habe. Diese vier Schiffe, deren das größte 40, die anderen 36 Kanonen führten, wurden sogar einem Admirale, dem Marchese Pallavicini, untergeordnet, den 1. Juli von dem nunmehrigen Erzbischofe, Sigmund Grafen von Kollonitsch, auf das Feierlichste eingeweiht und erhielten den Namen: der Adler, zu Ehren der unbesleckten Empfängniß; der Löwe, zu Ehren des heil. Leopold; das Meer-Roß, zu Ehren des heil. Joseph, und der Wassermann, zu Ehren des heil. Erzengels Michael.

Am Abende desselben Tages besuchten der Kaiser und die Kaiserin mit den Erzherzoginnen diese Schiffe, wohnten verschiedenen Manövern bei und theilten unter das Schiffsvolk 600 Ducaten aus. Den 4. Juli fuhren diese vier Kriegsschiffe, sammt den vier, ebenfalls neu erbauten Schaluppen, unter dem Donner der Kanonen nach Belgrad ab, kamen jedoch nicht weiter, als an den untern Theil des Praters, wo sie ganz wohlgemuth auf den Sandbänken sitzen blieben und trotz aller Bemühungen nicht wieder flott gemacht werden konnten.

Endlich sah man sich abermals genöthigt, die fremden Schiffsleute zu entlassen und die Flotille mit Matrosen, welche zwar nicht der Schifffahrt auf dem hohen Meere, aber dafür jener auf der Donau kundig waren, zu bemannen. Demungeachtet blieb eines dieser Kriegsschiffe kurz darauf wieder auf einer Sandbank bei Petronell stecken, und mußte daselbst über fünf Wochen einen kläglichen Beweis der Unzweckmäßigkeit solcher Fahrzeuge auf diesem Flusse liefern. 1740 starb Karl VI.; der Türkenkrieg hatte für lange Zeit ein Ende; ja es wäre zu wünschen gewesen, er hätte sich auch in der Folge nicht wie-

der so unerfreulich erneuert, und die vierzehn Kriegsschiffe wurden nun in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, dem sie nie hätten entrißen werden sollen. Wenigstens hörte man seit dieser Zeit nie mehr etwas von ihrer Existenz. Höchst möglich und wahrscheinlich, daß auch einige derselben schon früher ihren Untergang in dem klippenreichen Flußtheile gegen die Walachei gefunden hatten, und daß sich manche ärmliche Hütte eines walachischen Bauers mit dem traurigen Überreste dieser einst so Verderben drohenden Armada schmückte. — Sic transit gloria Mundi.

### Der letzte Judentumult in Wien 1700.

Ob schon durch eine kaiserliche Verordnung vom 14. Februar 1670 alle Juden aus Wien abgeschafft worden waren und diese Maßregel auch mit solcher Strenge durchgeführt wurde, daß sich bis zum nächsten Frohnleichnamsfeste kein Jude bei Lebensstrafe mehr in Wien sehen lassen durfte, so hatten sich doch im Laufe der folgenden Jahre wieder mehre in Wien eingefunden und waren stillschweigend geduldet worden, da man ihre Gewandtheit in Handels- und Wechselsachen zu jener Zeit nicht wohl entbehren konnte.

Nur durften sie fortan keine eigene Gemeinde mehr bilden, wie es vordem in der ehemaligen Judenstadt, dem größeren westlichen Theile der jetzigen Leopoldstadt, der Fall gewesen war, und bis zur Zeit Kaiser Josephs II. war ihnen auch keine eigene Synagoge gestattet, sondern sie mußten ihre Andacht in ihren Wohnungen verrichten.

Einzeln Israелiten aber, die sich in dieser oder jener Eigenschaft nützlich zu machen wußten, hatten sich mancher kaiserlicher Begünstigungen und Privilegien zu erfreuen und

Schimmer, Wien 2c.

im Jahre 1697 wurde der reiche und geschäftskundige Samuel Dypenheimer sogar mit der Freiheit begabt, ein Haus in Wien besizen zu dürfen und, seiner finanziellen Speculationen wegen, wodurch er dem kaiserlichen Hofe mehrmals nützliche Dienste geleistet hatte, wurde ihm wieder der in früheren Zeiten sehr gewöhnliche Titel eines Hofjuden zugestanden.

Das ihm eigenthümliche Haus war jenes, welches die Ecke vom Bauernmarkt auf den Petersplatz macht und jetzt die Numer 577 trägt. Hier hatte er seine Schreibstube und Geschäftslokale und seine ganze Hausgenossenschaft bestand natürlich auch aus Juden, da damals keinem Israeliten gestattet war, christliche Dienerschaft zu halten. Die Familie Dypenheimer zeichnete sich durch lange Jahre nicht nur durch ihren Reichtum und ihre Geschäftsthätigkeit, sondern auch durch Wohlthätigkeitsinn vortheilhaft aus, wie denn die Stiftung des heute noch bestehenden Israeliten-Spitals in der Kofbau ihr Werk ist.

Ob schon nun Kaiser Leopold I. durch diese Duldung wieder einen Beweis von Humanität gegeben und sich endlich über die damals so fest gewurzelten Vorurtheile des Volkes erhoben hatte, so legte das Letztere doch seinen angeflamnten Haß gegen die Juden noch lange nicht ab und sah im Allgemeinen jene Begünstigung nur mit Verdruß und Widerwillen. Wo es nur die Gelegenheit gestattete, wurden die Juden mißhandelt und verspottet und es bedurfte oft strenger Maßregeln, um sie vor den Gewaltthätigkeiten der rohen Menge zu schützen. So hatte man denn auch in Dypenheimer's Hause eine förmliche Wachstube einrichten lassen und dieselbe mit Rumorknechten (damalige Polizeisoldaten) besetzt, um jeder allenfalls sich ergebenden Unordnung zu steuern und die Einwohner zu beschützen. Dem-

ungeachtet aber wurde bei jeder Gelegenheit Anlaß zu Hän-  
deln gesucht und eine solche ergab sich besonders im Frühlinge  
des Jahres 1700. Zu jener Zeit trieben die Schornsteinfeger  
am häufigsten in dieser Gegend ihr Wesen und hielten in dem,  
dem Hause gegenüberliegenden Gasthause ihre Trinkgelage, wel-  
ches deshalb auch bis auf die neuere Zeit das Rauchfangkeh-  
rer Bierhaus genannt wurde \*). Auch hieß bis etwa vor 40  
Jahren der Schild einer Leinwandhandlung links vom Thore  
des genannten Eckhauses aus gleichem Grunde: „zum Rauch-  
fangkehrer.“

Den 21. April des genannten Jahres nun unterhiel-  
ten sich zwei Schornsteinfeger auf einer Bank vor dem Wirths-  
hause mit dem bekannten Spiele des Mühlfahrens. Ein Jude  
sah ihnen vom Fenster aus zu und als sich der eine Spieler,  
seines fortwährenden Verlustes wegen, ärgerte und seinen  
Unmuth in lauten Worten ausließ, konnte der Jude unglück-  
licher Weise sein Lachen nicht unterdrücken. Der ohnedies Auf-  
geregte wurde dadurch noch mehr erbittert und, begierig, eine  
Gelegenheit zu finden, den verhassten Israeliten einen Poffen  
zu spielen, klopfte er mit der umgekehrten Hand auf die Bank.  
Dieses Manöver scheint zu jener Zeit ein allgemein angenom-  
menes Zeichen des Spottes und den Juden eben so verhasst  
gewesen zu seyn, als ein gewisses Spottwort in neuerer Zeit.

Kurz, der Jude wurde darüber im höchsten Grade er-  
loßt und da der Spötter trotz aller Ermahnungen mit dem  
verhöhnenenden Poffen nicht nachließ, so berief der Jude einige  
Numorknechte, und diese verjagten den Schornsteinfeger, wo-

\*) Heutzutage ist das sogenannte bayerische Bierhaus in dem kleinen  
Gäßchen, welches von der Wallnerstraße zum Neubade führt, größ-  
tentheils das Erholungslokale der Schornsteinfeger.

bei dieser jedoch, weil er sich auf das Heftigste widersetzte, einige Streiche erhielt.

Natürlich hatte sich bei diesem lärmenden Vorgang schnell eine Menge Volkes gesammelt, welcher sich die höchste Indignation bemächtigte, weil ein Christ eines Juden wegen geschlagen worden war. Auf nähere Untersuchung der Umstände ließ sich der Pöbel, wie gewöhnlich, nicht ein. Anfangs machte sich der allgemeine Unwille nur in lautem Gemurre und Gezänke kund. Allein die edle Jugend, besonders die von jeher durch ihre eifrige Bereitwilligkeit in solchen Fällen bekannte Corporation der Schuster- und Schlosser-Lehrjungen, ergriff auf das Begierigste die ersehnte Gelegenheit zu einem kleinen Skandal. Rasch wurden einer an der Ecke des Hauses sitzenden und markthaltenden Bäuerin die Eier weggenommen und die Fenster des Juden damit bombardirt. Dem belebenden Beispiele folgte auch bald der ganze Haufe, wie nur der erste Anlaß gegeben war.

Als die erste Munition erschossen war und eine ganze Poularderie die Wände und zerbrochenen Fenster färbte, griff man zu Steinen, so daß in kurzer Zeit kein Fenster mehr ganz blieb. Da nun die Sache einmal im Gange war und unverantwortlicher Weise von keiner Seite her Gehalt geschah, obgleich die Militärwache am Petersplatz nur wenige Schritte davon entfernt war, so fehlte es auch nicht an mannhaften Anführern, die mit lauter Stimme die Tumultuanten zu immer größeren Excessen aufforderten und worunter sich besonders die Genossen der Rauchfangkehrergilde, als die jedenfalls an der Sache zumeist Betheiligten, auszeichneten.

Der tobende Haufe, sowie dessen unbezähmte Wuth, vermehrte sich zusehends und endlich faßte man den festen Entschluß, das Haus förmlich zu erstürmen. Das Thor, welches die

erschrockenen Juden nur nothdürftig verrammelt hatten, wurde gesprengt, der rasende Pöbel drang wuthschnaubend ein, alle Hausgeräthe wurden zerschlagen, die Schriften und Handlungsbücher in Stücke zerrissen, Gold und Silber Händevoll zu den Fenstern hinausgeworfen, die Boden der Weinfässer eingeschlagen, Spiegel und Uhren zertrümmert, kurz aller erdenkliche Gräuel verübt, ohne daß demselben der mindeste Einhalt von Seiten der Behörden gethan wurde. Die auf den Tod erschrockenen Juden aber hatten sich mit genauer Noth in feste unterirdische Gewölbe gerettet und dieselben, so gut es anging, verschlossen und verrammelt.

Endlich, nachdem der Unfug schon über eine Stunde gedauert hatte, und der tobende Haufe bereits damit beschäftigt war, die Thüren dieser festen Gemächer mit Ärten und Brecheisen zu sprengen, um die Unglücklichen ihrer Wuth aufzuopfern, erschien ein kaiserlicher Befehl an die Wache, dem Unwesen zu steuern. Die Menge war aber bereits so angewachsen, ihre Wuth hatte einen solchen Grad erreicht, daß ein förmlicher Kampf entstand, und nur, als den Soldaten endlich scharf zu feuern befohlen wurde und einige von den Tumultuanten todt auf dem Plage blieben, verloren sich die Übrigen nach und nach.

Gegen Abend erneuerte sich jedoch der Tumult abermals; aufs Neue wurden Massen von Steinen auf das Haus und die Militärwache geschleudert, und eine Masse Volks rottete sich um das Haus und in den benachbarten Gassen zusammen, so daß Niemand seines Lebens sicher gehen konnte. Nun endlich wurden die ernsthaftesten Anstalten getroffen. Man führte sechs Stücke, mit Kartätschen geladen, dergestalt auf, daß man alle Gassen damit bestreichen konnte, welche in diese Gegend führten; das Haus des Juden aber wurde von einer hin-

länglichen Militärwache besetzt. Nun verließ sich das Volk, durch diese drohenden Maßregeln eingeschüchtert und die Nacht verfloß ruhig. — Auch den Behörden wurde die strengste Wachsamkeit eingeschärft und noch an demselben Abend begannen die Untersuchungen und Verhöre mit jenen Tumultuanten, die man eingefangen hatte. Da man durch diese in Erfahrung gebracht hatte, welche Individuen den ersten Anstoß zur Erstürmung des Hauses gegeben und dabei selbst auf das Thätigste Hand angelegt hatten, so wurden am folgenden Tage Morgens um drei Uhr, ein Schornsteinfeger-, nebst einem Schwertfegergesellen aus dem Bette geholt, ihnen als Rädelshörer ein kurzer Proceß gemacht und beide schon um 4 Uhr an die eisernen Fenstergitter des Judenhauses aufgeknüpft, wo sie zur Abschreckung und Warnung bis Abends hängen blieben. Diese schnelle Gerechtigkeitspflege hatte nun freilich das Gute, daß die Ordnung fortan nicht mehr gestört wurde; früheres Einschreiten würde jedoch vieles Unheil verhütet und vielleicht auch diese schauerliche Gewaltmaßregel erspart haben.

Den folgenden Tag durchritt der damalige Stadtcommandant, Guido Graf von Starhemberg, an der Spitze einer bedeutenden Truppe von der Garnison, einige Male die Stadt und Nachmittags wurde auf verschiedenen Plätzen der Stadt unter Trompetenschall ausgerufen, daß, wer etwas von Briefschaften, Geld oder anderen Gute des Dypenheimer hätte, solche auf die Schranne zum kaiserlichen Stadt- und Landgericht auf den hohen Markt bringen sollte, wofür er wegen der Theilnahme an dem Tumulte pardonirt werden würde. Auch die Geistlichen mußten das Volk von der Kanzel ermahnen, das Geraubte wieder zurückzustellen und so kam denn auch ein großer Theil desselben wieder in die Hände des Juden. Demungeachtet berechnete man dessen unersetzbaren Schaden

auf mehr als 100,000 Gulden, zu jenen Zeiten eine allerdings artige Summe, die uns von dem Reichthume Oppenheimers und der Gier des Volkes, ihn desselben zu entledigen, einen hinlänglichen Beweis geben kann.

Für die Folge wurden solche Anstalten getroffen, daß sich Gottlob ein so empörender Frevel nie mehr ereignen konnte, bis endlich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die so lange gedrückten Israeliten vollends unter den Schutz weiser Gesetze gestellt wurden und überhaupt zunehmende Humanität ihnen ein besseres Los sicherte.

### Kaiser Joseph I.

Das Leben und Wirken dieses erleuchteten Monarchen.

Wenn uns die großen Eigenschaften und das wohlthätige Wirken des unvergeßlichen Kaisers Joseph II. mit Bewunderung erfüllen und dessen Ruhm mit Recht ein europäischer, ja cosmopolitischer geworden ist, so verdient die leider nur kurze Regierung Joseph I. nicht minderen Ruhm, um so mehr, wenn wir bedenken, daß dieselbe in eine Zeit fiel, in welcher es einem Monarchen bei Weitem schwerer wurde, sich über seine Zeit und Zeitgenossen zu erheben, seit Jahrhunderten eingewurzelte und noch in ganzer Kraft bestehende Vorurtheile zu bekämpfen und über dieselben das Licht der echten Humanität leuchten zu lassen.

Zudem fiel sein ganzes Leben in eine höchst bewegte Zeit und sein Vater Leopold I. war, trotz vieler guten Eigenschaften, wahrlich nicht der Mann, welcher Gesinnungen, die seinem bisherigen Regierungssysteme fremd waren, in dem jungen

Prinzen erweckt und begünstigt hätte. Joseph's weise und edle Eigenschaften entwickelten sich daher vorzugsweise durch seine eigenen trefflichen Anlagen und durch eine sorgfältig geleitete Erziehung und in diesem Punkte gereicht es jedenfalls Kaiser Leopold zum großen Lobe, die nöthigen Mittel derselben gewählt oder mindestens zugelassen zu haben.

Joseph I., der älteste Sohn Kaiser Leopolds und der Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia, Prinzessin von Pfalz-Neuburg, einer durch ihre Frömmigkeit und Herzensgüte bekannten Dame, wurde geboren zu Wien den 26. Juli 1678 und erhielt in der Taufe die Namen Joseph Jakob Ignaz Johann Anton Gustach. Seine Taufpaten waren die Königin von Spanien, Maria Anna, Tochter Kaiser Ferdinand III., deren Stelle durch den Herzog von Pfalz-Neuburg vertreten wurde; Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern und die verwitwete Kaiserin, Eleonora von Mantua, des Prinzen Großmutter. Zur Feier der Geburt wurde die Stadt Wien drei Tage hindurch auf das Festlichste erleuchtet und sowohl durch Veranstaltung des Magistrates auf dem Graben, als auch bei den Wohnungen des päpstlichen Nuntius und des spanischen Gesandten sprang rother und weißer Wein und wurden Brot, Fleisch und Geld unter das Volk ausgeworfen.

Obgleich nun schon die ersten Jahre seines Lebens in mißliche und unruhige Zeiten fiel und der Prinz zweimal im zartesten Lebensalter von Wien hinweg geflüchtet werden mußte und zwar 1679 zur Zeit der großen Pest und 1683, als sich das türkische Heer Wien näherte, so wurde dessen Erziehung doch auf das Sorgfältigste betrieben und zu seinem Obersthofmeister mit dem glücklichsten Tacte der wissenschaftlich gebildete und durch die humansten Gesinnungen ausgezeichnete Fürst von Salm-Neuburg gewählt, unter dessen

Leitung der gelehrte und durch seine edlen Eigenschaften bekannte Franz Ferdinand, Freiherr von Rummel, damals Propst zu Breslau und Glogau in Schlessen, später (letzter) Bischof von Wien, die eigentliche Erziehung besorgte.

Joseph zeigte sich schon in frühesten Jugend äußerst wiß- und lernbegierig, mild und leutselig, aber auch lebhaften Geistes und entschiedener Feind alles Aberglaubens; so sehr er sich auch, wie alle Glieder des habsburgischen Stammes, durch echte Frömmigkeit und Gottesfurcht auszeichnete. Die innigste Freundschaft verband ihn schon in frühesten Jugend mit dem tapfern Kurfürsten Friedrich August von Sachsen (nachmals als König von Polen August II.) und bekannt ist folgende Anekdote aus dieser Zeit: Während der Anwesenheit des Letzteren in Wien schliefen beide in einem Zimmer der kaiserlichen Burg. Einmal wurden sie des Nachts von einem unheimlichen Lichtschein und einer dumpfen Stimme geweckt und eine Gestalt in weißem schleppenden Gewande stand vor ihrem Bette, ihrer Verbindung mit hohler Stimme Unheil drohend. Rasch sprang der junge Kurfürst auf, ergriff das sich sträubende und schreiende Gespenst mit nervigen Armen und warf es ohne weiteres Bedenken durch das Fenster in den Burggraben hinab. Ein schändliches Complot wurde durch diese rasche That enthüllt.

Schon in seinem neunten Jahre (1687), wurde der Erzherzog Joseph zu Preßburg zum König von Ungarn gekrönt, in seinem zwölften, den 24. August 1690 erhielt er durch einstimmige Wahl zu Frankfurt die römische Königskrone. Von seinem siebzehnten Jahre an widmete er sich mit ganzer Seele den Staatsgeschäften. Besondere Vorliebe zeigte er für die kriegerische Laufbahn und äußerte dabei eben so viel Einsicht als Unererschrockenheit. Als im Jahre 1698 der große Czar

Peter Wien besuchte und der Kaiser ihm zu Ehren ein prachtvolles Bankett in der kaiserlichen Favorite gab, zeichnete sich König Joseph durch mehre ritterliche Übungen vor dem Czar aus, der ihn besonders lieb gewann. Bei dem eben daselbst angestellten Maskenfeste trug er die Charactermaske eines Ägypters und seine Genossin war Gräfin Traun, Gemahlin des obersten Landesmarschalls.

Im Jahre 1699 fand Josephs feierliche Vermählung mit der Prinzessin Amalie Wilhelmine von Braunschweig Statt. Sie war in Italien von der protestantischen zur katholischen Kirche übergetreten und kam den 18. Februar des genannten Jahres mit ihrer Mutter nach Tulln, von wo sie König Joseph mit einem Gefolge von 120 Postillons zu Pferde abholte, die beim Einzuge in Wien fröhlich ihre Hörner ertönen ließen. Die weiteren Festlichkeiten s. bei dem Artikel: *Wiener Freuden- und Ehrenfeste* u.

Da 1701 der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, so begab sich König Joseph zur Armee an den Rhein und legte daselbst die ersten und zwar bedeutenden Proben seiner Tapferkeit und Einsicht ab. 1702 eroberte er die bisher für unüberwindlich gehaltene Festung Landau in Elsaß nach einer Belagerung von 82 Tagen. Auf die Mauern dieser von dem berühmten Bauban erbaute Festung hatte man den stolzen Spruch einhauen lassen: *Haec Nemini cedit* (Sie ergibt sich Niemand). Nach der Eroberung fand man nicht nur schnell aus, daß in diesen Worten das Chronostikon der Jahreszahl 1702 stecke, sondern man verwandelte sie mit der damaligen Sprungfertigkeit des Witzes in folgende: *tanDeM CessIt CaesarI.* (Noch aber an den König.)

Den 5. Mai 1705 starb Kaiser Leopold I. und Joseph folgte ihm ungehindert auf dem Throne nach. Den 22. Sep-

tember desselben Jahres hatte die feierliche Erbhuldigung in Wien Statt, von welcher eine Beschreibung derselben in Folio, mit zahlreichen, gut gearbeiteten Kupferstichen erschien.

Als Kaiser machte er sogleich die zweckmäßigsten Einrichtungen und Verbesserungen im Staatshaushalte. Er verminderte die bisher übermäßige Zahl von Mitgliedern des geheimen Rathes und der Kammerherren und vereinfachte zuerst das Hofceremoniell. Im Jahre 1706 wurden zwei Anstalten in Wien errichtet, die noch bis auf den heutigen Tag segensbringend bestehen: Die kaiserliche Bank und eine Akademie der Künste und Wissenschaften. Erstere wurde an den Wiener-Stadtrath übertragen und ihr erstes Locale befand sich am Dominikanerplaz in der einstigen Barbara-Stiftung.

Die Akademie hatte ihr prachtvoll erbautes Locale, das noch 1730 mit einer neuen Fagade versehen wurde, an der Stelle der heutigen großen Militärcaserne in der Allergasse.

Es war ein langes, zweistöckiges und höchst geschmackvolles Gebäude mit 38 Fenstern in der Fronte und hatte zwei große Einfahrtthore. Den Fronton zierten 12 schöne korinthische Säulen, in deren Mitte in einer Nische die Bildsäule Minervens aufgestellt war. Der Giebel war mit einem großen allegorischen Basreliefs geschmückt. In dieser Anstalt, welche der Obforge der niederösterr. Stände übertragen und daher gewöhnlich kaiserl. Landschafts-Akademie genannt wurde, waren die Hauptlehrgegenstände: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Mathematik und Mechanik mit den verwandten Wissenschaften. Zu Protectoren wurden der damalige Hofkanzler Graf von Sinzendorf und der Oberstküchenmeister Graf von Paar ernannt. Die ersten Curatoren aber waren die als ausübende Künstler wohlbekannte Johann Stadl und Peter Strudl von

Strudeldorf, von welchem Letzterem sich der noch heute also genannte Strudelhof in der Karlsgasse, Alservorstadt, herschreibt. Die Lehrfächer wurden von ausgezeichneten Künstlern besetzt, auch Kunstwerke aller Art, vorzüglich aus Italien, als Muster angeschafft und die Akademie feierlich den 18. December 1706 eröffnet \*).

Kaiser Joseph war selbst, wie überhaupt höchst wissenschaftlich gebildet, auch in der bildenden Kunst wohl erfahren und es mag interessant seyn, zu erfahren, daß wir noch heute ein Denkmal in Wien besitzen, das ursprünglich aus seinem Geiste hervorgegangen. Von ihm ist nämlich der Entwurf zu dem schönen Tempel auf dem hohen Markte, den Tischler von Erlach nach des Kaisers eigener Zeichnung ausführte. Leider entspricht die darin befindliche Gruppe von Corradini an Kunstwerth bei Weitem nicht dem herrlichen Gebäude.

Obwohl Kaiser Joseph I. kein Freund von übermäßigem Prunke war, so zeigte er sich doch bei passenden Gelegenheiten gerne im Glanze der Majestät und seine Vorliebe für ritterliche Übungen führte manches prachtvolle Schauspiel herbei. So hatte den 7. und 8. Juli 1706 ein glänzendes Turnier im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn Statt. Die dazu ausgewählten Cavaliere theilten sich in zwei Züge, deren einen der Kaiser selbst, den andern dessen Schwager, Prinz Maximilian von Braunschweig anführte.

Die erste Abtheilung bildete sich folgendermaßen: Zuerst

---

\*) Erst nach der Aufhebung der Jesuiten wurde die Akademie unter veränderten Bestimmungen und dem angemessenen Titel: Academie der bildenden Künste, in deren Collegiatgebäude in die Annagasse verlegt, wo sie sich noch heute befindet.

kam der Unterbereiter, dann acht herrlich geschmückte Reit-  
 pferde, deren jedes von zwei Reitknechten in reicher Livree  
 geführt wurde. Ein doppelter Chor von zwölf Trompetern  
 zu Pferde. Zehn kaiserliche Läufer in reich mit Gold gestickter  
 Kleidung. Zwölf kaiserliche Leibknechte. Graf Guido von Sta-  
 rhemberg als Unteranführer der ersten Abtheilung in rother,  
 reich mit Gold gestickter Kleidung, auf dem reichen Barett  
 einen Busch von weißen Straußfedern, aus dessen Mitte eine  
 große blaue Feder ragte. Sechs kaiserliche Edelknaben mit  
 vergoldeten Lanzen. Der Kaiser selbst, im prachtvollsten, von  
 Juwelen blizenden Costume. Hinter demselben folgten die Ca-  
 valiere paarweise, alle in kostbaren rothen goldgestickten Klei-  
 dern, ebenfalls zu Pferde. — Die zweite Abtheilung folgte unter  
 Anführung des Prinzen von Braunschweig und des Grafen von  
 Herbeville in gleicher Ordnung. Ihre Kleidung war blau mit  
 Gold und reichem Juwelenschmuck. Auf dem Barett hatten sie  
 ebenfalls weiße Straußfedern mit einer hervorragenden rothen.  
 Nachdem der herrliche Aufzug vorüber war, stellte sich jede  
 Abtheilung an den bestimmten Ort und das Turnier begann,  
 dessen Anfang der Kaiser selbst mit dem Prinzen von Braun-  
 schweig machte. Nach vollendetem Rennen wurden von den  
 bestimmten Preisrichtern die kostbaren Preise und zwar auf  
 folgende Art ausgetheilt: Im Lanzenstechen dem Grafen Jo-  
 hann Joachim vor Hierotin einen großen silbernen Leuchter  
 mit drei Armen. — Im Pistolenschießen dem Kaiser ein gro-  
 ßes, silbernes Lavoir. — Wegen der Darba oder kurzen Lanze  
 dem Grafen Leopold von Colalto zwei silberne Wandleuchter  
 mit Spiegeln. — Im Degengefächte dem Grafen Johann von  
 Paar eine große, kostbare Uhr. — Wegen Mehrheit der im  
 Ringeltrennen heruntergestochenen Köpfe (welche aus hölzernen  
 Türkenköpfen bestanden) dem Kaiser eine kostbare Nachttol-

lette. Abends hatte noch ein prächvoller Ball bei Beleuchtung des Schlosses und Gartens Statt.

Auf das Glänzendste feierte Joseph auch 1707 die Vermählung seines Bruders, des Königs von Spanien Karl III. (als Kaiser VI.) mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig = Wolfenbüttel, mit welcher er selbst mittelst Procuracion getraut wurde, da sich Karl damals noch in Spanien befand, in demselben Jahre auch die Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Maria Anna mit dem König Johann V. von Portugal.

So eifrig Joseph für das innere Wohl seiner Länder sorgte, so thätig war er auch in der Leitung der äußeren Staatsgeschäfte. Der fortwährende Krieg mit Frankreich zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich und obwohl er als Kaiser nicht selbst mehr zu Felde zog, so wußte er doch durch kluge Wahl von Feldherren auf das Thätigste zu wirken. Sein ganzes Vertrauen schenkte er mit vollem Rechte seinem Jugendfreunde Eugen von Savoyen, der selbst oft erklärte, Kaiser Joseph sei ihm bei allen Gelegenheiten wie ein Bruder gewesen.

Mit dem Scharfblicke des neuen Oberhauptes des Hauses Oesterreich kam darum ein neuer Schwung in den Krieg und seine milden und versöhnenden Maßregeln beschwichtigten auch bald die Unruhen in Ungarn, die sich noch bei dem Tode seines Vaters drohend genug gezeigt hatten; so geschah es, daß die kaiserlichen Heere in Spanien und Italien siegreiche Fortschritte machten und daß sich Frankreichs Schatz in unermesslichen Anstrengungen erschöpfen mußte, um einen Zweig seines Hauses auf den spanischen Thron zu erheben. Joseph war aber nicht allein tapfer und scharfsinnig in Angelegenheiten des Krieges, er besaß auch seine Politik genug, um

sich nicht bloß aus Eitelkeit - Rücksichten einen neuen gefährlichen Feind zu erwecken. So ließ er den Schwedenkönig Karl XII., der damals auf dem Gipfel seines Glückes stand, den eigenmächtigen Durchzug durch Schlesiens ungeahndet dahingehen, obgleich man ihn von mehren Seiten zur Widersetzung oder Abwendung dieser Eigenmächtigkeit angefeuert hatte.

Den 11. Juli 1709 wurde in der kaiserlichen Favorite abermals ein prachtvolltes Turnier abgehalten, wobei drei Abtheilungen in Roth mit Gold, Blau mit Silber und Grün mit Gold waren und der Kaiser wieder in der Lanze, dem Pistole und der Mehrheit der Köpfe wegen Preise errang. In demselben Jahre ordnete der Kaiser eine enge Conferenz oder geheimen Rath von acht der vornehmsten Hofbeamten an. Zu jener Zeit hatte bei der anwachsenden Volksmenge in Wien mit den steigenden Bedürfnissen der Wucher so um sich gegriffen, daß auf Befehl des Kaisers Joseph I. das Bersag- und Fragamt (bis 1783 in der Annagasse, dann im Dorotheerklostergebäude nach Aufhebung dieses Stiftes) errichtet wurde. Nebst Salz und Tabak wurde auch das Baumöl als kaiserliches Monopol erklärt, endlich erschien eine Brennholzordnung zur Vermeidung des übertriebenen Preises dieses immer nothwendiger werdenden Materiales.

Nachdem sich in Ungarn die Unruhen noch nicht vollständig gestillt hatten und durch die Einfälle Rakoczys noch einmal die Hauptstadt bedroht wurde, krönte Joseph sein segensreiches Wirken durch die Präliminarien des versöhnenden Vertrages von Szathmar, dessen vollständigen Abschluß er jedoch leider nicht mehr erleben sollte.

Den 12. April 1711 speiste der Kaiser bei den Carmelitern auf der Paimgrube zu Mittag, hatte aber bereits Mangel an

Appetit und befahl, um diesen zu erregen, bei der Rückfahrt die Pferde gallopiren zu lassen. Es war jedoch vergeblich und auch die des andern Tages angestellte große Jagd brachte keine Änderung seines Unwohlseyns hervor, er bekam während derselben so heftige Rückenschmerzen, daß er sich bei der Nachhausekunft sogleich zu Bett begeben mußte. Die schnell gerufenen Ärzte erkannten sogleich die Symptome der Kinderpocken, welche eben damals gefährlich in Wien grassirten. Es wurden schnell alle damals üblichen Mittel angewandt, die Pocken zeigten sich auch Anfangs ziemlich gutartig und kamen häufig zum Vorschein, so daß man die beste Hoffnung hegte. Auch wurden, wie gewöhnlich bei solchen Fällen, Prozeffionen und Betstunden angeordnet. Den 16. April Abends auf einmal überfiel den Kaiser große Hitze im Kopf und man fürchtete einen üblen Ausgang.

Sogleich wurde ein Consilium von Ärzten zusammengerufen, bei welchem der kaiserl. Leibarzt Dr. Stockhammer präsidirte. Die Herren erkannten zwar, daß die höchste Gefahr vorhanden sei, brachten aber die ganze Nacht mit Consultationen zu und erst des andern Morgens frühe, als es schon zu spät war, wurde man über die Arzneien einig, welche dem Kaiser gereicht werden sollten. Joseph sah dem Tode mit gefasstem Blicke entgegen, er nahm den herzlichsten Abschied von seiner Familie, übertrug seiner Mutter die Interims-Regierung bis zur Ankunft seines Bruders und Nachfolgers Karl und entschlief nach erhaltenen Sterbefakramenten den 17. April 1711 nach 10 Uhr Vormittags. Den 20. Abends wurde der Leichnam mit den üblichen Ceremonien in der kaiserlichen Gruft beigesezt. Bei der Obduction hatte man das Eingeweide von dem Pockengifte angegriffen gefunden.

Kaiser Joseph hatte 32 Jahre, 8 Monate und 25 Tage gelebt, 24 Jahre war er ungarischer, 22 Jahre römischer König gewesen, als Kaiser hatte er nur 6 Jahre regiert. Seine Witwe Amalia Wilhelmine stiftete in der Folge das Salesianerkloster, wo sie oft ihre Zeit mit seinem Andenken beschäftigt zubrachte. Sie hatte ihm außer einen in der Wiege gestorbenen Prinzen zwei Töchter geboren, Maria Josepha, welche in der Folge mit dem Kurfürsten August von Sachsen, und Maria Amalia, welche mit dem Kurfürsten von Bayern Karl Albrecht vermählt wurde, der in der Folge, nach Karl VI. Tode, Ansprüche auf das österreichische Erbe machte und als Karl VII. zum römisch-deutschen Kaiser erwählt wurde.

Kaiser Joseph I. war in seiner Jugend das Ideal der männlichen Schönheit. Seine Statur war über die Mittelgröße. Er hatte eine hohe Stirne, blonde Haare, hervorstehende blauen Augen, hohe, etwas aufgeworfene Lippen, einen weiblichzarten Teint und eine blühende jugendliche Farbe. Im Knabenalter übertraf seine Schönheit die eines Frauenzimmer, wovon ein noch vorhandenes gutes Portrait in dem Buche: „Der durchleuchtigsten Erzherzogen zum Österreich Leben ic.“ Nürnberg bei Endters 1704; Zeugniß gibt; in reiferen Jahren verwandelte sich die zarte Bildung in eine herrliche Männergestalt, nachdem die vielen Jagden, bei welchen er stundenlang sich der drückendsten Sonnenhitze und jedem Witterungswechsel aussetzte, so wie der Feldzug sein Antlitz gebräunt und seinen Körper abgehärtet hatten.

In seinen Zügen lag hohe Anmuth, etwas Durchdringendes und Imponirendes in seinen raschen feurigen Blicken. In seinem Character stach Jovialität hervor. Daher seine Neigung zum Vergnügen, ohne daß er darüber seine Herrscher-

forgen nur einen Augenblick vergessen hätte; daher seine unzerstörbare Munterkeit selbst unter den ernsthaftesten und verdrüßlichsten Geschäften, daher seine Vorliebe für Männer von frohem Witz und guter Laune.

Die Hauptergötlichkeit Josephs war die Jagd. Mit ihr beschäftigte er sich ganze Tage; oft hielt er in Jagdhäusern Staatsconferenzen. Auch der Musik, der Baukunst, dem Schauspielen und den meisten Künsten, die das gesellige Vergnügen erhöhen, war dieser Fürst ergeben, ohne seine höheren Pflichten dabei zu vernachlässigen. Darin kam ihm seine treffliche Weise zu arbeiten sehr zu Statten. Sein heller Blick ergriff sogleich das Wesentliche und Nothwendige und er wirkte mit aller Kraft und Schnelligkeit stets auf den Hauptpunct hin, indem er, gleich seinem großen Nachfolger Joseph II., alle Details seiner Selbstherrschaft für unwürdig hielt und sich weise damit begnügte, über die Vollziehung seiner Befehle zu wachen.

Joseph besaß auch eine ausgebreitete Kenntniß der Geschichte, der Rechtsgelehrsamkeit und, da er seit seinem sechzehnten Jahre den Sitzungen des Staatsrathes ununterbrochen und mit Aufmerksamkeit beigewohnt hatte, vertraute Kenntniß seiner Erbstaaten, ihrer Verhältnisse und Interessen. Er durchsuchte als Regent die ganze Staatsverwaltung, spürte ihren Gebrechen nach und stellte viele derselben ab. Noch in der letzten Zeit seines Lebens nahm er sich vor, sobald der Krieg mit Frankreich geendet seyn würde, jedes seiner Länder zu bereisen, um auch alle einzelnen Theile der Staatsverwaltung kennen zu lernen. Oft sprach er mit Wärme und Sehnsucht von dieser Reise, schon hatte er sich ein kleines Gefolg dazu ausersuchen, als ihn der Tod viel zu früh der Erde entriß.

Joseph redete und schrieb vollkommen die deutsche, lateinische, französische, spanische, italienische, böhmische und ungarische Sprache. Von rein sanguinischen Temperamente, war er heftig und aufbrausend, aber eben so schnell wieder besänftigt. Wenn der Moment es forderte, bewaffnete er sich mit den Donnerkeulen der Majestät; kaum war aber jener vorüber, so erschien er wieder herablassend, mittheilend, als der glänzendste Gesellschafter. In den Audienzen bewies er eine solche Geduld, daß er die Gründe seiner Weigerung mit Theilnahme und Umständlichkeit auseinander setzte.

In seinen Rathsversammlungen hörte Joseph die Meinungen, Rathschläge und Propositionen seiner Minister mit Aufmerksamkeit an und beantwortete sie mit Einsicht und Weisheit. Seine eigenen Rathschläge waren fast immer von dem glücklichsten Erfolg begleitet. Nur dann, wenn Jemand ihn mit Gründen eines Bessern belehren konnte, wich er von seiner Meinung ab und zwar, nach besserer Überzeugung, mit Freuden, ohne indessen je der Selbstständigkeit seiner Gewalt etwas zu vergeben. Er besaß große Geschicklichkeit und seltene Menschenkenntniß in der Wahl seiner Feldherren und Minister und ließ sich dabei durch keinen Einfluß bestimmen. Zwar war Joseph außerordentlich prachtliebend und übertraf hierin sogar seinen Vater, aber er entfernte auch zuerst das strenge Ceremoniel, das vor ihm ängstlich beobachtet wurde, entledigte sich der steifen, spanischen Manteltracht und war überhaupt ein Feind alles Zwanges. So trug er z. B. an Liebsten seine eigenen, langgelockten Haare und war eine Perücke unvermeidlich, so mußte sie der natürlichen Haarform gemäß gearbeitet seyn.

Mit ungemeiner Güte und Herablassung behandelte er

seine Dienerschaft und verabscheute jede Schmeichelei. Auf der Jagd ließ er sich oft mit Bauern in ein Gespräch ein und ergögte sich an ihrer Naivität. Dem Müßiggange war Joseph Feind; darum wurden auf seinen Befehl Arbeitshäuser errichtet und nur den wahren Hilfsbedürftigen Verpflegung angewiesen. Joseph war fromm ohne Heuchelei, andächtig ohne Bigotterie und seiner Religion vom Herzen zugethan, damit verband er jedoch eine milde Duldung Andersdenkender und er war es, der zuerst den Grund zur Humanität und allgemeinen Menschenliebe legte, die in neueren Zeiten so schöne Früchte trug.

Joseph wurde von seinen Unterthanen fast abgöttisch geliebt, er besaß schon als Prinz eine ungeheure Popularität und als die Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, in der Hauptstadt kund wurde, strömte Alles in gedrängten Haufen nach den Tempeln; sogar die Juden und Türken theilten unter die Armen reichlich Almosen aus, auf daß für den geliebten Fürsten gebetet werde. Allgemein und herzlich wurde sein früher Tod beklagt und die Bewohner der Hauptstadt betrauereten den Verlust ihres vorzüglichsten Wohlthäters, da er ihnen durch Milde und Liebe ein goldenes Zeitalter geschaffen hatte. Seine sanfte und wohlthätige Regierung, sein offener, froher Sinn, seine unermüdete Wirksamkeit belebte Alles; der Staat schien wie neugeboren, das bürgerliche Leben gesellschaftlicher und traulicher, indem sich der Geist und die Heiterkeit des Fürsten überall mittheilten. Ungeachtet des durch die langen Kriege herrschenden Geldmangels erhöhte Joseph nie die Steuern, ja es war sein fester Vorsatz, nach geendigtem Kriege die gewöhnlichen Auflagen zu vermindern. Alles schnell begreifend, mit durchdringendem Blicke übersehend, arbeitete er

mit großer Leichtigkeit; sein Gedächtniß war so trefflich, daß er nichts vergaß, was er einmal gelesen oder gehört hatte. Entschieden war seine Neigung für das Kriegsleben und nur die angelegentlichste Sorge um den Staat konnte ihn verhindern, noch als Monarch an demselben Theil zu nehmen.

Er war mit einem Worte ein Fürst von seltenen Fähigkeiten, die Wonne seiner Unterthanen, ein guter Sohn und Gatte, ein edler Mensch und ein einsichtsvoller, gütiger und selbstständiger Herrscher. Sanftmuth, Mitleid, Gutmüthigkeit und Großmuth waren die Hauptzüge seines Characters. Darum ist es nur billig, daß man über die Vortrefflichkeit seiner Nachfolger auch Joseph I. nicht vergesse und den Monarchen ehre, der in seiner leider so kurzen Regierung des Guten und Vortrefflichen so viel geleistet hat, dessen segensvolles Leben durch echte Humanität ausgezeichnet war, die sich in jedem seiner Schritte auf das Herrlichste kund gegeben hat. Als Sommeraufenthalt liebte Joseph vorzüglich Schönbrunn und die alte kaiserliche Favorite, den heutigen Augarten, wo er jene großen Alleen von Kastanienbäumen setzen ließ, die sich vom Gartengebäude rechts nach dem Labor hinziehen und deren Pflanzung man so oft Joseph II. zugeschrieben hat, ob schon uns schon der bloße Anblick derselben eines Besseren belehren kann \*). In der Burg bewohnte er den ersten Stock des Leopoldinischen Tractes, links gegen das Ausgangsthor.

Kaiser Joseph I. Sarkophag in der Kaisergruft bei den Kapuzinern ist der reichste, pracht- und geschmackvollste unter

\*) Joseph II. pflanzte die Baumreihen, welche sich vom Eingange gerade gegen die Terrassen hinziehen.

allen daselbst befindlichen Särgen. Er ist aus getriebenem Silber und mit zwei kunstreichen Basreliefs geziert.

Die verwitwete Kaiserin Amalia Wilhelmine überlebte den Kaiser um 31 Jahre. Sie starb den 10. April 1742 und ruht in dem von ihr gestifteten Kloster der Salesianerinnen in Wien, nur ihr Herz in der Kaisergruft. Ihr Andenken lebt auch in dem von ihr neuerbauten Amalienhofe der kaiserlichen Burg fort, der früher von dem bekannten mächtigen Geschlechte der Gillyerhof hieß.

### Die letzte grosse Pest in Wien und der Umgebung 1713, verbunden mit der Gründung der Karlskirche.

So fürchterlich und verheerend die große Pestseuche im Jahre 1679 in Wien war, welche oft und ausführlich beschrieben wurde, so trat doch der letzte Besuch jenes verheerenden Unheils im Jahre 1713 nicht weniger drohend auf und nur den ruhigeren Zeiten, den seitdem geschwächten Vorurtheilen und den besser geregelten Anstalten hatte man es zu danken, daß die Seuche nicht in gleichem Grade um sich griff, wie damals, obgleich ihr demungeachtet Opfer genug fielen und besonders auf dem flachen Lande die Verheerungen fast noch größer waren. Ich bin in den Stand gesetzt, sowohl durch seltene Quellen und Urkunden, die nicht Jedermann zu Gebote stehen, als auch durch bewahrte Traditionen alter Leute, die ich in meiner Jugend gekannt habe, manches Interessante aus jener verhängnißvollen Epoche anzuführen.

Jedenfalls ist es sonderbar, daß von diesem großen und

unheilvollen Ereignisse, welches so wichtige Folgen nach sich zog und das schon als der letzte Besuch dieser furchtbaren Landplage in Wien merkwürdig genug ist, in Geschichtswerken, welche vorzugsweise Wien betreffen, gar so wenig gefunden wird und daß selbst Hormayr, der sich doch sonst über manche unbedeutende Vorfälle bis zur Ermüdung weitläufig ausläßt, die große Pest von 1713 mit einer einzigen Seite \*) abfertigt.

Schon gegen Ende des Jahres 1712 griff die Seuche in Ungarn um sich und näherte sich bereits der österreichischen Gränze. Viele Vorsichtsmaßregeln wurden deshalb getroffen und die Regierung erließ einen strengen Befehl an die Obrigkeiten aller der Gränze nahen Ortschaften, von acht zu acht Tagen den Gesundheitsstand derselben genau nach Wien zu berichten und alle Vorkehrungen zu treffen, um das weitere Umsichgreifen der Seuche zu verhindern. Den 31. Jänner 1713 wurde in Wien durch öffentlichen Ausruf kund gemacht, daß Niemand ohne einen, von den betreffenden Behörden ausgestellten, gehörig beglaubigten Gesundheitspaß in die Stadt Wien gelassen werden solle.

Dessen ungeachtet aber zeigten sich mit Anfange des Jahres 1713 schon Spuren der verheerenden Seuche in mehren Ortschaften dießseits der österreichischen Gränze, so z. B. in Hainburg, Altenburg, Petronell, ja selbst in der Nähe der Hauptstadt und einzelne Fälle in Wien selbst. Deshalb wurden nun daselbst nicht nur die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt, sondern auch alle öffentlichen Lustbarkeiten verboten und das in den Wirthshäusern und bei andern Zusammenkünften gebräuchliche Tanzen wurde auf das Strengste unter-

---

\*) Wien's Geschichte und Denkwürdigkeiten IV. Band, S. 270.

sagt. Auch wurden alle Juden, welche keine kaiserlichen Freiheiten zu genießen hatten oder nicht mit Hospässen versehen waren, aus Wien und ganz Unterösterreich abgeschafft. Jenen aber, welche daselbst zu bleiben berechtigt waren, wurde die äußerste Reinlichkeit in ihren Wohnungen eingeschärft, welche allerdings höchst nöthige Maßregel auch den übrigen Einwohnern Wiens strengstens aufgetragen wurde. Indessen konnte ungeachtet aller dieser Vorkehrungen das Eindringen der bössartigen Seuche nicht verhindert werden.

Den 7. Februar wurde im hiesigen Bürgerspital (damals in der Kärnthnerstraße in dem noch heute also genannten Gebäude) woselbst sich auch eine Abtheilung für schwangere Frauen befand, eine Weibsperson, Namens Christine Hüttendorferin, aufgenommen, die aus Schwaben gebürtig und von Lotis in Ungarn nach Wien gekommen war, wo sie zuerst in der Rosau gewohnt hatte. Schon den zweiten Tag nach ihrer Aufnahme zeigten sich die furchtbaren Pestbeulen an ihren Händen und die Krankheit nahm einen schnellen, tödlichen Verlauf. Durch sie wurden mehre schwangere Frauen und auch deren Wärterinnen mit diesem Übel angesteckt und es griff immer weiter und drohender um sich. In der Eile wurden nun die nöthigsten Anstalten gemacht, die inficirten Frauen in das sogenannte Bäckenhäusel in der Währingergasse gebracht, dasselbe cernirt und mit allen Bedürfnissen versehen. Bald aber zeigte es sich für die immer anwachsenden Patienten zu wenig geräumig, daher wurde das große Lazareth in der Währingergasse zum Contumaz-Hause bestimmt und diesem zwangsweise Doctoren der Medicin, Chirurgen, Gehilsen und sogenannte Bindknechte beigegeben.

Zur Abwendung größeren Unheiles durch göttliche Vorsorge wurden nun auch Buß-, Bet-, und Fasttage ausgeschrie-

ben. Täglich wurde zweimal, durch das Geläute aller Glocken, das Zeichen zum allgemeinen Gebete gegeben, wobei die Leute nicht nur in den Häusern, sondern auch selbst auf öffentlicher Straße, wo sie eben gingen und standen, auf die Knie niederfielen und den Allmächtigen um Abwendung der drohenden Gefahr anflehten. Es mag dieß jedenfalls ein erhebendes Schauspiel gewesen seyn, eine andere Frage ist jedoch, ob eine solche allgemeine Zerknirschung zur Beruhigung der Gemüther wirkte.

Zuerst griff das Übel außer dem erwähnten Bürgerospitale in der Stadt, in der Hofau um sich, wo die genannte Schwäbin muthmaßlich den Samen der bössartigen Seuche zurückgelassen hatte. Wie gewöhnlich, waren auch schon damals die Doctoren verschiedener Meinung über dieselbe. An der Spitze einer Partei stand ein gewisser Doctor Ruck, der das Übel sogleich ohne Weiteres für die orientalische Pest erklärte und die strengsten üblichen Maßregeln dagegen empfahl. Die andere hatte einen Doctor Schulz zum Wortführer, welcher die Sache leichter nahm, die Contagiosität derselben bestritt und nur Furchtlosigkeit und diätetisches Verhalten als die besten Präservative anrühmte. Interessant wäre es jedenfalls, wenn uns die näheren Gründe der beiden Herren aufbehalten worden wären, da in neuerer Zeit bei Epidemien sich die Meinung des Letztgenannten als höchst zweckmäßig bewährte. Damals mochte sie indessen doch nicht hinlänglich begründet gewesen seyn, denn Doctor Schulz wurde leider eines der ersten Opfer seiner Sorglosigkeit.

Durch die sorgfältigen Maßregeln und Gegenanstalten wurde das Umsichgreifen der Seuche für einige Zeit gehindert, allein auf einmal brach das unter der Asche verborgen fortglühende Unheil in der Mitte des April desto heftiger

aus und zwar vorerst im Lichtenthal. Von da übersprang es wunderbarer Weise die Stadt und zeigte sich in Erdberg, dann auf der Landstraße. Hierauf wurde abermals mit Übersprung einiger Vorstädte die Josephstadt, dann die Wieden davon ergriffen und weiterhin eine Vorstadt nach der andern, von welchen es nun mit verstärkter Gewalt von allen Seiten in die Stadt eindrang.

Ein schönes Beispiel von Muth und Vertrauen, so wie von landesväterlicher Vorsorge gab Kaiser Karl VI., indem er nicht, wie 1679 sein Vater, Kaiser Leopold I., bei annähernder Gefahr Wien verließ, sondern zum Troste seiner Unterthanen und zur Belebung ihres Muthes, ruhig in der Burg blieb und mit eigenen Augen über die Anstalten wachte. Nur wurden die allerdings billigen Maßregeln getroffen, daß Jedermann, der sich nach Hofe begab, mit einem Zeugnisse versehen seyn mußte, daß er aus einem unverdächtigen Hause komme. Die Cavaliere, welche ihre Aufwartung machen wollten, mußten ebenfalls aus Häusern kommen, welche der Infection nicht verdächtig waren und durften von ihrer Dienerschaft nur einen Pagen und einen Lakai zur Begleitung mitbringen. Auch wurde die Hofdienerschaft in scharfe Aufsicht genommen, damit durch sie keine Einschleppung Statt finden konnte. Das gute Beispiel des Monarchen wirkte auch so viel, daß sich nur wenige Einwohner und fast gar Niemand aus den höheren Ständen von Wien entfernten, wodurch ebenfalls das Vertrauen und der Muth der geringeren Classen nicht wenig erhöht wurden.

Im Laufe des Monats Mai nahm das Übel bedeutend zu, so daß allein den 24. dieses Monates dreißig verdächtige Kranke in eigens zu diesem Zwecke gefertigten, ganz bedeckten und numerirten, schwarz angestrichenen Tragses-

Jeln durch die Siechnechte in das Lazareth gebracht wurden. Auch von den nahen Ortschaften liefen die betrübendsten Nachrichten von den Verheerungen der Seuche ein. Besonders wüthete sie auf der südwestlichen und westlichen Seite der Stadt auf das furchtbarste.

Im Monat Mai wurden in Wien folgende Verordnungen getroffen: die Universität und alle öffentlichen Schulen in und vor der Stadt wurden geschlossen, in den Wirthshäusern alle gewöhnlichen Zusammenkünfte untersagt, die Apotheken in und vor der Stadt gesperrt und den Leuten nur durch ein in der Thüre angebrachtes kleines Fenster die Recepte abgenommen und die erforderlichen Medicamente hinausgereicht. Allen Trödlern wurde das Aushängen, Feilhaben und der Verkauf alter Kleider und Mobilien auf das Strengste verboten und allenthalben auf die größtmögliche Ordnung und Reinlichkeit gesehen. So mußte z. B. in jedem Wirthshause, in jedem Verkauflocale der nöthigsten Lebensbedürfnisse ein Gefäß mit Wasser bereit stehen, in welches das abgereichte Geld (damals gab es nur klingende Münze) geworfen werden mußte und dieses Gefäß mußte täglich gereinigt und mit frischem Wasser versehen werden. — In den Vorstädten und besonders bei den Linienthoren wurden Schnell-Galgen errichtet, sowohl zum abschreckenden Warnungszeichen, als auch im Nothfalle zur Ausübung schleuniger Justiz für unbefugte Einschießende. Die Verdächtigen und Erkrankten wurden so schnell als möglich von den Gesunden entfernt und abgesondert. Obwohl während der ganzen Zeit der herrschenden Seuche die Kirchen und Capellen nicht gesperrt wurden, und der ordentliche Gottesdienst daselbst Statt fand, so wurden doch die gewöhnlichen Sonn- und Feiertagspredigten in den Kirchen eingestellt und dafür an öffentlichen Plätzen bei den

Säulen gehalten, so z. B. auf dem Graben, Hof und hohen Markt. Die damals sehr häufigen Prozeffionen und Wallfahrten wurden, des häufigen Zubrangs der Leute wegen, suspendirt. Die Frohnleichnams-Prozeffion wurde zwar abgehalten, doch mußten die Zünfte für diesmal wegbleiben und es durfte derselben überhaupt Niemand beiwohnen, als die Geislichkeit, der Stadt-Magistrat und die Universität. Auch blieben an diesem Tage bis nach vollendeter Festlichkeit die Stadthore geschlossen, um den Andrang aus den Vorstädten abzuhalten. Endlich mußte sich nach abgehaltener Prozeffion Jedermann, selbst die Geislichen nicht ausgenommen, unverzüglich nach Hause begeben, ohne, wie sonst gewöhnlich, noch einige Zeit in der Stephanskirche zu verweilen.

Nicht uninteressant sind einige eigens vorgeschriebene Diät- und Präservativ-Maßregeln, worunter besonders Folgendes: „Man soll jeden Morgen eine saure Suppen essen, Dotter-Suppen oder eingebrennte Suppen, darauf ein Gläsel Wein trinken, worinnen über Nacht einer Mitteren Arbes groß Campher gelegen oder von Cronabet-Salsen einen halben Löffel voll nehmen. Gar arme Leute können ein oder zwei Messerspiz voll gestoffenen gemeinen Schwefel oder Schwefelblühe mit Butter auf Brod oder etliche frische oder in Essig gebeizte Cronabetbeer oder etliche Rauten-, Blättl oder ein Lorbeer oder ein Knoblauchzehl essen oder vier Tropfen Cronabetöhl auf einen Löffel voll Suppen oder Bissen Brod, oder einer halben Arbesgroß Campher nehmen. Man kann Schwämmlein, in Weinrauthen oder beistehenden Gist-Essig \*) genezt

\*) Das Recept dieses Gistessigs ist jener Verordnung beigegeben und stimmt genau mit jenem des später so bekannten und bei Contagionen allgemein angewandten Pestessigs oder vinaigre des quatre voleurs überein.

oder in Cronabet- oder Agtsteinöhl befeuchtet in die Knöpfeln tragen und öfter dazu riechen, auch mit gemeldeten Essig oder Öhl die Pulsadern an Händen und Schläffen schmieren, benebens kann gar nuzlich das Johannesöhl, gemeine Scorpionöhl (oder das große aus der Apotheken) täglich hinter die Ohren, unter die Achseln und die Schoß angestrichen werden.“

Ende Juni begab sich Kaiser Karl nach Linz, um seine aus Spanien daselbst angelangte Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth Christine, abzuholen. Ungeachtet der eben auf das heftigste wüthenden Seuche begaben sich Kaiser und Kaiserin sogleich nach Wien, wo sie den 11. Juli anlangten und mit großem Jubel empfangen wurden. Am folgenden Tage wurde deshalb bei St. Stephan ein feierliches Dankfest abgehalten.

In den Monaten August und September währte die Seuche mit gleicher, ja eher vermehrter Heftigkeit fort. Den 15. September und 8. October wurden außer dem großen Haupt-Lazareth in der Währingergasse noch zwei Lazarethe eröffnet und zwar das eine im Zucht- oder Strafhause in der Leopoldstadt, das andere im sogenannten Trappelhofe auf der Wieden. Auch wurde schon früher durch öffentlichen Ausruf die Verfügung getroffen, daß sich die, sowohl in der Stadt, als in den Vorstädten befindlichen Bettler und andere arme Leute, die sich und die Ihrigen nicht zu ernähren im Stande wären, in die zu diesem Zwecke mit Hütten versehene Donau-Insel, die Spittelau genannt, begeben sollten. Viele derselben verstanden sich freiwillig zu dieser Emigration, mehre Widerspenstige mußten jedoch durch die Wächter und Rumorknechte (damalige Polizeisoldaten) mit Gewalt dahin gebracht werden. Es wurden ihnen zwei Geistliche mit einem Mesner

und Schulmeister beigegeben. Außerdem waren ein Oberwarter, einige Übergeher, ein Beschauer, ein Profoß, Wirth, Krämer, Bäcker, Koch, Hebamme und die nöthigen Wächter bei dieser kleinen Colonie angestellt. Es waren sieben große Hütten errichtet, jede mit sechs Verschlagen versehen. In einem solchen Verschlage wurden 36 Personen und nach Beschaffenheit der Umstände wohl auch noch mehr einquartirt und, freilich nothdürftig genug, verpflegt. Gegenüber, auf der sogenannten Klosterneuburger-Au, die mit der Spittelau durch einen Steg in Verbindung stand, waren Contumaz-Hütten errichtet, auch stand daselbst eine Wache, welche dafür zu sorgen hatte, daß Niemand ohne Passirung, ausgehaltener vierwöchentlicher Contumaz und gepflogener Beschau entweichen konnte. Auch das Ufer dieser Au zierten einige Schnell-Galgen zur höchst nöthigen Abschreckung für Übertreter des Verbotes.

Da aber ungeachtet aller Vorkehrungen und Anstalten das Übel sich von Tag zu Tag mehr ausbreitete und zuzunehmen schien, so beschloß Kaiser Karl ein Gelübde zur Erbauung einer Kirche zu Ehren des heil. Karl Borromäus, der als Patron gegen die Pest verehrt wird, abzulegen. Er folgte darin dem Beispiele seines Vaters Leopold I., der bei der großen Pest 1679 die Säule zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit auf dem Graben gelobt und errichtet hatte.

Der 22. Oktober 1713, ein Sonntag, wurde zu dieser Feierlichkeit bestimmt. Früh Morgens wurde vom Stephansthurme das Zeichen mit der großen Glocke gegeben, worauf sich alle Zünfte der Bürgerschaft, die Geislichkeit und alle Gerichtsstellen in der Augustiner-Hofkirche versammelten und sich von da in feierlicher Prozession nach St. Stephan begaben. Später erschien der Kaiser mit der Kaiserin, dem gesammten Hofstaate, dann dem Ministerium, ebenfalls in

feierlichem Zuge in der St. Stephanskirche, woselbst Karl VI. am Hochaltare mit gebogenen Knien vor den Augen des gesammten Volkes das feierliche Gelübde zur Erbauung einer Kirche zu Ehren des heil. Karls von Borromä ablegte. Hierauf wohnten die Majestäten dem feierlichen Gottesdienste bei und empfingen nach demselben das heilige Abendmal.

Im Monat November begann die Seuche, bei einfallender Kälte, etwas nachzulassen und den 11. November, als am Sonntage der Oktave des heil. Karl von Borromä, wurden wieder zuerst in der Stephanskirche, so wie auch in andern Kirchen die Sonntagspredigten abgehalten. Im December nahm bei der besondern Kälte dieses Winters die Seuche noch mehr ab und man hörte nur äußerst selten mehr von entschiedenen Pestfällen. Deshalb begann man nun auch die Erkrankten, wenn sie nicht die unverkennbarsten Zeichen der Seuche an sich trugen, nicht mehr in die Lazarethe zu schicken, sondern sie häuslicher Pflege zu überlassen, wodurch allerdings ein großer Keim des Übels vernichtet wurde, indem Personen, welche vielleicht noch keine Ansteckung an sich trugen, derselben gewiß in den Lazarethten theilhaft werden mußten.

Endlich im Februar des Jahres 1714 hatte die Seuche ihr gänzlichendes Ende erreicht und es zeigte sich fortan keine Spur mehr davon. Auch war dieß, wie bereits erwähnt, der letzte Besuch dieses furchtbaren Übels in Wien und Oesterreich überhaupt. Seit dieser Zeit wurde durch Errichtung und strenge Überwachung der Militärgränze, durch Cordone und Sicherheits-Maßregeln aller Art an der türkischen Gränze, durch strenge beobachtete Vorsicht und wohl auch durch sorgfältige Überwachung der Keulichkeit von Außen und Innen der Gebäude jedem Weitergreifen dieser verheerenden Seuche gesteuert und sie ergriff seitdem (und dieß nur äußerst selten)

nur mehr einige Gränzörter gegen Serbien, Bosnien und der Walachei.

Die Zahl der Opfer, die in Wien und der Umgebung 1713 durch die Pest dahin gerafft wurden, war jedoch keineswegs gering. In Wien selbst waren nach ämtlicher Überlieferung an der Seuche erkrankt und gestorben:

	Erkrankt	Gestorben
Im Monat Jänner 1713	52	4
» » Februar »	58	25
» » März »	169	126
» » April »	365	317
» » Mai »	694	484
» » Juni »	891	701
» » Juli »	1656	1221
» » August »	2107	2178
» » September »	2032	1982
» » October »	970	1029
» » November »	391	418
» » December »	121	105
» » Jänner 1714	72	54
» » Februar »	17	—

Zusammen 9563 erkrankt, 8644 gestorben.

Geistliche starben 10 und eben so viele Ärzte. Da nun im Jahre 1713 noch überdies an andern Krankheiten und Zufällen 7250 Personen verstorben waren, so bildet dieß mit den an der Seuche verstorbenen 8644 eine Gesamtzahl von 15,894, gewiß für die damalige Bevölkerung eine höchst bedeutende Zahl.

Übrigens wurden bereits den 8. Jänner 1714 die Universität und alle andern Schulen wieder eröffnet und an demselben Tage wurde wegen diesem Anlaß ein feierliches Teedeum in der Universitätskirche abgehalten. Den 13. März

aber fand das große Dankfest bei St. Stephan Statt. Deswegen waren an diesem Tage alle Kaufläden geschlossen und unter dem Geläute aller Glocken begab sich eine sehr zahlreiche Procession, welcher die Geistlichkeit der Stadt und der Vorstädte, die Zünfte, alle Gerichtsstellen, die Landstände und der Kaiser selbst mit dem ganzen Hofstaate und den Ministern be wohnte, von der Augustinerkirche, unter Vortragung der Reliquien des heil. Karl von Borromä in die St. Stephanskirche, wo eine Predigt und das feierliche Lebeum unter dreimaliger Gewehrsalve und dem Donner der Kanonen von den Stadtwällen abgehalten wurden. Denn 22. März aber erschien ein kaiserliches Edikt, wodurch die Stadt Wien gegen alle angränzenden kaiserl. Erbländer und auch für das Ausland für frei erklärt und die Erlaubniß des freien Handels und Wandels, jedoch mit gehöriger Vorsicht, wieder hergestellt wurde. Letzteres besonders in Hinsicht auf alte Kleider, Betten und andere giftfangende Geräthe und Fahrnisse.

Interessant ist noch anzuführen, daß nach vorübergegangener Gefahr eine Denk- und Dankmünze erschien, die wirklich als Muster der damaligen Wortspielsucht einzig in ihrer Art zu nennen ist und worauf sich der witzige Erfinder gewiß nicht wenig zu Gute that, da in mehren Werken der damaligen, wohl auch noch späterer Zeit, der sinnreichen Composition bewundernd erwähnt wird. Auf einer Seite dieser Münze befand sich nämlich die Stadt Wien mit der chronologischen Inschrift, deren lateinische Buchstaben die Jahreszahl bilden: **SIE IST IEGT Vnter DeM SCHVz Gottes SICHER.** Oben stand: **W i e n o h n e W** mit folgenden erbaulichen Versen:

Schimmer, Wien 2c.

Ein Weh ist weg von Wien, das Wohl wird drauf er-  
 scheinen,  
 Gott schenkt den Freuden Wein und man hört auf zu  
 Weinen,  
 Gott geb, daß Stadt und Reich fortan im Wohl-  
 Stand steh  
 Und Wien, wie auf der Münz, sein ewig ohne Weh.

Auf der andern Seite stand in einem Kranze unter dem  
 Namen Jehovah folgendes, abermals sehr witzig seyn-  
 sollendes Wortspiel:

Gott ließ den Kaiser nicht, wie er nicht ließ die Seinen,  
 Die Pest ließ nach in Wien, das Best wird bald er-  
 scheinen.

Endlich wurde in Folge des kaiserlichen Gelübdes bald  
 darauf der Bau der prachtvollen Karlskirche auf dem Grunde  
 begonnen, wo einst, bis zur türkischen Belagerung 1529, die  
 Kirche zu St. Anton gestanden hatte. Vollendet wurde sie jedoch  
 erst 1736 und den 7. September dieses Jahres von dem da-  
 maligen Wiener = Erzbischofe, Sigmund Grafen von Kollo-  
 nitsch, feierlich eingeweiht. Noch erinnern uns die Basreliefs  
 an der Fronte, so wie die einfache Aufschrift: **Vota Mea**  
**Reddam In Conspectu Timentium Deum** an die da-  
 malige Gefahr und an das gelöbte Gelübde des kaiserlichen  
 Gründers.

Zum Schlusse mag es nicht uninteressant seyn, die Ver-  
 heerungen dieser letzten Pest in Osterreich in den bekanntesten  
 Ortschaften um Wien anzuführen, welches Verzeichniß noch  
 das Nebeninteresse der damaligen und jetzigen Häuserzahl der-  
 selben, beides nach authentischen Urkunden, verbindet.

	Häuserzahl		Gestorben.
	1713	1847	
Aggersdorf	66	120	15.
Breitensee	22	35	24.
Baumgarten	44	60	4.
Bieging	14	188	30.
Paiz	39	52	27.
Speising	35	54	23.
St. Veit (Ober-)	87	145	208.
Laab	34	69	35.
Hütteldorf	60	135	9.
Weidlingau	20	51	34.
Burkersdorf	43	96	49.
Neulerchenfeld	45	165	152.
Ottakrin	49	120	105.
Währing	49	165	27.
Hernals	98	260	135.
Dornbach	60	87	131.
Oberdöbling	31	208	13.
Unterdöbling	40	53	42.
Sievering (Ober- u. Unter-)	67	125	267.
Salmansdorf	18	24	74.
Grinzing	70	105	129.
Weidling	64	92	70.
Perchtoldsdorf	240	308	6.
Mödling	196	294	20.
Neudorf	60	112	19.
Traiskirchen	80	142	46.
Leopoldsdorf	15	35	23.
Maria-Lanzendorf	19	40	22.
Unter-Lanzendorf	19	26	5.
Simmering	106	242	87.

## Der erste türkische Gesandte in Wien 1719.

Nach einem seit länger als 200 Jahren fortwährenden Kriege zwischen Oesterreich und der Pforte, der nur durch periodenweise geschlossene Waffenstillstände, deren Ende immer vorher bedungen war, unterbrochen und nach deren Ablauf mit erneueter Wuth wieder begonnen wurde, kam endlich den 24. Juli ein dauernder, ja der erste eigentliche Friede, zu Passarowitz, zu Stande. Die Türken waren durch die glänzenden Siege des unsterblichen Helden Eugen von Savoyen von ihren bisherigen Eroberungsträumen für immer geheilt worden; ja es handelte sich sogar um ihre fernere Existenz in Europa, die sie nur durch einen dauerhaften und auch von ihrer Seite ausrichtigen Frieden bewahren konnten. Denn, wäre dem Kaiser nicht die Erhaltung seiner italienischen Provinzen mehr als die Entfernung der Türken am Herzen gelegen, so wäre es damals leicht gewesen, dieselben ganz aus Europa zu treiben.

In diesem Friedensschlusse erlangte Oesterreich große Vortheile und die Pforte mußte sich zu bedeutenden Opfern verstehen. So trat sie z. B. einen Theil der Walachei und von Bosnien, das Banat und den größten Theil von Serbien ab, gab auch die Donauschiffahrt und den Handel in ihrem Reiche frei, wurde jedoch durch diesen dauernden Frieden auch zum ersten Male als legal bestehender Staat anerkannt und genau genommen, hielt auch Oesterreich fortan diesen Frieden, denn in den eigentlich russischen Kriegen 1736 und 1788 stellte Oesterreich nur Hilfsheere in Folge der Verbindung mit und Verpflichtung gegen Rußland.

Nach dem Passarowitz' Frieden aber wurde in Folge der dadurch erfolgten Anerkennung der Pforte als rechtmäßig bestehender europäischer Staat zuerst statt des sonst gewöhnli-

den Residenten (Internuntius) am türkischen Hofe ein Großbotschafter, Graf von Birmont, nach Constantinopel gesandt und auch die Pforte bestimmte Ibrahim Bassa, Beglerbeg von Rumelien, zum Gesandten nach Wien. Den 8. August 1719 kam derselbe mit großem Gefolge in Schwechat an und ließ von da aus dem kaiserlichen Hofe seine Ankunft melden. Sogleich wurden in Wien alle Anstalten zum feierlichen Einzuge der türkischen Gesandtschaft getroffen.

Fürst Adam Franz von Schwarzenberg und Feldmarschall Graf Daun als Commissäre begaben sich mit dem kaiserlichen Dolmetscher Pfondte den 14. um 10 Uhr Morgens auf die Simmeringer Heide, die zum Empfangsorte bestimmt war und erwarteten daselbst die Ankunft des Gesandten. Auf der Heide war die gesammte Cavallerie der Garnison aufgestellt und eine unermessliche Zahl von Zuschauern, unter ihnen die vornehmsten Cavaliere und andere Standespersonen zu Pferde, hatten sich eingefunden, die seltene Feierlichkeit mit anzusehen.

Nach eils Uhr langte der Gesandte mit seinem Gefolge von Schwechat hier an und wurde von den Commissarien mit dem Bedeuten empfangen, daß sie und besonders Fürst Schwarzenberg als Oberst-Hofmarschall, von des Kaisers Majestät abgeordnet und angewiesen wären, den Botschafter zu empfangen und in seine Wohnung im feierlichen Zuge zu geleiten. Nachdem der Botschafter den Fürsten auf das Herzlichste umarmt hatte, präsentirte ihm dieser ein herrliches Pferd aus dem kaiserlichen Marstall, dessen reiches Geschirr von Gold und Edelsteinen glänzte, um sich dessen beim Einzug zu bedienen. Sogleich setzten sie sich zu Pferde und der prachtvolle Zug begann, welchen eine Abtheilung der kaiserlichen Cavallerie eröffnete und beschloß. Das Gefolge des Gesandten

bestand aus 763 Personen aus allen Nationen und Volksstämmen des türkischen Reiches.

Man sah hier Türken, Mohren, Armenier, Griechen, Juden, dann auch Kauf- und Handwerksleute, alle prunkvoll auf orientalische Weise gekleidet. Außerdem hatte der Botschafter noch 645 Pferde, 100 Maulthiere und 180 Kamele mit sich genommen, wovon ein Theil ihn begleiten mußte, der andere, größere, aber schon Tages vorher um die Stadt an ihren Bestimmungsort abgeführt wurde.

Der Zug ging bei der Favoriten-Linie hinein, bei der damaligen kaiserlichen Favorite vorbei, wo der Kaiser und die Kaiserin incognito den Zug besahen und dann durch das Kärnthnerthor in die Stadt. Hier durchzog er die Kärnthnerstraße, den neuen Markt, die Kloster- und Augustinergasse, ging über den Kohlmarkt, Graben, Stephansplatz, Bischof- und Rothenthurmstraße, zum rothen Thurm hinaus über die Schlagbrücke bis zu der für den Gesandten eigens und prachtvoll zubereiteten Wohnung im Gasthause zum goldenen Lamm, in dessen Nebenhäusern das zahlreiche Gefolge untergebracht wurde.

Das übrige kaiserliche Militär, so wie die Stadtguardia machte während des Zuges Spalier zu beiden Seiten von der steinernen Brücke bis in die Stadt, so wie vom rothen Thurm hinaus bis zum Quartiere des Botschafters. In der Stadt selbst aber, von einem Thore zum andern, standen acht Compagnien der ganz neu und prachtvoll uniformirten Bürgerschaft mit ihren Fahnen, Trommeln und Feldmusik, welche unausgesetzt während des ganzen Zuges spielte, worunter sich in Absätzen auch die türkische Musik hören ließ, welche der Gesandte mit sich gebracht hatte und deren Corps aus lauter Mohren in reicher flimmernder Kleidung bestand.

Alle Gassen und Fenster waren bei dieser seltenen und glanzstrahlenden Feslichkeit, wie natürlich, von Zuschern überfüllt und bald erschienen auch Specialbeschreibungen davon, deren einer ich diesen Auszug entlehnt habe.

Als einige Tage darauf, den 19. August, die feierliche Vermählung des sächsischen Kurprinzen, Friedrich August, nachmaligen Königs August III. von Polen, mit der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter Kaisers Joseph I. Statt hatte, genoß auch der türkische Botschafter die Ehre, diesem Feste incognito beizuwohnen. Während seiner ferneren Anwesenheit wurde der Gesandte bei allen Gelegenheiten seinem Range und seiner Stellung gemäß ausgezeichnet und die Wiener genossen zuerst wiederholter Malen das Vergnügen, orientalischen Prunk und Glanz vor ihren Augen zu sehen und anzustauen, ohne dabei irgend eine Gefahr befürchten zu dürfen.

Nachdem alle Angelegenheiten, welche der Gesandte am kaiserlichen Hofe zu besorgen hatte, glücklich geordnet waren, hatte derselbe den 13. April 1720 Vormittags seine öffentliche Abschieds-Audienz, wozu er von dem dazu ernannten kaiserlichen Commissär, dem Feldmarschall-Lieutenant Heinrich Joseph Graf von Daun aus seiner Wohnung mit großem Gefolge abgeholt und wieder dahin zurück begleitet wurde.

Den 23. fand die feierliche Abschieds-Audienz bei dem Prinzen Eugen in dessen Palaste in der Himmelfortgasse Statt und den 9. Mai reiste der Gesandte mit seinem Gefolge unter Begleitung von 80 Mann der Wiener Stadtquardia unter Commando des Hauptmanns von Pryotini nach Comorn ab, von wo er sich mit 89 kaiserlichen Schiffen zu Wasser nach Belgrad und von da nach Constantinopel begab. Merkwürdig ist, daß während der Anwesenheit des türkischen Gesandten

in Wien mehre Personen aus dessen Gefolge entwichen und in Osterreich zurückblieben. Obendrein waren es nicht etwa gezwungene Renegaten, sondern geborne Türken in der Blüthe ihrer Jugend und schon im Monat Juni wurden zwei derselben in Wien und zwei im Cisterzienserkloster zu Heiligenkreuz durch die heil. Taufe in den Bund der Christen aufgenommen.

Den 28. October kam auch ein Gesandter von Tripolis, Mohamed Effendi, unter der Begleitung eines Lieutenants mit 30 Dragonern hier an und wurde auf kaiserliche Kosten bei dem schwarzen Adler in der Leopoldstadt einquartirt.

Von dieser Zeit an blieb man überhaupt in den friedlichsten Verhältnissen mit der Türkei, bis endlich 1736 in Folge des 1726 mit Rußland geschlossenen Defensiv-Bündnisses ein Hilfsheer von 30,000 Mann gestellt werden mußte und der Krieg gegen den Wunsch und Willen des Kaisers Karl VI. auf's Neue ausbrach. Die Wendung desselben war leider aus Mangel an guten Heerführern ungünstig für die österreichischen Waffen und der Friede von Belgrad, den 28. September 1739, raubte Osterreich wieder alle Früchte des durch Eugens Siege so glorreichen PassarowitzerFriedens.

Tief wurde der Kaiser dadurch gebeugt, seine ohnedieß kränklichen Umstände verschlimmerten sich täglich, er starb den 20. October 1740. Seine Erbin und Nachfolgerin, die große Maria Theresia aber hatte in weiser Voraussicht durch diese allerdings schmerzlichen Opfer einen ruhigen Zustand ihrer Reiche und während ihrer ganzen vierzigjährigen Regierung einen guten und friedlichen Nachbar an der ottomanschen Pforte gewonnen.

## Das alte Amt- und Gerichtshaus in der Rauhensteingasse in Wien.

Dieses Amtshaus, der Sitz des Criminalgerichts für Wien und überhaupt zum Aufbewahrungs- und Strafort schwerer Verbrecher bestimmt, befand sich in der Rauhensteingasse, gegenüber dem alten Kloster zur Himmelspfortnerin auf derselben Stelle, wo sich jetzt das Privathaus Nr. 933 befindet. Es wurde erst 1722 zu diesem Zwecke erbaut. In früherer Zeit pflegte man Missethäter gewöhnlich in die Thürme an den Festungswerken gefangen zu setzen und besonders war der Kärnthnerthurm zum Gefängnisse derselben bestimmt. Als aber nach Anlegung der neueren Fortification diese Thürme nach und nach verschwanden und auch der Kärnthnerthurm abgetragen wurde, mußte man für ein anderes Locale zu diesem Zwecke sorgen und auf Befehl des Kaisers Karl VI. wurde den 18. April 1722 ein magistratisches Gebäude in der Rauhensteingasse abgebrochen, von Grund aus neu gebaut und zum neuen Amt- und Gerichtshause bestimmt. Zuerst berief der Magistrat alle zum Baue bestimmten Handwerker auf das Rathhaus und verlas ihnen den kaiserlichen Befehl wegen dieses Baues. Dann versügte sich der Unterrichter im feierlichen Zuge mit Meistern und Gesellen nach dem Amthause, zeigte ihnen, daß es von Verbrechern ganz leer sei und rief dreimal der Stadt Befehl, daß Keiner dem Andern wegen dieses Baues einen Vorwurf machen solle. Sodann führte er mit seinem Amtstabe, die Meister und Gesellen aber Jeder mit ihrem Werkzeug drei Streiche an das Haus, das damit, nach den Begriffen dieses Zeitalters, für frei und ehrlich erklärt war.

Das Haus war zweckmäßig erbaut, zwei Geschosse hoch,

zu ebener Erde befanden sich drei eisenbeschlagene Eingangsthüren, zu beiden Seiten und in der Mitte des Calvarienberges, von welchem sogleich die Rede seyn wird. Auch waren daselbst vier vergitterte Fenster angebracht, zwei hart an den äußeren Thüren und zwei zwischen den Wölbungen des Calvarienberges. Im ersten Stockwerke befanden sich drei stark vergitterte Doppelfenster und zwischen diesen zwei einfache. Das zweite Stockwerk hatte nur zwei nach der Länge halbrunde Fenster. Das Dach war mit Schindeln gedeckt, in dessen Mitte befand sich ein niedriges, viereckiges, mit Ziegel gedecktes Thürmchen, mit einer Glocke, vier bogenförmigen Schalllöchern und oben mit einem einfachen Kreuze. Die äußere Mauer hatte tafelförmige Abtheilungen. Der aus rohen Steinen zusammengesetzte Ölberg erstreckte sich vom Boden der Straße aus in drei Bogen bis gegen den ersten Stock und enthielt 6 kolossale Figuren. In der Mitte befand sich auf großem viereckigen gemalten Grunde Christus am Kreuze mit Maria, Magdalena und Johannes, zu beiden Seiten die Schächer. Die drei Kreuze waren von zierlich geformten Wetterdächern überragt, deren mittleres bis fast an das Dach reichte. Die Gefängnisse befanden sich meistens unterirdisch und nahmen einen ziemlichen Raum bis unter die nächststehenden Häuser ein. Nach dem Zeugnisse des, besonders in gleichzeitigen Localangelegenheiten, authentischen Fuhrmann war dieses Amtshaus „von einer sonderbaren Erfindung erbaut, indem die meisten Criminal-Gefangenen unter der Erden in absonderlichen Kerkern, welche zu besserer Sicherheit inwendig mit dicken, harten Pfostenländen ausgetäfelt, können versichert aufbehalten werden, so ja nicht Menschen möglich, daß jemand allhier nunmehr wie vorhin, durch so vielfältig starkes Holzwerk, eiserne dicke Gegitter und Thüren sollte durchbrechen können.“

Nach Vollendung des Gebäudes wurden die Verbrecher, welche früher auf der sogenannte Schranne am hohen Markt (das heutige Civilgerichtsgebäude) und im Rumorhaus (im tiefen Graben) verwahrt wurden, in diese neue Untersuchungs- und Strafanstalt gebracht und die Bestimmung des Hauses, so wie dessen charakteristische Außenseite, waren durch lange Jahre Sündern und Gerechten abschreckend und ein Gegenstand heimlicher Scheu. Denn hier wurde vorzugsweise die peinliche Frage oder Tortur, deren Martergrade der Theresianische Codex in schaudervollen Kupferstichen bis heute bewahrt, häufig geübt, bis den 1. Jänner 1776 die peinliche Frage gänzlich abgeschafft und die Todesstrafe nur auf die schwersten Verbrecher beschränkt wurde. Als 1782 nebst mehren Klöstern auch jenes der Carmeliterinnen zu St. Joseph oder der sogenannten Siebenbüchnerinnen aufgehoben und zum Polizeihause verwendet und 1785 die sogenannte Schranne auf dem hohen Markte vergrößert und in ihrer gegenwärtigen Gestalt hergestellt wurde, gab man die schweren Verbrecher in letztere, die leichteren (wegen schwerer Polizei-Übertretung) in das neue Polizeihaus und so wurde denn das Amt- und Gerichtshaus wieder aufgehoben, abgebrochen und zu einem Privathause umgebaut. Das Andenken dieser furchtbaren Strafanstalt aber lebt noch heute im Gedächtniß vieler Zeitgenossen und in den Gerichtsannalen fort. Um so wunderbarer aber ist es, daß man noch vor Kurzem ganz ernsthaft behaupten konnte, dieses Gebäude sei das noch heute bestehende beim A B C gewesen, was wohl der bloße Augenschein widerlegt, da dieses von bei Weiten älterer Bauart ist als das schon vor 60 Jahren abgetragene und auch der Raum des letztern viel größer seyn mußte.

---

## Ein Wiener Feuerwerk vor mehr als hundert Jahren.

Salomon hat unter andern nützlichen und zweckmäßigen Dingen gar ein treffendes Sprüchlein gesagt: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ und Schillers berühmtes: „Alles wiederholt sich nur im Leben,“ ist nur eine Paraphrase dieses ewig wahren Satzes. Jedes Element, das heut zu Tage in die verschiedensten und wunderlichsten Formen gepreßt wird, die moderne Schaulust zu ergötzen, hatte schon vor längst vergangenen Zeiten seine zum Theile großartigern Vorbilder. Unzählbar waren die Schnörkel und Biegungen, zu welchen sich Erde und Wasser bequemen mußten, um eine schönere, mindestens bizarrere Augenweide zu geben, als die Natur in ihrer edlen Einfachheit und nur die Luft ist in dieser Hinsicht, weil unbildsam, auch am freiesten. Denn auch das Feuer hatte schon lange vor Girandolini und Stumer seine Meister gefunden und mußte sich, durch menschliche Kunst und Künstelei gefallen lassen, in bestimmten Formen die Luft zu durchkreuzen und Knalleffecte im vollsten Wortverstande hervorzubringen. Freilich steht das Feuer zu den andern genannten Elementen ungefähr in demselben Verhältniß, wie bildende und schaffende zu ausübenden Künstlern, sein Glanzpunct ist nur für den schnell verrauschenden Augenblick berechnet und, wie dem Mimen, sichts ihm die Nachwelt keine Kränze. Doch weiß es, wie jene, auch den Augenblick zu benützen und, wie ebenfalls jene, entschädigt es der lärmende Jubel des Augenblicks für den ungewissen Dank und Beifall der Nachwelt. Denn wenn die Gebilde der Erde und des Wassers in traurigen und todten Überresten von einst prachtvollen Springbrunnen,

Wasserkünsten und künstlichen Schnörkeleien der Bäume und Gesträuche noch heute Zeugniß des Geschmacks und der Prachtliebe unserer Altvordern geben; wenn uns noch heute künstliche Höhlen und Grotten, so wie eine Unzahl von Statuen, Geländern und Gallerien an eine fröhlichere, geselliger Lust geweihtere Zeit erinnern, so verpufft des Feuers Ruhm nur allzubald und nur Tradition und schriftliche Überlieferung kann uns symbolisch denselben bewahren. Auf daß demselben aber wo möglich genug geschehe, das ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes.

Es war im Frühjahre 1732, als sich Kaiser Karl VI. mit seinem ganzen Hofstaate nach Karlsbad begeben hatte, um die Wirkungen der heilsamen Quelle zu erproben und erst den 7. October desselben Jahres kehrte er wieder in die Residenz zurück. Zu jener Zeit aber war eine Reise nach Karlsbad sowohl in Hinsicht auf Raum als Zeit zu den absonderlichen Dingen zu rechnen und darum wurde die glückliche Rückkehr des Monarchen durch allerlei Freudenfeste in der guten Stadt Wien gefeiert. So gab es da Beleuchtungen, Bälle und Bankette, besonders aber that sich, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, der Magistrat der Stadt Wien durch die sinnigsten und kostspieligsten Feste hervor. Bei dieser Gelegenheit sollte nun obendrein eine große Ernst- und Lust-Feuerwerksprobe abgehalten werden, deren Leitung Herr Anton Döpel, kaiserlichen Stuck-Hauptmann und gemeiner Stadt Wien Zeugwart, übertragen wurde. Es war aber besagter Herr Anton Döpel ein gar kunstreicher Mann, welcher die Lust-Feuerwerkskunst der alten Italiener wohl studirt hatte und sowohl um Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer, als auch um Tourbillons und den 1519 durch Jakob Fugger zu Augsburg zuerst angewendeten Goldregen genauem

Bescheid wußte. Allein auch in den ernstern Zweigen der Feuerwerkskunst war Herr Döpel wohl erfahren und wußte Geschützmunition, Schläge, Beckkränze und Brandtücher wohl zu handhaben, weswegen er denn auch von einem löblichen Stadtrathe gemeiner Stadt Wien in Rücksicht auf seine Verdienste einhellig zum Zeugwarte ernannt wurde und diese Stelle durch mehre Jahre bis auf seinen Tod rühmlich bekleidete.

Zur Abhaltung des erwähnten Ernst- und Luftfeuerwerks wurde der 17. November 1732 bestimmt. Auf Verordnung des Magistrates nahm nun besagter Herr Döpel einige Büchsenmeister und Feuerwerker in die besondere Lehre, um die Stadt Wien und den allerhöchsten Hof durch eine Feuerwerks-Probe zu vergnügen, wozu auch Letzterer durch feierliche Auffahrt einer städtischen Commission gebührend eingeladen wurde.

Zum Productionsorte war die sogenannte Spittel- und Klosterneuburger-Au am Ende des Praters auserwählt worden, zu welcher damals auch jener Theil, wo sich noch heute das kaiserliche Lusthaus befindet, gerechnet wurde. Dasselbst wurden nun seit mehren Tagen die großartigsten Vorrichtungen getroffen, Gerüste, Tribunen und große Lager zu beiden Seiten des Lusthauses errichtet, sowohl für den Hof, die Damen, Minister, Generalität und den Adel, als auch für sonstige distinguirte Zuschauer. Der weite Platz aber vor dem Lusthause, so wie die dahin führenden Alleen waren für das schaulustige Volk bestimmt, das sich am bestimmten Tage in großen Massen versammelte. Da an demselben eine ziemliche Kälte eingetreten war, so wurde das Lusthaus mit Tapeten, Teppichen und Glasfenstern versehen und zum Empfange und Schauplatz des Hofes bestimmt. Abends gegen fünf Uhr er-

schien der Kaiser mit dem gesammten Hofe, auch die Erzherzoginnen, und wurde durch eine Salve von 12 Stückschüssen empfangen, von dem Magistrate feierlichst bewillkommt und unter Trompeten- und Paukenschall in das Lusthaus geführt worauf sogleich das Feuerwerk mit der Ernstprobe seinen Anfang nahm. Zuerst schossen die Scolaren des Herrn Anton Döpel aus 12 dreipfündigen Regimentsstücken auf einen 400 Schritte entfernten, 17 Schuh hohen und 14 Schuh breiten Wachturm, der statt einer gewöhnlichen Scheibe diente und in dessen Mitte ein mit Gittern verwahrtes Fenster das Centrum vorstellte. Unter 24 Schüssen gingen nur drei daneben und der Thurm wurde dadurch vollständig zerstört. Hierauf wurde ein ebenfalls zu diesem Zwecke erbautes türkisches Raubschloß, 36 Schuh hoch, 72 lang, 96 tief, von der Erfindung des kaiserl. Theatermaschinen Galli Bibiena, aus sechs sechzigpfündigen Mörsern in einer Entfernung von 500 Schritten beschossen und Bomben, Feuerballen, Brandkugeln und sogenannte Carcassen in dasselbe geworfen, so daß das Castell schon auf den dritten Schuß durch einen Feuerballen in Brand gerieth. Dessen ungeachtet wurde die Bestürmung mit Feldstücken, Hand- und Haubitzgranaten, Sturmkränzen, Wurfsolben und Sturmlanzen von allen Seiten fortgesetzt; endlich wurden auch die untergrabenen Minen, die mit Sturmfässern gefüllt waren, gesprengt und solchergestalt die Festung ganz in Grund geschossen und zerstört. Geknall und Gekrache bei dieser Explosion soll wahrhaft fürchtbar gewesen seyn, der ganze Platz erbebte ringsum und als gegen Ende der Beschießung ein in die Erde gegrabener Mörser abgefeuert wurde, der allein 60 Granaten in die Feste schleuderte, zersprangen durch den ungeheuren Knall einige Fenster des Lusthauses und mehre Zuschauer wurden von der Erschütterung zu Boden

geworfen, was, freilich auf deren Kosten, den Effect und die Illusion bedeutend vermehrte.

Mit der Zerstörung des Barbaren-Schlosses hatte indessen die Ernstprobe ihr Ende erreicht, die freilich ohne Gefahr nicht wohl höher zu treiben gewesen wäre und nun begann das Luft-Feuerwerk. Auf dem Platze der in den Grund geschossenen Festung stieg nunmehr eine sogenannte Girandola von 200 Raketen in die Höhe und von beiden Seiten flogen Schwärmer und Leuchtkugeln auf, Feuerräder zischten und wirbelten in der Mitte, mit welchen Knallkugeln und farbige Sterne wechselten, so daß die ganze Gegend wie in einem Feuermeere erglänzte. Darauf stiegen noch sechs kleinere Girandolen in die Luft; besonderes Vergnügen aber gewährten die sogenannten Triumphkugeln, welche dazwischen aus den 60pfündigen Mörsern geworfen wurden, zu einer großen Höhe stiegen und sich dann in mehre kleine Sterne zertheilten. Länger als eine Stunde währte das Luftfeuerwerk, bis endlich unter Trompeten- und Paukenschalle und dem rauschenden Getöse der Feldmusik eine Girandole mit 250 Raketen aufsprasselte und die Production mit einer Fronte, in welcher das verschlungene C. VI. nicht fehlte und mit einer betäubenden Salve von 200 Doppel-Haken ihr Ende erreichte.

Noch ist zu erwähnen, daß der ganze Platz mit einer doppelten Allee von jungen Lannenbäumen eingefast war, zwischen welchen Guirlanden von farbigen Lampen hingen. Zwischen den Bäumen erhoben sich farbige, beleuchtete Pyramiden, auf deren Spitzen Raketen angebracht waren, die von Zeit zu Zeit durch Lauffeuer entzündet wurden. Der Weg durch den ganzen Prater bis in die Jägerzeile oder damals also genannte Benediger-Au war durch farbige Feuerkugeln beleuchtet und während beiden Feuerwerksproben erschallten unausgesetzt die Klänge mehrer Musikchöre. Nach Beendigung

der Production bezeugte der Kaiser seine vollkommenste Zufriedenheit mit denselben. Der Magistrat, Herr Döpel und die Büchsenmeister wurden zum Handkuffe gelassen und letzteren eine ansehnliche Belohnung eingehändigt, worauf sich der Hof unter einer abermaligen Salve von 12 Schüssen entfernte. Zu verwundern ist, daß ungeachtet des in großer Menge versammelten Volkes und des allerdings ziemlich ernstlichen Spectakels sich auch nicht ein einziger Unglücksfall ereignete, was die allgemeine Fröhlichkeit und Zufriedenheit nicht wenig vermehrte. Der allgemeine Beifall, den dieses Feuerwerk sowohl vom Hofe, als auch von den Einwohnern Wiens erntete, hatte auch im folgenden Jahre, den 12. November, eine Wiederholung desselben zur Folge, welche die erste an Größe und Bedeutung noch übertraf, indem dabei die auf Anstalt des Magistrats errichtete Compagnie der bürgerlichen Feuerwerker, 45 an der Zahl mit 90 Büchsenmeistern, mitwirkte und eine eigene Art von einer noch stärkeren Festung erbaut war, auf welche aus Kanonen und Mörsern geschossen wurde. Von dem Kaiser, der abermals mit dem gesammten Hofe der Production beiwohnte, waren 55 Preise für die besten Büchsenmeister und Feuerwerker ausgesetzt und Herr Döpel erhielt öffentlich das lauteste Lob über seine Geschicklichkeit und Kunst. In der Folge wurden diese Productionen immer häufiger und beliebter, bis endlich um 1750 der Italiener Anton Girandolini durch ein besonderes Privilegium der Kaiserin Maria Theresia die Feuerwerke zu einer stabilen Belustigung der Wiener erhob und der alte (Caspar) Sturver mit ihm um deren Gunst und Beifall rühmlich wetteiferte.

Längere Zeit behaupteten sich beide gleich ehrenhaft, indem Ersterer seine Vorstellungen im Augarten, letzterer auf dem noch heute zu diesem Zwecke benutzten Feuerwerksplatze

im Prater gab. Beide wurden gleich häufig besucht, obgleich sich schon damals, wie gewöhnlich, die Urtheile und Vorurtheile auf diese oder jene Seite neigten und Einige der Zierlichkeit des Italieners, Andere der Kraft des Deutschen den Vorzug gaben. Als endlich Girandolini um 1770 starb, blieb Sturmer im ausschließenden Besitze seines Vorrechtes und vererbte dasselbe bis auf seinen Enkel, dem Feuerwerker Anton Sturmer, der noch heut zu Tage durch seine gewählten und kunstreichen Produktionen die Vorliebe der Wiener für dieses glänzende und rauschende Vergnügen zu fesseln versteht.

## Die Katastrophe des Panduren-Obersten.

### Der Suldigungstag.

Mit dem frühesten Morgen des 22. November 1740 entwickelte sich geschäftiges Leben und Treiben in Wien. Es war ein schöner, heller Wintermorgen; nur die Dächer glänzten reifüberzogen, bis die höher steigende Sonne, die, nach Goethe und der Natur, nichts Weißes duldet, die hohen Giebel wieder in ihrem alterthümlichen dunklen Aussehen erscheinen ließ. Kaum war es Tag geworden, so erblickte man den lebhaftesten Verkehr auf den Straßen, Bediente und Lakaien in der damals üblichen, schwerfälligen Tracht, mit langen weit-schößigen Livreeröcken versehen, mit gold- und silberbordirten Aufschlägen auf den weiten Ärmeln, mit langen und vorne geschlitzten Westen von rothem oder lichtgelbem Tuche, gepuderten Haaren und kleinen Cadogans oder Haarbeuteln, liefen hin und wieder, mit allerlei Geräthen und Kleidungsstücken festlichen Aussehens bepackt.

Auch trippelten nicht minder Mägde mit kleinen schwä-

bischen Hauben, die steif und breit besetzt, kaum den Scheitel bedeckten, dann mit kurzen Röcken und langen Contuschen in geschäftiger Eile durch die Straßen, gar mancherlei Lebensbedarf in schweren, dicht geflochtenen Körben und sogenannten Bögern tragend und aus den meisten Häusern tönte das Gestampfe von Mörsern und das Schnurren der mächtigen Bratenwender; in den geräumigen Küchen prasselten große Feuer und es entwickelte sich überhaupt ungemeine Geschäftigkeit, das Rüsten eines festlichen Mahles verkündend.

In den Brunkgemächern aber, besonders an den Toiletten der Frauen ging es noch geschäftiger und festlicher zu. Unter den Händen der damals so sehr in Anspruch genommenen und in bedeutendem Ansehen stehenden Haarträusler entstanden die nach damaliger Mode hochaufragenden, mit mehreren Abtheilungen, wie die chinesischen Porzellanthürme, versehenen, wohlbeputerten Haargebäude der Damen, in welche Perlenchnüre, Zitternadeln und Schmuck aller Art geflochten und gesteckt wurden.

Kurz, Alles deutete darauf hin, daß an dem heutigen Tage in Wien ein seltenes Fest begangen werden sollte, an welchem alle Classen der Einwohner Theil nahmen und als um 9 Uhr Vormittags die hehre Josephinische Glocke, gewöhnlich die große Bummerin genannt, das erste Zeichen gab und von den Basteien zugleich eine weithin schallende Salve von 50 Kanonenschüssen ertönte, mehrte sich das Getümmel auf den Straßen; aus den meisten Fenstern in der Kärnthnerstraße, am Kohlmarke und auf dem Graben wurden reiche bunte Tücher und kunstvoll gewirkte Teppiche ausgehangen, mit Guirlanden von künstlichen Blumen geziert und das zu jener Zeit noch ziemlich holprige und unebene Kieselplaster wurde in diesen Straßen, wie am Stephansplatze, mit Bret-

tern belegt, über welche großes Tuch gebreitet war. Auch erhoben sich in der Mitte der Kärnthnerstraße beim alten Hasen- hause, so wie am Stockmeisenplatze beim sogenannten Elephan- tenhause und endlich am Kohlmarkte beim Eingange auf den Michaelspiaz drei stattliche Triumphbogen in dem damals übli- chen und beliebten geschmücktesten Kunstgeschmacke, mit allego- risirten Emblemen und Trophäen aller Art geziert, oben mit Vasen und Blumentöpfen besetzt. Auf den ebenfalls mit Ta- peten behangenen Altanen aber waren reich geschmückte Mu- sikhöre aufgestellt, die nur des verabredeten Zeichens har- ten, um mit den rauschenden Tönen der Harmonie- und so- genannten türkischen Musik die Feier des Tages zu verherrlichen.

Es war dieß aber der Tag der feierlichen Erbhuldigung Maria Theresiens, die sich seit dem Tode ihres Vaters Karl VI., als dessen alleinige Erbin, nach den Gesetzen der Natur und der pragmatischen Sanction, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Oesterreich nannte und ihren geliebten Ge- mahl, den Herzog Franz Stephan von Lothringen, Groß- herzog von Toskana, zum Mitregenten gewählt hatte.

Nach 10 Uhr setzte sich der glänzende Zug von der Hof- burg aus in Bewegung, unter dem Schalle der Musikhöre, dem Donner der Kanonen und dem lauten Jubel des Volkes, das seine schöne und geliebte Herrscherin mit freudigem Zu- jauchzen begrüßte. Vorne ging die ständische Dienerschaft mit Trompeter und Pauker, ihnen folgten die Mitglieder der Land- stände in aufsteigender Ordnung; zuerst die Abgeordneten des vierten Standes, Magistratsglieder der landesfürstlichen Städte und Märkte in Unterösterreich, und der Wiener Stadtrath als halber vierter Stand, dann nach dem fliegenden österreichischen Panier die Herrenstände, endlich, vorgetreten von dem öster- reichischen Herold in seinem eigenthümlichen Habit, der nie- derösterreichische Landmarschall, allein mit bedecktem Haupte.

Nun folgten die Oberst- Erbland- Hofämter und zwar: Der Obersthofmeister mit dem Stab in der Hand; der Oberstkämmerer mit dem Scepter, der Oberst-Truchseß mit dem Reichsapfel, der Oberst-Mundschenk mit dem Erzherzogshute, welche Insignien sämmtlich auf rothsammetenen, mit Goldquasten besetzten Rissen getragen wurden; endlich der Oberst- Erbland-Marschall zu Pferde, jedoch unbedeckten Hauptes, mit dem entblößten Schwerte in der Hand. Zum letzten Male fungirten bei dieser Gelegenheit die Hofbeamten, Ständemitglieder und die zahlreiche Dienerschaft in der seit lange üblichen, von Karl VI. aber besonders begünstigten schwerfälligen spanischen Tracht mit faltigen, reich bordirten Mänteln, langen Halsschleifen und wolliqen, wohlgepuderten Allongeperücken, da Maria Theresia, welche Einfachheit und Beweglichkeit liebte, so weit dieselben mit ihrer hohen Würde verträglich waren, bald nach ihrem Regierungsantritt alles Ceremoniell nach spanischer Sitte verbannte.

Unmittelbar hinter dem Erbmarschall, Franz Gundacker Grafen von Starhemberg, kam, von Edelknaben und Hofschiern umgeben, die prachtvolle, jedoch der Trauer wegen, schwarz ausgeschlagene Senfte mit der jungen anmuthsreichen Königin. Sie selbst hatte, des feierlichen Anlasses wegen, für diesen Tag die Trauer abgelegt, und erschien in einer Robe von weißem schweren Seidenzeuge (Gros de Tours), reich mit Gold gestickt, darüber trug sie einen purpurnen, mit Hermelin gefütterten und ausgeschlagenen Mantel, auf der Brust die große Decoration des goldenen Vlieses in Brillanten. Ihre blonden, seidenweichen Haare ringelten sich in reichen Locken bis auf den blendend weißen Nacken herab und waren nur mit einem schmalen, diamantenbesetzten Diadem geziert, von welchem eine große, goldgefaßte Perle bis auf die schöngebil-

dete Stirne reichte. Ein Wunderbild weiblicher Schönheit und Anmuth war sie anzusehen und noch heute gibt uns das, der damals erschienenen Beschreibung der Erbhuldigung beigegebene, von Martin Altomonte gezeichnete, von G. Müller gestochene Bildniß der Königin einen Begriff ihres damaligen blendenden Leibreizes.

Den Zug beschloß eine Abtheilung Bürgermiliz in der damaligen Tracht, mit kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallenschuhen, mit weiten Röcken, von oben bis unten mit großen Knöpfen versehen und noch weiteren Ärmeln, deren Aufschläge ebenfalls mit drei großen Knöpfen besetzt waren. Die Patrontasche hatten die Soldaten auf der rechten Seite, den Säbel zur Linken, die Muskete über die Schulter, auf den Kopf den dreikantigen Hut. Die Offiziere, auf gleiche Weise, doch von besserem Zeuge bekleidet, mit bordirtem Hute, den Sponton gravitatisch in der Hand, schritten voran, ihnen folgten Trommler und Pfeifer, der Vortrab aber hatte die Flinten umgekehrt über die Achsel, den Kolben hinten, zur Bezeichnung der Landesträuer wegen des Todes des Kaisers Karl VI. Die Musikbanden waren zu beiden Seiten des Zuges aufgestellt, so wie die damals noch üblichen Lanzknechte und sonstige Infanterie, die sämmtlich beim Vorüberpassiren der Monarchin ihre Spieße und Waffen zur Erde senkten.

Der Zug begab sich über den Kohlmarkt und Graben nach dem St. Stephansdome, wo der feierliche Gottesdienst durch den Erzbischof Sigismund Grafen v. Kollonitsch abgehalten und das Ledeum von Salven und Kanonenschüssen von den Basteien aus begleitet wurde. — Unter den Plätzen und Straßen der Stadt, worüber sich der Zug vor und zurück begab, nahmen sich Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz am Festlichsten aus, darum gab es auch dort die meisten Zuseher. Bez

Sonders waren auf dem Graben nicht nur alle Fenster, Balkone und Dachfenster gedrängt voll, sondern auch von den Dächern und deren Vertiefungen, ja selbst auf den Schornsteinen lugten waghalsige Neugierige, und im alterthümlichen Gebäude des Freisingerhofes\*) waren alle Winkeln und Spalten, deren das alte Gebäude überlei bot, die Rinnen zwischen den Giebelldächern, die niedrigen Vorgebäude und der große Altan neben der St. Georgscapelle überall von eleganten und gemeineren Zuschauern, welche, die Hüte abgenommen, mit den Tüchern schwenkten und die schöne Königin mit enthusiastischem Jubel begrüßten.

Auf dem Graben, am Eckhause zum Hirschen, das 1842 abgebrochen wurde, war das zierliche Gerüst errichtet, in welchem, nach der damals bei Huldigungen üblichen Sitte, weißer und rother Wein sprang. Es bestand aus einem offenen Porticus mit Pilastern in jonischer Ordnung, die mit Festons und Guirlanden geschmückt waren und eine offene Ballustrade trugen, auf welchem sich ebenfalls Zuschauer befanden. Ganz oben war das Gebäude mit dem kolossalen österreichischen Wappen geschmückt.

Nach beendigter Feierlichkeit sprang nun in der untern Halle desselben rechts weißer, links rother Wein; Braten und Brot so wie silberne Denkmünzen wurden unter das Volk geworfen, das sich deshalb in großen Massen hier zusammen drängte. Im Ganzen herrschte zwar rauschende, lärmende Fröhlichkeit, doch fielen nur wenige und unbedeutende Unord-

---

\*) Dieser schon um 1310 von dem damaligen Bischofe Otto von Freisingen, einem Sohne des heil. Leopold erbaute Hof, wurde 1776 abgetragen und an dessen Stelle der große Trattnerhof erbaut.

nungen vor, welchen die aufgestellte Rumorwache \*) in ihrer grauen, gelb ausgeschlagenen Kleidung, nicht zu wehren vermochte. Es schien auch diesmal, wie gewöhnlich, ohne besondern Unfall vorüber zu gehen. — Ein Umstand ereignete sich jedoch, der, ohne im Ganzen auf die Störung der Festlichkeit einzuwirken, durch seine Folgen merkwürdig genug ist.

Während des fortwährenden Strömens und Drängens der Massen zu diesem interessanten Zielpuncte des Volksvergnügens bildete sich plötzlich in der Gegend des Einganges zur obern Breunerstraße eine isolirte, sich immer mehrende Volksgruppe, aus deren Mitte man lautes und immer heftiger werdendes Zweigespräch vernahm, das sich endlich in tobenden Wortwechsel verwandelte. Auf einmal theilte sich auf einer Seite die Menge fast gewaltsam auseinander und zwei Männer, deren Einer sich durch seine schöne, athletische Gestalt, mit Raufregen und Federhut, der Andere durch jugendlichen, stolzen Anstand und reiche Kleidung auszeichnete, traten stürmisch heraus und verließen mit hastigen Schritten den geräuschvollen Schauplatz. Schnell eilten sie davon und verschwanden bald in den Windungen des engen Schlossergäßchens. Anfangs staunte ihnen die Menge neugierig nach, bald aber beschäftigte sie neue Spendung und sie unterdrückten, von sinnlichen Genüssen überwiegend angereizt, die sonst gewiß unbezwinglich gebliebene Lust, den Ausgang dieser Begebenheit mit anzusehen. Aufmerksamere aber waren die Anführer der Rumorwache geblieben, die sogleich eine Abtheilung ihrer Untergebenen in der Richtung mitsandte, welche die Abgehenden wahrscheinlich genommen hatten.

Des andern Tages verbreitete sich das Gerücht, daß am

---

\*) Damals wurde die Polizeiwache also genannt.

Ufer der Wien, zwischen dem Stuben- und Kärnthnerthore, ein Duell zwischen den beiden Fremden Statt gehabt hatte, das jedoch vor dem ernstlichen Ausgange durch die plötzliche Dazwischenkunft der Rumorwache beendigt worden war; ferner, daß Beide arretirt worden waren und daß der erwähnte stattliche Mann dem reich gekleideten Jüngling noch im Abgehen die fürchtbarste Rache geschworen habe. Im Verlaufe des Tages hatte man auch schon herausgebracht, daß Ersterer ein früher in kaiserlichen, dann in russischen Diensten gestandener Offizier sei, der nach Wien gekommen, um der Königin seine Dienste mit einem Freicorps zu dem bevorstehenden Feldzuge anzubieten. Letzterer aber sei der Sohn eines ungarischen Gutsbesizers, dessen Vater sich jedoch erst durch Heirath in Ungarn ansäßig gemacht hatte und aus Bayern gebürtig war. Er hieß Albrecht von Waldheim und besaß noch ein väterliches Erbgut bei Deckendorf an der Donau. Wie aber der Streit zwischen Beiden entstanden war, darüber wußte Niemand Näheres anzugeben. Vor der Hand hatte auch die Sache keinen weiteren Erfolg, als daß Beide, wahrscheinlich auf höhere Anordnung, von Wien abreisten und zwar der Offizier nach Ungarn, der junge Mann aber, mit höherer Erlaubniß, nach Bayern.

Nur in höheren Cirkeln verlautete noch Näheres über den Hergang der Sache. Die Väter der beiden Gegner waren nämlich Gutsnachbarn in Ungarn und hatten bisher in gutem Einvernehmen gestanden. Ja als der Sohn des Einen aus den russischen Diensten zurückkehrte, wurde das Verhältniß noch inniger und man sprach viel von seiner bevorstehenden Vermählung mit Fräulein Aloise von Waldheim, die ihm seiner schönen mannhaften Gestalt und seiner ritterlichen Gesinnungen wegen nicht abgeneigt war.

Auf einmal aber, als ihr Bruder von einem Jagdzug Schimmer, Wien 2c.

mit dem neuen Freunde zurück kam, schien sich die Sache mächtig verändert zu haben und alle Verbindung zwischen beiden Familien wurde mit Eins abgebrochen. Man rieth vergebens auf diese und jene Ursache, ohne die Wahrheit ergründen zu können, so viel aber stellte sich als ziemlich wahrscheinlich heraus, daß der junge Waldheim auf diesem Zuge seinem Genossen auf die Spur ziemlich verdächtiger Verbindungen mit wilden Freibeutern in den dortigen Wäldern und Bergen gekommen war. Dem mochte nun seyn, wie ihm wollte, genug, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Familien hörte seit jener Zeit auf und schien sich, besonders unter den beiden jungen Männern, in den bittersten Haß verkehrt zu haben.

Moise schien Anfangs in den Tiefen ihres liebenden Gemüthes dem schönen und mannhaften Kriegsmann unmöglich so Arges zutrauen zu können; indessen wurde auch sie durch weitere Beweise von ihrem Irrthume überzeugt und wendete sich von ihrem wilden Verehrer vollständig ab, ob schon dieser kein Mittel unterließ, sich aufs Neue bei ihr in Gunst zu setzen. Die Bewerbungen eines bayerischen Gutsbesizers in der Nähe von Deckendorf, der das schöne Mädchen bei einem Besuche in Wien kennen gelernt hatte, wo er früher eine Anstellung bei der bayerischen Gesandtschaft bekleidete, wurden allgemach günstiger aufgenommen und endlich wurde die Verbindung zwischen beiden festgesetzt, weshalb der junge Waldheim sich um die Bewilligung bewarb, seine Schwester ihrem Bräutigam zuführen zu dürfen und sie auch erhielt.

Bald nach der Abreise der Geschwister aus Ungarn begab sich der Offizier ratheglühend nach Wien und bei Gelegenheit der feierlichen Hulldigung trafen sich beide zur unglücklichen Stunde. Weiter verlautete jedoch nichts mehr über

diese Sache und mit ihrer Abreise schienen alle weiteren Folgen dieses unheilvollen Verhältnisses beigelegt zu seyn.

### Die Nache.

Fast ein volles Jahr war seit diesem Vorfalle verlossen, der österreichische Erbfolgekrieg war indessen ausgebrochen, die Bayern waren in Oberösterreich, die Franzosen in Böhmen eingefallen; Erstere bedrohten sogar schon Wien. Da erhob sich auf den Aufruf der Königin das treue Ungarland und in kurzer Zeit war kein Feind mehr auf österreichischem Boden zu sehen, ja die österreichischen Heere drangen tief in Bayern ein. Von allen Gegenden Ungarns waren zahllose Streiter herbei geeilt und mehre Freicorps bildeten die Avantgarde.

Eines der gefährlichsten derselben waren die sogenannten Panduren, durch Franz, Freiherrn von der Trenck gebildet und angeführt. Er war der Sohn eines kaiserlichen Stabs-offiziers, hatte seinen Muth sowohl auf offenem Felde, als gegen manche, damals in Ungarn zerstreute, regellose Banden erprobt und war eben so sehr durch seine schöne, athletische Gestalt, als durch seine Härte und Grausamkeit bekannt. Seine furchtbare Bande hatte ihren Namen von dem Dorfe Pandur im Sohler Comitate und bestand aus raizischem Volke, das sich in dem benachbarten Gebirge streifend und raubend aufhielt \*). Mit diesem wilden Corps leistete Trenck zwar als Parteigänger die wichtigsten Dienste, wurde aber durch seine

\*) Ihre Kleidung bestand aus langen und weiten blauen Beinkleidern, rothen weiten Mänteln und hoher, rauher Mütze, sie waren mit einer langen Flinte, zwei Pistolen und zwei türkischen Dolchen in ihrem schwarzen Ledergürtel bewaffnet.

Erpressungen und durch sein grausames Wüthen allgemein gefürchtet und verabscheut.

Durch seine persönliche, außerordentliche Leibesstärke und Energie wußte er zwar bei seiner rohen Bande stets das Übergewicht zu behaupten, doch benützte er dasselbe nie zum Guten und oft gab es auch Fälle, wo es seiner ganzen Entschlossenheit und Verwegenheit bedurfte, um ihrer Wildheit Herr zu werden. So erhob sich einst eine Meuterei gegen ihn, ein ganzer Zug gab Feuer auf ihn, wodurch er am linken Arme leicht verwundet und sein Pferd getödtet wurde. Sogleich lief er wüthend auf die Rotte los, zählte 1, 2, 3 und hieb dem vierten Mann den Kopf herunter. So war er bis auf den zwölften Mann gekommen, da trat ein Harumbascha, wie er seine sogenannten Hauptleute nannte, hervor, zog den Säbel und drang mit den Worten auf ihn ein: „Ich habe zuerst auf dich geschossen, nun wehre dich deiner Haut!“ Alles stand unbeweglich bei diesem Auftritte; Trenck aber griff ihn an und hieb ihn nieder. Nun wollte er die Exekution mit dem vierten Manne fortsetzen, da spannte aber die ganze Truppe den Hahn und schlug die Gewehre an. Sogleich hieb er wüthend mit dem Säbel rechts und links ein. Diese Entschlossenheit wirkte. Alle fielen auf die Knie und gelobten Gehorsam. Er hielt hierauf eine kurze Anrede an sie, verzieh ihnen und seit dieser Zeit rebellirte Keiner mehr.

Aus diesem barbarischen Verfahren gegen seine eigenen Leute kann man wohl ermessen, wie er in Feindesland verfuhr. Furchtbar und unerhört waren die Grausamkeiten, welche er mit seinen Banduren in Bayern verübte. Sie plünderten, brannten und mordeten, wo sie nur hinkamen; die Beute eignete sich aber größtentheils der Anführer zu, der auch durch seinen unersättlichen Geiz berüchtigt war: die größten Grau-

samkeiten wurden in Bilshofen, dann in Thom ausgeübt. Letztere Stadt wurde an allen Ecken angezündet und die Einwohner, soviel man deren habhaft werden konnte, in die Flammen geworfen. Die fliehenden Weiber und Kinder, die eine Brücke zu passiren hatten, wurden an dieser angehalten, erst rein ausgeplündert und dann ins Wasser gestürzt. Bei Bilshofen wurde nach dessen Zerstörung die Donau übersezt und der Zug ging nun in ungestüme Hast stromaufwärts, ohne Rast zu halten, so daß einige der am Wege liegenden Dörfer gegen alle Hoffnung von der Plünderung verschont blieben. Denn schon seit dem Beginne des Feldzugs war Trenck's Sinnen und Trachten voll Rachedurst und Mordlust nach Deckendorf gerichtet. Dieses wollte er unvorbereitet überfallen und daselbst ein Beispiel von Rache geben, wie es die Weltgeschichte nicht zum zweitemale aufzuweisen haben sollte.

In Deckendorf war man indessen nicht ganz unvorbereitet geblieben. Durch Flüchtlinge aus der Gegend von Bilshofen war der Alarm etwa eine Stunde vor dem Anstürmen der wilden Bande dahin gekommen und obwohl nun zwar nicht viele Zeit zur Rettung blieb, so wurde diese doch so gut als möglich benützt. Während der nunmehrige Eigenthümer des Schlosses seine Gemahlin und seine besten Schätze über die Donau in Sicherheit brachte, sammelte dessen Schwager, der uns wohlbekannte Albrecht von Waldheim einen Haufen entschlossener Landleute der Umgebung und faßte mit ihnen in dem nahen Dorfe Seebach Posto, um durch tapferen Widerstand die Unholde zurückzuschlagen oder wenigstens so lange aufzuhalten, bis die Rettung seiner Schwester und ihres Gemahles vollkommen gelungen war.

Wie eine Wetterwolke stürmte der wilde Haufe daher, Beckfränze und Brandfackeln in den Händen, die krummen Säbel hoch

geschwungen. Löwenmuthig stürzten sich Albrecht und seine Getreuen dem Todfeinde entgegen. Überrascht und voller Wuth, früher ein Hinderniß zu finden, als er dachte, und bis zur Raserei aufgestachelt, als er den verhaßten Jüngling erblickte, feuerte Trenz seine Leute mehr durch Blicke als durch Worte zum Kampfe an, ja man vernahm aus seinem schäumenden Munde kaum mehr als den fast vor Wuth erstickten Ausruf: „Mord, Feuer — Mord, Feuer!“ Ein fürchterlicher Kampf begann, auf beiden Seiten tobte tödtlicher Haß. Doch aller verzweifelten Tapferkeit ungeachtet, war Trenz's Bande dem Häuflein Albrecht's allzusehr überlegen, schon waren die meisten seiner Getreuen um ihm gesunken, als Albrecht, auf welchen der Panduren-Anführer mit ungestümer Wuth fort und fort einhieb, bedachte, daß längerer Widerstand unnütz sei und die Rettung nun wohl gelungen seyn müsse. Nach einem erneuerten und heftigen Angriffe warf er plötzlich sein Pferd herum und jagte mit den Wenigen, die ihm geblieben waren, in rasender Eile davon. Trenz stürzte ihm mit einem Theile seiner Leute nach, während sich ein anderer, auf des Anführers schnelle Ordre, damit beschäftigte, das unglückliche Dorf zu plündern und in Brand zu stecken.

Die Fliehenden hatte bald ein dichtes Gebüsch aufgenommen, das zwischen Seebach und Deckendorf liegt und als die wilde Bande dasselbe durchstürmt hatte, lag das ersehnte Ziel der Rache vor Trenz's gierigen Blicken; allein die Gegner waren verschwunden und erst, als die Panduren dem Schlosse nahe waren, entdeckte sein scharfer Blick mitten auf dem Strome eine Bewegung, wie die eines Schwimmenden. Sogleich befahl er, in ganzen Pelotons nachzuschießen. Der Gegenstand war jedoch schon außer Schußweite und Albrecht hatte sich glücklich über das Wasser gerettet, während sich seine wenigen Gefährten

in der oberen Gegend zerstreuten, da im Angesichte des Schlosses und in Hoffnung auf reiche Beute Niemand daran dachte, ihnen nachzusetzen. Mit fürchterlichen Flüchen, daß er seinen Racheplan nicht vollständig auszuführen im Stande war, befahl Trend, das verrammelte Thor zu sprengen und Alles, was sich Lebendes im Schlosse befand, zu erwürgen; die Abtheilung, welche unterdessen von Seebach zurückgekommen war, beorderte er in das Ort, um dasselbe mit Feuer und Schwert zu verheeren. Das Thor wurde eingehauen, das Innere des Schlosses auf das Sorgfältigste durchsucht, aber keine lebende Seele darin angetroffen.

Mittlerweile hatte sich schon das Nachtdunkel über die Gegend gelagert, aus dem nahen Orte stieg die furchtbare Rohe gen Himmel und gräßliches Jammergeschrei ertönte von daher; da wollte Trend, ehe er noch das Schloß der Zerstörung Preis gab, dasselbe nach seiner gewohnten Weise wegen verborgener Schätze durchsuchen. Er befahl seinen Leuten, sich bis auf weitem Befehl vor dem Schlosse zu lagern und begab sich, mit einer Fackel versehen, und von einem einzigen treuen Diener begleitet, in das Innere des Schlosses zur genaueren Durchforschung.

Lange verweilte er darin und eben wollten sich ungeachtet seines strengen Verbotes, auf dessen Übertretung der Tod stand, einige seiner ungeduldigen Genossen auf den Weg machen, ihn aufzusuchen, als man auf einmal von der rechten Seite her einen aufflammenden Blitz wahrnahm, dem ein dumpfer Knall folgte. Sogleich stürmte Alles hinein. Qualmender Pulverdampf zeigte ihnen bald die Spur. Am Ende eines langen offenen Ganges erblickte man Trend halbverbrannt auf der Erde ausgestreckt liegen, seinen Gefährten mit zerrissenen Gliedern zwei Schritte weit von ihm entfernt, neben einem

zerborstnen Pulverfäßchen, die ausgelöschte Fackel zur Seite. Die Risse in den geschwärzten Mauern, die zersprungenen Fenster ließen nebst den andern Umständen leicht auf eine Explosion schließen. — Trend hatte nach Schätzen gesucht, das Fäßchen entdeckt, darin Gold vermuthet, der Diener war demselben mit der Fackel zu nahe gekommen und es hatte sich entzündet.

Man schleppte den für todt gehaltenen Anführer in den Schloßhof und machte alle Versuche zu dessen Wiederbelebung. Und, so unwahrscheinlich es zu seyn scheint, es ist doch geschichtlich wahr, daß Trend's ungeheure Lebenskraft auch diesem furchtbaren Schläge nicht erlag. Obschon er durch die Explosion halb gebraten zu Boden gefallen war, erholte er sich doch nach einiger Zeit wieder und wurde auch endlich ganz wieder hergestellt. Allein von dieser Zeit an war auch keine Spur mehr von seiner ehemaligen ausgezeichneten Schönheit zu entdecken. Sein Gesicht wurde durch tiefe, häßliche Narben und durch das eingebrannte Pulver auf das fürchterlichste entstellt und er schien allen Menschen nun auch von Außen das Scheusal, welches er im Innern von frühesten Jugend an gewesen war.

Das Schloß wurde nun zwar geplündert, in Brand gesteckt und verheert; dessen Bewohner aber, die er seinem Grimme opfern wollte, waren dennoch gerettet und nur ihn traf daselbst zum erstenmale das rächende Schicksal. Als er noch in den größten Schmerzen dalag, fluchte er auf das Gräßlichste und ließ sich auch einigemal mit dem fürchterlichsten Grimme verlauten, daß er durch falsche Kundschafter getäuscht worden war, die ihm hinterbracht hatten, daß in den Gängen des Schlosses zwei Fäßchen mit gemünztem Golde, 500,000 Dukaten an Werth, versteckt wären.

Seine Wuth hatte natürlich durch diesen furchtbaren Vorfall noch bei Weitem zugenommen und nach seiner endlichen Heilung trug er den Schrecken seines Namens und jenen seiner Panduren noch durch ganz Bayern und Schwaben bis an den Rhein. Allmählich aber häuften sich die himmelschreienden Klagen über sein willkürliches und unmenschliches Benehmen so sehr, daß er 1746 des Commando's entsetzt und vor einem Kriegsgerichte zur Verantwortung gezogen wurde. Anfangs stellte er sich bei den Verhören so ungeberdig, daß man ihm Fesseln anlegen mußte, um Unheil zu verhüten. Nachdem er jedoch wieder ruhiger geworden war und einsah, daß er durch allzu tobenden Ungestüm seine Sache nur verschlimmere, nahm man ihm diese wieder ab und der Prozeß ging seinen geregelten Gang fort. Unendlich viele Thatfachen wurden gegen ihn erhoben und bewiesen und endlich den 20. August 1746 das Urtheil gefällt, daß er zeitlebens als Gefangener auf dem Spielberge in Brünn verwahrt und sein ungeheures Vermögen unter Sequester gestellt werde. Dasselbst starb er auch schon den 14. October 1749, in einem Alter von kaum 26 Jahren und, wie man sagt, mit allen Zeichen der Reue über sein ruchloses, nur dem Verderben und der Zerstörung geweihtes Leben. Das Corps der Panduren aber wurde aufgelöst und seit jener Zeit lebt dieser Name nur mehr in dem Andenken an ihre gräuelsvollen Thaten.

### Die frohe Kunde im Burgtheater.

Wie segensreich auch die ruhmwürdige Regierung Maria Theresens für die österreichischen Staaten war, wie sehr der Wohlstand ihrer Unterthanen, Künste und Wissenschaften

unter ihrem Scepter blühten, so wurden dennoch alle frohen Gefühle darüber durch eine ernsthafte Betrachtung getrübt. Die beiden Ehen Kaiser Josephs waren ohne männliche Nachkommenschaft geblieben, ja selbst die Erzherzogin Theresia versprach bei ihrer zarten Leibesconstitution kein langes Leben. Der Kaiserin zweiter Prinz Karl Joseph starb schon 1761 in dem zarten Alter von 17 Jahren, und es war nunmehr die ganze Hoffnung der Monarchin und des Landes auf den Erzherzog, Großherzog Leopold von Toscana gerichtet, da der vierte Prinz Maria Theresiens, Ferdinand Karl, der Stifter der österreichischen Tertio-Genitur in Modena, noch unvermählt war, und der fünfte, Maximilian, sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte. Leopold aber war ebenfalls schon drei Jahre vermählt und nur eine Prinzessin (Maria Theresia, nachmalige Gemahlin des Königs Anton von Sachsen) war bisher die Frucht dieser Ehe gewesen. Man erwartete daher mit zitternder Ungeduld die Geburt eines männlichen Erben, da man das precaire Schicksal der Monarchie bei erledigter Erbfolge noch zu frisch im Gedächtnisse hatte. Die Kaiserin selbst war in gespannter, bekümmertter Erwartung, als die Nachricht verlautete, die Großherzogin Maria Ludovica befinde sich abermals in gesegneten Umständen, und das Volk theilte dieselbe mit der geliebten Kaiserin. Auf allen Promenaden, an allen öffentlichen und Vergnügungsorten wurde von nichts als von Nachrichten aus Florenz gesprochen, ob bereits ein Courier angelangt sey, was er gebracht habe u. s. w.

Da brach endlich der Morgen des 14. Februars 1768 an. Es war an einem Sonntage; trübe, regnerische Witterung war eingefallen, welche diese Zeit des Jahres gewöhnlich mit sich zu bringen pflegt. Bei eintretendem Abende

trieb man sich in den Gast- und Kaffeehäusern herum, die erwarteten Nachrichten aus Toscana waren das gewöhnliche Thema der Gespräche. Für heute aber war der allgemeine Antheil des Publikums doch wenigstens in Etwas durch einen andern Gegenstand in Anspruch genommen; es wurde nämlich im Burgtheater zum ersten Male das einst so beliebte Schauspiel: „Clementine“ vom Freiherrn von Gebler aufgeführt, worin die damals ebenfalls allgemein gefeierte Madame Jacquet, Mutter der später so berühmten Mad. Adamberger, die Hauptrolle spielte.

Theater-Novitäten haben für die Wiener zu jeder Zeit und in jeder Lage etwas Reizendes gehabt; überdies war die Gelegenheit willkommen, den langen, regnerischen Abend im Theater zuzubringen, und man trug sich auch mit der Hoffnung, Jemand aus der kaiserl. Familie, vielleicht gar die Kaiserin selbst dort zu sehen; eine Hoffnung, welche noch heute ihre Anziehungskraft übt und deren Erfüllung den Genuß einer Vorstellung noch immer erhöht. Darum waren an diesem Abende die Räume des Burgtheaters übersüllt und mit der gespanntesten Erwartung sah man sowohl dem Aufrollen des Vorhanges als auch dem Aufgehen der Thüre zur kaiserlichen Loge entgegen.

Allein nur die erstere Erwartung wurde endlich erfüllt; die Loge blieb leer, und als das Publikum jede Hoffnung schwinden sah, seinem Enthusiasmus beim Anblicke der verehrten Herrscherfamilie, wie gewöhnlich, Raum zu geben, wandte es sich endlich mit desto größerer Aufmerksamkeit dem Gange des Stückes zu und beehrte jede Tirade, jede Kraftäußerung nach französischer Schule und Manier, die damals auf der Bühne vorherrschend waren, mit lautem Beifall.

Nach dem zweiten Acte wäre zwar bald eine Störung

eingetreten; es erhob sich nämlich Pferdegetrappel von Außen, das seine Richtung vom Kohlmarke gegen den Burgplatz zu nehmen schien; doch als es bald darauf wieder stille ward und nichts weiter verlautete, legte sich das durch diesen Vorfall entstandene Gemurmel, und als der Vorhang von Neuem aufging, horchte man abermals mit lautloser Stille und neuem Interesse auf die Prachtphrasen des Helden und die breit-sentimentale Declamation der Heldin des Stückes.

Die letztere hatte eben die höchste Pointe erreicht, die jüngeren Herzen schlugen mitfühlend bei den Leiden und Prüfungen Clementinens, die alten Herren aber nahmen ihre Brillen ab, und setzten die Schnupftücher in Bereitschaft, um die unwillkürlich aus den Augen dringenden Mitleidszähren aufzufangen und dabei die Gläser zu schonen; — da vernahm man bei der herrschenden Grabesstille, die durch leises, halb-unterdrücktes Schluchzen nur dann und wann gestört wurde, beflügelte, sich mehr und mehr der Thüre zur Hofloge nähernde Schritte, endlich das Rauschen von Gewändern — plötzlich flog die Thüre schallend auf, die Kaiserin stürzte im einfachen Nachtgewande herein, bog sich, eine entfaltete Lepestiche in der Hand, über den Rand der Loge und rief mit entzückter, lauter Stimme: „Der Leopold hat einen Sohn bekommen!“

Der Enthusiasmus, den sowohl diese freudige Nachricht, als auch vor Allem die herzliche Art und Weise, wie sie kundgegeben ward, hervorbrachte, ist außer allen Gränzen der Beschreibung. Clementine, ihre Leiden und ihre regelrechten Ergießungen darüber, waren vergessen, vom Stücke war keine Rede mehr, jauchzender Jubel erhob sich in der ganzen Versammlung, in welchen auch die auf der Bühne befindlichen Schauspieler, ihre Rollen und alle Illusion ver-

geffend, mit einstimmt; zahllose Freudenthränen flossen, ein sechsmal donnerndes Vivat erhob sich, die Hände wurden fast wundgeklatscht, und so wurde diese herzliche und erhabene Scene zu dem schönsten Intermezzo, das je auf einer Bühne statt gefunden, so wie das Stück die ehrenvollste und glorreichste Unterbrechung erfuhr, deren sich je eines zu erfreuen hatte. Erst nachdem die Kaiserin mit Freudenthränen sich mehrmals für die so innige und überströmende Theilnahme ihres treuen Volkes dankend verneigt hatte, verließ sie die Loge, von einem abermaligen Beifallsturm begleitet.

Das Stück war aber zu Ende. Niemand war mehr fähig, nach solch' erhebender Scene Antheil an den Leiden und Freuden idealer Personen zu nehmen, nachdem die schöne Wirklichkeit so hohes Entzücken hervorgebracht hatte. Und so beurkundete diese schöne und herzliche Begebenheit das schönste Verhältniß, die rührendste Übereinstimmung zwischen der geliebten Herrscherin und dem liebenden Volke. Maria Theresia hat sich in ihrer vierzigjährigen Regierung oft als eine liebevolle Mutter, als eine wahrhaft große Frau, eine der größten in der Geschichte, gezeigt. Diese Scene aber bleibt immer die schönste Perle an ihrer, mit so vielen Tugenden geschmückten Krone. — Der Prinz aber, durch dessen Geburt Maria Theresia so hoch erfreut, durch welche solch' ein beispielloser Enthusiasmus hervorgerufen wurde, war der erstgeborne Sohn Leopolds, der geliebte Neffe und Zögling Josephs, der nachmalige letzte römisch-deutsche und erste Kaiser von Oesterreich, der in so vielen Trübsalen erprobte Kaiser Franz.

## Die Explosion des Pulverthurmes in Wien.

Den 26. Juni 1779, an einem Sonntage, war die Witterung ungewöhnlich heiß. Der heitere Himmel, die reine Luft und der geschäftslose, nur der Verehrung Gottes geweihte Tag hatten viele Bewohner der lebensfrohen Stadt Wien vermocht, sich schon am frühen Morgen auf den Weg zu machen, die freie Landluft zu genießen, in einem der reizenden, den Linien näher oder ferner gelegenen Dörfer ihren Gottesdienst abzuwarten, sich darauf durch Speise und Trank zu laben, welche dem Städter immer auf dem Lande am besten zu munden pflegen, und sich dann an den freien und fröhlichen Eindrücken ländlicher Natur und Gegend so lange zu ergötzen, bis die steigende Sonne und der herannahende Mittag zur, obwohl jederzeit und wenn auch nur um eine Viertelstunde verspäteten, Rückkehr mahnten.

Solche Morgenwanderungen an schönen Sonntagen im Frühling oder Sommer, auch jetzt noch sehr gebräuchlich, tragen für jedes fühlende Gemüth einen unendlichen Reiz in sich. Ein schöner Sonntagmorgen ist überhaupt an sich schon mit einer eigenen Weihe umgeben, die sich nirgends schöner als auf dem Lande ausdrückt. Mit dem Menschen scheint auch die Natur ihr Feierkleid angezogen zu haben. Ringsum herrscht feierliche, erhebende Stille, von keinem profanen Geräusche, das an die Bedürfnisse des Lebens erinnert, unterbrochen. Die Töne der Glocken, welche die Gläubigen zum Gebete rufen, erklingen melodischer und erhabener und die Mienen der Landleute jedes Alters und Geschlechtes sind freundlicher und ruhiger: eine natürliche Folge des arbeitsfreien Tages und der bessern Kleidung, auf welche sich besonders die frischen Land-

mädchen mit ihren schimmernden Röcken und Leibchen und ihren flatternden Bändern viel zu Gute thun.

Es ist daher kein Wunder, wenn bei solch allgemeiner Erhebung und Weihe auch die Phantasie ihr fröhliches und begeistertes Spiel treibt und dieselbe auch auf sinnliche Gegenstände überträgt. So klingt uns selbst im dichtesten Walde am Sonntagmorgen das Gezwitzchen der Vögel viel feierlicher und erhebender, und die Strahlen der Frühsonne, welche das Blättergestech und die lichten Zweige durchdringen, tragen eine unerklärliche, heilige Glorie an sich, die uns zu solcher Zeit das Herz erhebt und erweitert, während uns dieselbe Ursache an geschäftsvollen Werktagen kalt läßt oder wohl gar unangenehm berührt. Dagegen trägt aber auch der Sonntagnachmittag ein eben so unerklärliches Gefühl von Langeweile an sich, dessen man bei den rauschendsten Vergnügungen nicht ganz los zu werden im Stande ist.

In der Stadt jedoch hat der Sonntagmorgen eher ein herabstimmendes Gefühl zur Folge. Die Straßen sind menschenleer, die Augenweide der Läden ist verschwunden und nur schwarz und grün angestrichene Thüren gähnen uns trübselig in den prosaischen Häusern an; die Leute sind alle wie an Wochentagen gekleidet, keine Abwechslung, keine Erhöhung des gesellschaftlichen Zustandes ist sichtbar, und so ist der Umstand wohl zu erklären, daß sich Jedermann wunderfelig dünkt, der am Sonntage Morgens der Stadt entfliehen kann.

Darum wimmelte es auch den 26. Juli 1779 schon um sieben Uhr des Morgens, für die Stadtbewohner eine ungewöhnlich frühzeitige Stunde, in den Straßen der Vorstädte, welche zu den Linien führen, so wie an diesen selbst, von eifrigen Pilgern, welche dem Lande zuströmten. Besonders

aber waren es die Währinger und Rusdorfer Linie, aus welchen sich die Spazierenden, wie noch heute, in ganzen Schaa-  
ren drängten, da von ihnen aus die nächsten Orte liegen,  
z. B. Währing, Weinhaus, Pögleinsdorf mit seinem kleinen,  
aber netten und freundlichen Parke, das herrliche Thal mit  
den romantischen Dörfern Neustift und Salmansdorf, das zu  
größerer und verdienter Beliebtheit nur weiterer Entfernung  
bedürfte; dann Döbling, Heiligenstadt, Sievering und Grin-  
zing, welsch' letztere Orte außer der romantischen Lage auch  
noch die vielleicht überwiegende Anziehungskraft ihres liebli-  
chen Naturproductes besitzen. Die Wanderung schien diesmal  
kein Ende nehmen zu wollen; es war, als wolle sich die Stadt  
aller ihrer Bewohner entledigen, um sich anderwärts eine Co-  
lonie anzulegen, und noch um halb 9 Uhr sah man ganze  
Truppen, obwohl staubbedeckt und sich von Zeit zu Zeit die  
Stirne wischend, den Linien zuwallen.

Unter ihnen befand sich auch eine, in ihren breiten Schu-  
hen und schweren Röcken schwerfällig, erhitzt und ermüdet da-  
hintrabende kleine Gesellschaft von Landleuten, die wahrschein-  
lich bei einer entfernteren Linie hereingekommen war und Ge-  
schäfte in Döbling oder Rusdorf zu besorgen hatte. Bei dem  
Geräusche eines ziemlich rasch von der Stadt herbeirollenden Wa-  
gens in der unteren Liechtenthaler Hauptstraße traten die sorg-  
los in der Mitte der Straße dahin Schlendernden auf die Seite  
und zogen ehrfürchtsvoll die breiten Hüte, da in demselben ein  
ansehnlicher geistlicher Herr sah, ein sammtenes Käppchen auf  
dem ehrwürdigen Haupte, ein funkelnbes Kreuz an einer breiten  
Goldkette um den Hals. Neugierig zischelten die Bauern un-  
tereinander, wer der Hochwürdige wohl seyn möge, und wur-  
den von den Umstehenden belehrt, es sey dies der Prälat

Ambros, Propst von Klosterneuburg, der von einer bei Hofe ausgeübten Function zurück nach Hause fahre.

Kaum aber konnte der Wagen die Linie passirt haben, die Bauern besprachen sich eben unter einander, ob sie in der ermüdenden Hitze den Weg weiter fortsetzen oder sich erst bei der altbekannten Linde, dem Liechtenthaler Bräuhaus gegenüber, mit frischem Biere erquicken sollten — als auf einmal, plötzlich und fürchterlich, — ein ungeheurer Knall die Luft erschütterte.

Die Leute fielen betäubt zu Boden, zersplitterte Fenster, Mauergerüste, ja selbst ganze Mauerstücke und Schornsteine raffelten und prasselten herab — Kugeln, Steine und Ziegel durchslogen die Luft in allen Richtungen und ein dichter, erstickender Schwefelqualm umzog mit graugelbem Dampfe die ganze Gegend umher, während aus den Häusern und von ferne her banges Klagegeheule ertönte und ein wirres Herzuströmen von Menschen aus allen Gegenden begann.

Erst nach einiger Zeit erholten sich die Betäubten und mitunter leicht und schwer Beschädigten, zumeist durch die Gefahr des Augenblickes wieder ins Leben gerufen, von ihrem halbbewußtlosen Zustande und trachteten die Ursache dieses schrecklichen Ereignisses zu erfahren. Kaum aber war der Laut: »der Pulverthurm! der Pulverthurm! die armen Leute! der arme Prälat!« im wilden Durcheinanderschreien kund geworden, als einer der Bauern, ein Greis mit weißen geringelten Haaren, abermals wie bewußtlos mit dem lauten Geschrei: »Mein Sohn Andreas — mein Sohn Andreas!« zu Boden stürzte und seine Gefährten in lautes Wehklagen ausbrachten.

Die Umstehenden leisteten thätige Hilfe, brachten die Landleute über Schutt und Trümmer, die sich allenthalben

auf den Gassen angehäuft hatten, in ein am wenigsten beschädigtes Haus, und da vernahm man, daß der Bauer, Jakob Kobausch mit Namen, aus Mland gebürtig sey, daß sein Sohn Andreas im Regimente Preuß diene, daß er eben heute bis 10 Uhr vor dem Pulverthurme Schildwache stehen mußte, worauf er für den ganzen Tag Urlaub erhielt, und daß der Vater mit einigen Verwandten vor Tagesanbruch aufgebrochen und gekommen sey, ihn abzuholen, und nun dieses schreckliche Unglück erfahren müsse. Denn wer konnte zweifeln, daß die Schildwache in der größten Nähe des Gebäudes nicht in tausend Stücke zerschmettert sey, da mehre Personen in viel größerer Entfernung getödtet und verstümmelt worden waren? Die Umstehenden suchten den Armen daher so viel als möglich zu trösten, und sprachen ihm zu, sich in die Schickung Gottes zu fügen, und das Unvermeidliche mit ergebenem Sinne zu tragen; aber das Vaterherz flürmte zu laut in ihm, er mußte wenigstens die Überreste seines unglücklichen Sohnes sehen, und wenn es ihm vollends das Herz brechen sollte. Als er sich daher nur etwas erholt hatte, brach er auf, wies mit Riesenstärke und mit fast wahnsinnigen Geberden alle Versuche zurück, ihn abzuhalten, und wankte, von seinen Freunden begleitet und unterstützt, unter fortwährendem Wehklagen über Steine und Schutt dem Schauplaze des Jammers zu.

Kaum aber hatten sie die Anhöhe erreicht, die zur Linie und zu der Verheerungsstätte führt, so kam ihnen ein Schwarm Menschen entgegen, die unter wunderlichem Zusammengeschwirre ihrer Stimmen einen betäubten Soldaten mit leichenblassem Angesichte dahersführten. Ein Blick — ein Schrei, und Vater und Sohn lagen sich laut ausschluhzend in den Armen. Der Himmel hatte den Armen wunderbar geschützt, die Gewalt

der Explosion war nach oben gegangen und die Trümmer und Kugeln waren über seinem Haupte weggeslogen. Nur war er von dem entsetzlichen Knalle betäubt und sinnlos zu Boden gefallen, und hatte für seine ganze übrige Lebenszeit das Gehör verloren. Die große Kaiserin Maria Theresia beschenkte Vater und Sohn, welcher Letztere natürlich seines Dienstes entlassen wurde, reichlich, und so wurde Andreas noch die Stütze seiner Familie. Er lebte noch lange Jahre ruhig und zufrieden im Vaterhause und erzählte Jedermann mit gerührtem Andenken seine wunderbare Rettung.

Aber auch der würdige Prälat, dessen trauriges Schicksal man als gewiß voraussetzte und beweinte, blieb unverletzt, obwohl ihm ein Pferd aus seinem Postzuge durch eine umherfliegende Kugel getödtet wurde. Die Verheerungen aber, welche durch dieses schreckliche Ereigniß angerichtet wurden, waren desungeachtet fürchterlich genug. Fünfundzwanzig Handlanger und Constabler wurden so zerrissen, daß man ihre Körper nur stückweise wieder fand. Viele Personen auf der Straße oder auf den nahen Feldern und Wiesen wurden durch die, in zahlloser Menge herumfliegenden Kanonenkugeln, Haubitzen und Granaten getödtet oder schwer verwundet. In der Brigittenau und im Augarten zersplitterten die stärksten Bäume, viele Häuser in den Vorstädten Liechtenthal, Thury und Himmelfortgrund wurden gänzlich zerstört oder mindestens unwohnbar gemacht. Selbst in der inneren Stadt spürte man eine Erschütterung wie von einem gewaltigen Erdbeben; Dächer und Fenster der nahen Vorstädte, auch in der Stadt und den benachbarten Dörfern, wurden zerstört. Viele Menschen erhielten durch die fliegenden Kugeln und Trümmer Verletzungen, die sie bis zum Grabe an sich trugen, mehre verloren durch den entsetzlichen Knall das Gehör für lange Zeit, einige auch durch

das Sprühen des entzündeten Pulvers und durch den ersticken-  
den Qualm periodisch das Licht ihrer Augen.

Über die Ursachen dieser furchtbaren Explosion, welche  
nie genügend ermittelt wurden, gab es verschiedene Meinun-  
gen. Einige gaben die Schuld auf die starken Nägel in den  
Schuhen eines Artilleristen, die auf den Steinen Feuer ge-  
geben haben sollten, Andere, und bei weitem wahrscheinli-  
cher, auf unvorsichtiges Tabakrauchen. Seit dieser Zeit durfte  
jedoch, billiger Weise, kein Pulvermagazin mehr in der Nähe  
der Stadt errichtet werden.

Als Denkmal dieser furchtbaren Explosion dient noch  
heute eine vor der Rußdorferlinie an der Straße gegen Ruß-  
dorf rechts aufgerichtete Steinsäule, welche der Propst Ambros  
von Klosterneuburg an derselben Stelle errichten ließ, wo er  
eben fuhr, als die Explosion erfolgte. Der Knäufel auf der-  
selben wird durch eine Kugel gebildet, welche dieselbe Größe  
hat, als jene, durch die sein Pferd getödtet wurde. Die  
Inscription auf der Säule besagt das Übrige.

### Papst Pius VI. in Wien. Feierlichkeiten wäh- rend dessen Anwesenheit.

Zum Anfange des Jahres 1782 entschloß sich Papst Pius  
VI. (mit seinem Familiennamen Angelo Braschi) zum Erstaun-  
nen von ganz Europa, selbst nach Wien zu reisen, um sich  
mit dem Kaiser Joseph über dessen Reformen und über kirch-  
liche Angelegenheiten überhaupt zu besprechen. Zu diesem  
Zwecke erließ der Papst unterm 9. Februar ein Breve an  
den Kaiser, worin er ihm seinen Entschluß mit dem Befehle  
anzeigte, daß er nur mit einem kleinen Gefolge kommen und

seine Wohnung in der Nuntiatur nehmen wolle. In der Antwort des Kaisers vom 26. Februar bezeugte dieser seine Freude über den Besuch, erbat sich jedoch, daß der Papst in einem Theile der Hofburg wohne. Das Schreiben schloß mit folgenden Worten: „Dies ist Unserer beiderseitigen Würde gemäß und der Wohlstand erfordert es unumgänglich. Auf solche Art wird geschehen, daß während Dero hiesigen Aufenthaltes Wir einander näher und also vertraulicher unter Uns seyn mögen. Eure Heiligkeit können das Vergnügen, welches Uns die Gelegenheit, Dieselben zu sehen und persönlich zu ehren, bringen wird, sich nicht lebhafter vorstellen, als wenn Sie von Unserer vollkommensten Ergebenheit sich überzeugt halten und versichert seyn wollen, daß Wir Gott um Dero Wohlsein und Erhaltung zum Besten seiner Kirche inständig bitten.“

Hiermit wurde in Rom der Tag zur Abreise auf den 27. Februar festgesetzt. Auf Befehl des heiligen Vaters wurden außer der dreifachen päpstlichen Krone oder Tiara, zwei kostbare Infuln, der ganze päpstliche Ornat, zwei prachtvolle goldene Kelche, vier Cardinalshüte und, zum Geschenk an verschiedene Personen, 800 Stück goldene Denkmünzen, jede 15 Thaler an Werth, auf einer Seite mit den Brustbildern der Apostel Petrus und Paulus, mit jenem des Papstes auf der andern, eingepackt. Ferner wurde die Bulle: Ubi Papa, ibi Roma von dem heiligen Vater aufgehoben und auf seinen Befehl eine andere des Inhaltes entworfen, daß, im Falle er auf der Reise sterben sollte, das Conclave zur neuen Papstwahl zu Rom, vorzugsweise vor allen andern Städten solle gehalten werden.

Den 27. Februar verrichtete der Papst noch sehr früh das heilige Messopfer in der Privatcapelle des Vaticanus und betete vor den Bildnissen der heil. Apostel Petrus und Paulus.

Hierauf hörte er eine Messe bei dem Altare des heiligen Stuhles und begab sich dann unter dem Zulauf einer außerordentlichen Volksmenge, die sich seinen Segen erbat, hinaus an den mit sechs Postpferden bespannten Wagen, den er unverzüglich bestieg und durch die Porta del Popolo seine Reise antrat. Im Wagen befanden sich noch der Patriarch Marucci, Bischof von Montalto und Vice-Regent von Rom, und Contessini, Erzbischof von Athen, Groß-Almosenier. Vier andere Wagen mit dem Hauspersonale und der nöthigsten Dienerschaft folgten, voraus ritten zwei Couriere.

Das erste Nachtlager wurde zu Dricoli, das zweite zu Foligno, das dritte zu Tolentino, das vierte zu Loretto, das fünfte zu Sinigaglia gehalten. Den 4. März übernachtete der Papst zu Rimini und traf den 5. zu Cesena, seinem Geburtsorte ein, wo deshalb besondere Feierlichkeiten veranstaltet wurden und er auch dem Domcapitel daselbst einen prachtvollen goldenen Kelch zum Andenken hinterließ. Den folgenden Tag brachte er in heiligen Verrichtungen und in der Mitte seiner Anverwandten zu, den 7. reiste er nach Imola, woselbst das Nachtlager gehalten wurde. Den 8. und 9. übernachtete er in Bologna, den 10. erreichte ihn zu Ferrara ein von Wien ihm entgegengeschickter ungarischer adeliger Leibgardist, welcher von Seite des Kaisers die Nachricht brachte, daß das Absteigequartier für den Papst in der Hofburg und zwar in den Zimmern, welche die Kaiserin Maria Theresia bewohnt hatte, bereitet und alle Anstalten zum würdigen Empfange desselben in den österreichischen Staaten getroffen seyen. Der Gardist wurde von dem Papste mit einem Rosenkranze von Lapis Lazuli beschenkt.

An demselben Tage kam der Papst in dem Gebiete der Republik Venedig an und wurde allenthalben auf das feier-

lichste empfangen. Beim Nachtmahle zu Chioggia wurde in goldenen Geschirren servirt. Den 11. bestieg Pius mit seinem Gefolge das bereit gehaltene Prachtschiff, an dessen Bord er den Patriarchen von Venedig, Giovanelli, empfing, fuhr an Venedig vorüber und übernachtete in Mestre. Den 12. war das Nachtlager in Sacile, den 13. in Udine und den 14. wurde die österreichische Gränze erreicht.

Zu Wippach, zwei Stunden außer Görz empfingen den hohen Gast der k. k. Vice-Staatskanzler, Graf Cobenzl, dann der päpstliche Nuntius in Wien, Cardinal Sarampi und die zur Ehrenbegleitung bestimmte adelige Leibgarde sammt andern kaiserlichen Hofbedienten. Den 15. wurde das Nachtlager in Görz gehalten und die Reise sodann ohne vielen Aufenthalt nach Graz fortgesetzt, wo der Papst den 19. eintraf, mit vielen Feierlichkeiten empfangen wurde und im sogenannten Lamprechtshofe wohnte. Den 20. März übernachtete der Papst in dem gräflich Stubenberg'schen Schlosse Wyden, den 21. im Schlosse Stuppach und überschritt am folgenden Tage die Gränze von Steiermark.

Den 22. traf Kaiser Joseph, der in Begleitung des Erzherzogs Maximilian dem hohen Gaste entgegen gefahren war, mit demselben in Neunkirchen zusammen. Der Monarch empfing den Papst auf das Freundschaftlichste und Herzlichste und ersuchte denselben, in den kaiserlichen Reisewagen überzutreten, welches Anerbieten Pius mit Vergnügen annahm. Gegen 11 Uhr traf der ganze Zug in Wiener Neustadt ein und, nachdem der Papst in Gesellschaft des Kaisers die Merkwürdigkeiten dieser altberühmten Stadt besehen hatten, wurde unter unermesslichem Zubrange des Volkes die Reise nach Wien fortgesetzt.

Nächst dem Spinnerkreuze am Wienerberge erwartete

ein Theil der ungarischen und polnischen Leibgarde den Zug und begleitete ihn in die Hofburg. Beim Absteigen auf der sogenannten Bellaria waren alle Minister, geheimen Rätthe, Kämmerer und Truchsesse versammelt, welche den Kaiser mit seinem hohen Gaste bis in die Appartements begleiteten. Nach kurzem Verweilen in der Hofburg erhoben sich Beide in das Oratorium der Kammercapelle, wo ein Tebeum gesungen wurde und begaben sich dann wieder in ihre Appartements zurück. Die nächstfolgenden Tage vergingen mit Audienzen, Vorstellungen und geheimen Conferenzen. Am Feste Maria Verkündigung, den 25. März, fuhr der heilige Vater öffentlich mit drei Wagen zur Kapuzinerkirche in der Stadt, las in der Frauentapelle daselbst eine Messe und besuchte die kaiserliche Familiengruft, wo er am Sarge Maria Theresiens betete. Den 28. März, am Gründonnerstage, las der Papst in der Kammercapelle eine stille Messe, welcher sowohl der Kaiser als auch der Erzherzog Maximilian beiwohnten und dann aus seinen Händen das heilige Abendmahl empfangen. Dann verfügte sich der heilige Vater zu Fuß, aber im feierlichen Zuge, in die Augustiner-Hofkirche und trug nach den üblichen Ceremonien das Venerabile selbst in das Repositorium. Später nahm der Papst im Audienzzimmer die alljährlich übliche Fußwaschung an 12 armen Greisen persönlich vor, gab ihnen während des Mahles den päpstlichen Segen, nahm den Truchsesen die Speisen ab und setzte sie selbst den Greisen vor. Jeder derselben erhielt außer den gewöhnlichen Gratificationen von dem Kaiser 12 Dukaten und von dem Papste eine goldene und eine silberne Medaille. Der älteste derselben, Mathias Gerhammer, war 93 Jahr, der jüngste 77 Jahr alt.

Am folgenden Tage, am Charfreitage, besuchte der

zu Fuß in folgenden Kirchen das heilige Grab: Bei den Minoriten, bei den Schotten, auf dem Hofe, zu St. Peter und zu St. Michael. An demselben Tage erschien eine gedruckte Anzeige, des Inhaltes, daß Se. päpstliche Heiligkeit am Ostersonntag, Früh um 9 Uhr, sich nach der St. Stephanskirche begeben würden, um allda den Gottesdienst abzuhalten, nach dessen Endigung der heilige Vater von dem Balkone der Kirche am Hof dem versammelten Volke den Segen ertheilen werde. Auch war an allen Kirchenthüren die Nachricht angeschlagen, wie und unter welchen Bedingungen diejenigen, welche nach reumüthiger Beicht und Communion innerhalb der Linien den päpstlichen Segen erhalten würden, einen vollkommenen Ablass erhalten könnten.

Die Feierlichkeiten am Ostersonntage, welche genau nach römischer Sitte abgehalten wurden, waren folgende: Morgens um 9 Uhr fuhr der Papst in einem sechsspännigen Hofswagen, dem noch mehre dergleichen folgten, unter der Begleitung der adeligen Garden nach St. Stephan. Er war ganz weiß gekleidet, nämlich in einem weißen Talar und Rochet, weiß seidenen Mozzet mit ausgeschlagenem Pelzwerk, einer mit Gold gestickten Stola und Häubchen von nämlicher Farbe, mit dem rothen Cardinalshute auf dem Haupte. Dem Papste gegenüber saßen die Cardinäle Migazzi, Erzbischof von Wien, und Bathiany, Primas von Ungarn, mit Rochetten, rothen Manteletten und Mozetten über ihre langen Kleider, dann rothen Schuhen. Die Bischöfe und Prälaten in Kirchenkleidern und das Domcapitel mit der Churgeistlichkeit gingen dem heiligen Vater entgegen. Cardinal Herzan mit der übrigen Geistlichkeit erwartete ihn an der Kirchenthüre. Bei dem Einzuge in die Kirche wurde mit allen Glocken geläutet.

Sogleich beim Eintritte reichte der Cardinal Migazzi dem Schimmer, Wien 2c.

Papste das Aspersorium, womit dieser zuerst sich selbst, dann die Umstehenden besprengte. Hierauf verfügte sich Letzterer in die Katharinencapelle, die statt der römischen Camera Paramentorum diente und wurde, nach abgelegter Stola und Mozzet, mit Humeral, Alben, Stola und Pluvial bekleidet. Alsdann wurde ihm die Tiara oder dreifache Krone aufgesetzt und der Zug ging in folgender Ordnung nach dem Passionsaltar, wo das Venerabile aufgesetzt war: 1. Die erzbischöfliche Kurgeistlichkeit. 2. Das Domkapitel. 3. Der päpstliche Leibarzt und Kämmerer in rothen, mit Velz ausgeschlagenen Kappen. 4. Zwei Domherrn, die auf rothsammetenen Postamenten zwei bischöfliche Infuln trugen. 5. Ein Domherr mit dem Rauchfaß. 6. Ein päpstlicher Subdiacon mit dem dreifachen Kreuze, neben und um denselben sieben Domherren mit Wachsfackeln. 7. Der Weibbischof von Wien, Graf von Arzt und Bassegg, als lateinischer Subdiacon, ihm zur Seite ein griechischer Diacon und Subdiacon. 8. Die Prälaten in Rochetten und Pluvialen, jedoch ohne Infuln und Stolen. 9. Die Bischöfe, der Patriarch und der Erzbischof, welche mit dem Papste von Rom kamen, mit glattweißdamastenen Infuln, jedoch ohne Stolen, dann ein griechischer Bischof in seiner eigenthümlichen Kleidung und Kopfszierde. 10. Cardinal Migazzi als Presbyter assistens im Rochet, Pluvial, rothem Häubchen und weißer Inful, der päpstliche Nuntius als Diacon ihm zur Seite. 11. Der Papst im langen weißen, golddurchwirktem Pluvial, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte; die Cardinäle Batthyany und Herzan trugen als Diakone die vorderen Theile des Pluvials, und endlich 12. der päpstliche Schleppträger, welcher die Schleppe des Pluvials trug, der Ceremonienmeister und der Kreuzträger.

Nachdem der Papst in dem Passionschore das Venera-

bile kniend angebetet hatte, begab sich der ganze Zug in den Speischor, wo sich der heilige Vater auf einem bereitstehenden Throne niederließ und ihm die Cardinäle die Hand, die Bischöfe die Knie und die Prälaten den Fuß küßten. Nachdem durch den Papst die Terz angestimmt und durch die Kurgeistlichen der Chorgesang gesungen worden war, holte der lateinische Subdiacon die Pontificalstrümpfe und Schuhe von dem Altare ab und der Cameriere zog sie dem Papste an. Bei dem Händewaschen leisteten die Fürsten von Schwarzenberg und Auersberg wechselseitig Dienste und der päpstliche Leibarzt brachte das Tuch zum Abtrocknen auf einer goldenen Tasse. Nun wurden den Domherren, als Acolythen, die päpstliche Messkleidung übergeben, welche sie zum Throne brachten und dem Nuntius reichten. Dieser kleidete nun den Papst mit Beihilfe der Cardinäle an, setzte ihm die Inful auf das Haupt und Cardinal Migazzi steckte ihm den Pontificalring an, worauf sich der Zug zu jenem Altare begab, wo die feierliche Messe gehalten werden sollte. Dieser Altar war zu dem feierlichen Pontificalamte eigens errichtet worden. Er bestand eigentlich nur aus einem acht Schuh langen und  $4\frac{1}{2}$  Schuh breitem Opfertische, welcher vor- und rückwärts mit reichen Behängen ausgeschmückt war. Auf demselben stand bloß ein silbernes Crucifix, nebst sieben Leuchtern von gleichem Metalle, drei zu jeder Seite und einer hinter dem Kreuze. Der eigentliche Hochaltar war abgetragen und an dessen Stelle war ein kostbarer, auf fünf langen und breiten Stufen erhöhter, und mit einem hohen goldreichen Arm und Lehnstuhl für den Papst versehener Baldachin errichtet worden.

Neben daran waren zwei Stoffsessel für die Cardinäle Batthyany und Herzan, dann ein größerer Sitz zur Rechten

des Thrones auf der obersten Stufe für den Cardinal Migazzi. Außerdem waren noch überzogene Bänke für die Bischöfe und Prälaten vorhanden. Der Altar war dem Throne gerade gegenüber, an der Evangelienseite des Altars stand die gewöhnliche Osterkerze und der Stein, worin das päpstliche Kreuz gestellt wurde. Auf jeder Seite des Altars war eine Credenz, auf deren einer die sieben Leuchter, auf der andern aber die erforderlichen Bücher ihren Platz hatten. Außer dem Altare, unter den Stufen zur Evangelienseite, war ein auf drei Stufen erhöhter, hoher Arm- und Lehnsessel für den Papst hingestellt. Zwischen dem Seitenaltar und den mittleren Kirchstühlen war eine eigene Bühne für die Hofmusik errichtet und vor derselben Schämel für die obersten Hofämter gesetzt. Die mittleren Kirchstühle aber nahmen die Hofcavaliere ein; die Oratorien und der Musikchor waren mit Damen besetzt. Kaiser Joseph selbst wohnte wegen Augenschmerzen dem Gottesdienste nicht bei.

Da ein solches Pontificalamt aus ganz absonderlichen und eigenthümlichen Ceremonien besteht, so, glaube ich, wird die Beschreibung desselben nicht uninteressant seyn. Zuerst incensirte (beräucherte) der Papst den Altar, wurde darauf selbst vom Diacon incensirt und umarmte sodann die drei Cardinäle. Darauf ließ er sich auf dem Throne nieder, der Nuntius und der Weihbischof als Diacone, saßen mit dem Gesichte gegen den Thron gekehrt und lasen die vorkommenden Theile der Messe mit. Auf dieselbe Weise saßen tiefer die zwei griechischen Diacone neben einander. Auf der obersten Stufe des Thrones links hatten die zwei Bischöfe ihren Platz, die dem Papste mit dem Buche und brennender Kerze bedienten. Die Domherrn umgaben, auf den untersten Stufen sitzend, den ganzen Thron. Die Cardinäle hatten aber neben dem Papst ihren

Platz, die Bischöfe und Prälaten aber auf der Seite auf den Bänken. Der lateinische Diacon und Subdiacon lasen in lateinischer, die griechischen in griechischer Sprache die Epistel und das Evangelium und nachdem Jeder in seiner Sprache bei dem päpstlichen Throne um den Segen gebeten hatte, erhielten sie ihn von dem heiligen Vater.

Nach geendigten beiden Evangelien küßte der Papst beide ihm vorgehaltenen Bücher und hielt, mit der Inful auf dem Haupte, eine ausgezeichnete lateinische Rede \*), in welcher er die Versammlung zur Freude über die Auferstehung des Erlösers und zur Bereuung ihrer Sünden ermahnte. Nach dieser Rede trat der Nuntius vor den Thron und sang das Confiteor, worauf der Papst selbst das Misereatur und die Absolution absang und den Segen ertheilte. Hierauf wurde die Messe mit dem Credo fortgesetzt, unter welchem die lateinischen Diacone nach den Worten: „Et incarnatus est“ zur Credeuz traten, die Hände wuschen und alsdann über den Altar ein prachtvolles, mit Gold reich besetztes Altartuch breiteten. Zugleich wurde dem Diacon Alles zum Messopfer Nöthige durch den Subdiacon überreicht, welches jener an seine Stelle legte, jedoch vorher jene Hostie, die bei der Messe gebraucht werden sollte, mit einer anderen Hostie abrieb und diese alsdann einem der päpstlichen Caplane zu verspeisen gab. Eine ähnliche Ceremonie wurde auch vor dem Einschenken mit dem Weine und Wasser beobachtet. Fürst Auerzberg goß hierauf dem Papste das Handwasser auf, worauf dieser zum Altare trat und das Offertorium verrichtete. Zum Sanctus traten acht Domherren mit Fackeln und Einer mit dem Rauchfasse heraus und blie-

\*) Papst Pius VI. war seiner feuervollen Beredsamkeit wegen sehr gerühmt, und die Italiener nannten ihn deswegen *il persuasore*.

ben in zwei Reihen vor dem Altare kniend, bis die Communion vorüber war. Nach dem *Agnus Dei* gab der Papst den drei Cardinälen den Friedenskuß, Cardinal Migazzi gab ihn darauf den übrigen anwesenden Bischöfen. Dann begab sich der Papst wieder auf seinen Thron. Der Diacon und der Subdiacon blieben jedoch bei dem Altare, auf welchem die consecrirte Hostie noch vorhanden war. Nun begann der interessanteste und Haupttheil der Ceremonie.

Es wurde ein goldener Stern gebracht, den der Diacon auf die Paten über die Hostie legte, diese sodann mit der Paten bis zu den Augen erhob und sich damit langsam auf jede Seite und wieder zum Altare wendete, dann dieselbe dem knieenden Subdiacon, dessen Hände mit einem reich mit Silber gestickten Tuche bedeckt waren, übergab. Dieser überbrachte sie dem Papste, der sie knieend anbetete. Mit dem Kelche verrichtete der Diacon die nämliche Ceremonie und brachte denselben, mit einem seidnen Tuche bedeckt, ebenfalls dem Papste, der ihn gleichfalls anbetete und hierauf stehend die vor der Communion üblichen Gebete verrichtete. Nach dem „*Domine, non sum dignus*“ nahm der Papst die Hostie, genoß aber nur die Hälfte derselben. Die andere Hälfte brach er in zwei Theile. Hierauf trank er mittelst eines goldenen Röhrchens einen Theil des consecrirten Weines aus dem Kelch und communicirte sodann die zwei übrigen Theile der Hostie dem Diacon und Subdiacon, umarmte Beide und sprach zu Jedem: *Pax tecum*. Endlich sog der Diacon ebenfalls einen Theil des Weines mit dem goldenen Röhrchen und gab das Übrige dem Subdiacon, der den Rest aus dem Kelche trank. Nun wurde die Messe auf gewöhnliche Weise bis zu Ende fortgesetzt. Noch bleibt zu bemerken, daß der Papst sich bei den öfters in der Messe vorkommenden Worten: *Dominus*

vobiscum“, so wie bei dem: „orate fratres“ nicht umwendete, sondern stets mit dem Gesichte gegen den Altar gerichtet blieb.

Nach Beendigung des feierlichen Hochamtes begab sich der Papst in derselben Kleidung, in welcher er gekommen war, aus der Kirche und fuhr über den hohen Markt nach der Kirche am Hof, um dem versammelten Volke den feierlichen päpstlichen Segen und Ablass zu ertheilen.

Auf diesem Plage hatte sich schon mit dem frühesten Morgen eine außerordentliche Volksmenge eingefunden, so, daß bei der Ankunft des Papstes nicht allein der ganze, sehr geräumige Platz, sondern auch alle Fenster und Dächer, ja sogar die auf der Mitte des Platzes befindliche Säule und alle benachbarten Plätze und Straßen mit Menschen vollgepfropft waren, so daß man deren Zahl über 50,000 schätzte.

Auf dem durchaus rothspalirten, mit Teppichen belegten Balkon war ein goldreicher Baldachin errichtet, mit einem eben so kostbaren Arm- und Lehnsessel, nebst Fußgestelle. Mit dem weißen Pluviale bekleidet, die Tiare auf dem Haupte, bestieg der Papst, begleitet von den drei Cardinälen und zwei seiner Bischöfen, den Balcon. Der Subdiacon trug das Kreuz vor und an dem Eingange zum Balcone standen zwei Ceremoniarier mit brennenden Kerzen in silbernen Leuchtern. Der Papst ließ sich auf dem Sessel nieder und sang die Absolution, worauf die Hoffänger antworteten. Hierauf erhob er sich wieder von seinem Sitze, segnete das Volk dreimal und sprach dabei in lateinischer Sprache: „Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes komme über euch und bleibe bei euch alle Zeit, Amen.“ — In demselben Augenblicke wurde auf der Freitung durch ein daselbst postirtes Grenadierbataillon

eine Salve gegeben, worauf auf den Wällen rings um die Stadt die Kanonen abgefeuert wurden, um alle Katholiken inner den Linien dadurch zum vorgeschriebenen Gebete und zur Erlangung des vollkommenen Ablasses zu ermahne. Nach diesem Segen setzte sich der Papst wieder und Cardinal Batthyany beugte sich vor ihm und bat ihn im Namen des ganzen Volkes mit den Worten um Ablass: *Indulgentias, beatissime Pater!* worauf der Papst antwortete: *plena-*  
*riam* (ein vollkommener). Diesen verkündigte nun der Cardinal dem Volke durch, vom Balcon heruntergeworfene in lateinischer Sprache gedruckte Zettel, worin die schon erwähnte Bedingung enthalten war, daß nämlich Jeder, der den Ablass gewinnen wolle, vorzüglich für das Wohl des Kaisers und des Papstes zu beten verpflichtet sei. Darauf ging der Zug wieder in die Hofburg und so endete sich diese merkwürdige Feierlichkeit.

Den 2. April besah der Papst die kaiserl. Bildergalerie und ließ sich bald darauf von dem kaiserl. Kammermaler Hicel portraituren. Den 6. und 7. besah er die Hofbibliothek und die kaiserl. Sammlungen, den 9. das kaiserl. Zeughaus, den 10. die Porcellanfabrik, den 11. das Waisenhaus, den 12. die thesianische Ritteracademie, den 13. die kaiserlichen Stallungen und Schönbrunn. Den 15. besuchte er die fürstl. Liechtenstein'sche Gallerie, den 16. die Ingenieursakademie. Den 19. ertheilte er im Spiegelsaale der kaiserl. Hofburg mit den üblichen feierlichen Ceremonien den Cardinalschut an die Cardinäle Firmian, Bischof zu Passau und Batthyany, welche Ertheilung früher nur in Rom Statt finden durfte. Den 20. fuhr der Papst in Gesellschaft des Fürst-Erzbischofes von Olmütz, Grafen Colloredo nach Klosterneuburg, und besah dort alle Merkwürdigkeiten des Stiftes. Den 21. stattete er bei dem Kaiser

und dem Erzherzog Maximilian seinen Abschiedsbefuch ab und erhielt deren Gegenbesuch.

Den folgenden Tag begab sich der Papst nach Anhörung der Messe abermals zum Kaiser. Nach längerem Gespräch kam er mit diesem und dem Erzherzog Maximilian aus den kaiserl. Gemächern. Der Kaiser setzte sich mit dem Papste in einen zweifitzigen Wagen, der Erzherzog Maximilian folgte in einem zweiten und darauf das ganze Gefolge und so trat der hohe Reisende unter Bedeckung der Garden und unter dem Zusammenlauf einer unermesslichen Volksmenge seine Abreise aus der Residenz an. Zu Mariabrunn stiegen die Fürsten aus und unter dem Vordergebäude der Kirche erfolgte der Abschied, was noch heute eine Inschrift an demselben bezeugt. Der Kaiser und der Erzherzog wurden von dem Papste auf das Zärtlichste umarmt, gesegnet und geküßt. Darauf kehrten Erstere in die Residenz zurück und der Papst setzte seine Reise über St. Pölten, Melk und Linz nach Deutschland fort. Allenthalben in den österreichischen Staaten, wo er durchreiste, hatten große Feierlichkeiten Statt.

Da die weitere Reise des Papstes nicht zu dem Zwecke dieses Buches gehört, so will ich nur kurz andeuten, welche wichtigen Orte er auf seiner Rückreise nach Rom berührte. Den 26. April traf er in München ein und verweilte daselbst bis 2. Mai. Den 5. Mai feierte er in Augsburg sein Namensfest. Den 7. Mai langte er in Innsbruck an, den 9. in Brixen, den 11. in Verona, den 13. in Padua, den 15. in Venedig, wo ebenfalls große Festlichkeiten Statt hatten und wo der Papst mehre Tage verweilte. Den 22. kam er in Bologna an, den 26. zu Imola, den 30. zu Cesena, wo er dem Frohnleichnamsfeste beiwohnte, den 3. Juni zu Rimini, den 4. zu Sinigaglia, von wo die Reise weiter über Ancona, Lo-

retto, Tolentino, Folligno und Otricoli ging. Den 13. hielt er seinen feierlichen Wiedereinzug in Rom.

Bei der Abreise des Papstes von Wien hatte sich Joseph II. wahrhaft kaiserlich gezeigt. Er verehrte dem Papste ein kostbares brillantenes Kreuz, über 200,000 Gulden an Werth. Die beiden Prälaten in seinem Gefolge erhielten jeder einen kostbaren Ring, im Werthe von 2000 Gulden, eine goldene Dose und eine goldene Medaille mit des Kaisers Brustbild. Von dem Gefolge des zweiten Ranges erhielt Jeder einen Brillantring von ungefähr 800 Gulden im Werthe, dann eine kleinere goldene Medaille. Der päpstliche Kammerdiener erhielt nebst einer kostbaren goldenen Dose auch das Decret eines kaiserlichen Kammerdieners. An die übrige Dienerschaft wurden 500 Ducaten vertheilt. — Die päpstlichen Geschenke bestanden in folgenden: Der Oberstküchenmeister, Graf von St. Julien, erhielt einen Rosenkranz von Lapis Lazuli, nebst einem brillantenen Ring, 500 Duc. an Werth; Graf Rosenberg eine schön gefaßte Reliquie. Der Kammerfourier Le Noble, welcher die Einrichtung der Zimmer zu besorgen hatte, erhielt eine Medaille von 100 Ducaten, ein anderer Kammerdiener ein Amulet von 30 Ducaten im Werthe. Jeder kaiserliche Kammerdiener erhielt überdieß eine Medaille von 6 Ducaten und 50 Ducaten baar. Unter die zu Wien Dienste leistende Dienerschaft wurden 1000 Ducaten, unter jene auf der Reise 500 Ducaten vertheilt.

### Das Impromptu des Meisters.

Den 28. Mai 1786 war gewählte Abendgesellschaft in einem schönen Garten der Vorstadt Landstraße in Wien, wel-

cher, nebst einem niedlichen Sommergebäude, Eigenthum des  
 Großhändlers N. war. Bereits trieben sich, nach damaliger  
 Mode glänzend und steif gepugte, Herren und Damen, Er-  
 stere in lichtfarbigen Seidenröcken, bunten Westen und zier-  
 lichen Chapeaubas; Letztere in schweren faltenreichen Reif-  
 röcken von geblühten Damast und dem babelthurmähnlichen  
 Haarauffage, plaudernd und kosend in den mäandrischen  
 Gängen herum, deren Einfassung aus kunstreich zugeschnitte-  
 nen Buchs- und Larusbüschen bestand, und welche sich um  
 künstlich geschlungene Beete drehten, sparsam mit Blumen  
 bepflanzt, aber desto anmuthiger mit farbigem Kies und Glas  
 in symmetrischer Ordnung belegt. Denn damals liebte man  
 es nicht, sich bei dem Hause mit vielen Kosten einen unregel-  
 mäßigen Wald zu ziehen, den man in mäßiger Entfernung  
 ganz unentgeltlich und jedenfalls naturgetreuer genießen  
 konnte. In und am Hause mußte damals die Kunst herrschen,  
 was sie denn auch manchmal mit eisernem Scepter that, und so  
 gab es dann keinen Baum und kein Bäumchen, welches sich  
 nicht zu irgend einer plastischen Augenweide hergeben mußte,  
 ja selbst das gestaltlose Element des Wassers wurde auf die  
 kunstvollste und mühsamste Weise in irgend eine gefällige  
 bildliche Form gezwängt, und noch heut zu Tage liefern, ob-  
 wohl meistens in Ruhestand versetzte, Fontänen, Wasserspie-  
 gel, perückenförmige Wasserkünste &c. die Beweise davon. Über  
 den Werth und Unwerth solcher geschmückten und abgezir-  
 kelten Gartenanlagen ist viel gesprochen und geschrieben wor-  
 den, und ich will die Debatten darüber nicht vermehren; je-  
 denfalls aber hat man oft das Kindlein mit dem Bade ver-  
 schüttet, und selbst der große naturbegeisterte Jean Paul  
 spricht: »Nahe an einem Hause nehmen sich die holländischen  
 Gartenschmörkel mit ihrer häuslichen Winzigkeit besser aus,

als die erschütternde Natur mit ihrer ewigen Majestät. Ich liebe solche Gärten, die im Grunde bloß eine fortgesetzte Wohnstube ohne Dach und Fach sind.“

Aber zurück zu unserer Gesellschaft, die ohnehin schon durch das lange Ausbleiben des Hausherrn in eine etwas unmuthige Stimmung gesetzt war. Die galanten Redensarten, so geschweift und geschmückt wie der Schauplatz selbst, auf dem sie gehalten wurden, sowie die wenigen Tagesneuigkeiten hatten sich erschöpft; nur Einzelne sprachen noch von Josephs Reformen, von dessen bevorstehender Reise nach Rußland, von dem liebenswürdigen Erzherzog Franz, der im vorigen Jahre nach Wien gekommen war, um sich unter den Augen seines großen Oheims auszubilden und dergleichen.

Natürlich fiel auch das Gespräch auf das Theater, man tritt sich hin und wieder um Madame Adamberger, Sacco, und wie die damaligen Notabilitäten der Bühne heißen mochten, so wie man bei dieser Gelegenheit auch auf die zu dieser Zeit auflebende Oper zu sprechen kam, als deren tüchtigsten Repräsentanten man ohne weiters den damals in Wien anwesenden Maestro Vinzenz Martin mit der allerdings vortrefflichen „cosa rara“ und dem „arbore di Diana“ erklärte, aber nebenher auch die „Entführung aus dem Serail“ pries, und das Für und Wider einer neu zu erwartenden Oper des Salzburger Meisters besprach, die einen spanischen Intriguenstoff zum Gegenstande haben sollte.

Aber allmählig, wie sich die Schatten verlängerten, erschlaffte die Conversation und die sehnsüchtigen Blicke der Gesellschaft richteten sich weniger auf entfernte Kunstgenüsse, als auf den inmitten der großen vergitterten Gartenrotunde aufgerichteten Credenzisch, der bereits mit köstlichem Geschirre

prangte, aber vor Ankunft des Festgebers nicht servirt werden konnte.

Endlich öffnete sich die grün und weiß lackirte Gartenpforte, und der Ersehnte erschien, ein Männlein seltsamen Aussehens mit sich führend, daß die lauten Begrüßungen, die eigentlich den Herrn des Hauses allein betrafen, linksich genug mit beantwortete. Es war ein kleiner, schwächlicher Mann in schnupftabakfarbigem Fracke mit großen, seidenumspunnenen Knöpfen, weißer Weste, schwarzen Kniehosen mit silbernen Schnallen, Schuhen und Strümpfen. Das nicht schöne, aber ausdrucksvolle Gesicht mit wundersam überstürzt gebogener Nase zierte eine runde, nett geordnete und gepuderte Berücke mit stattlichem Zopfe; aus der Weste starrte eine umfangreiche, blendend weiße und steife Busenkrause, der linke Arm hielt den Chapeaubas, während der rechte ein erkleckliches spanisches Rohr mit großem Elfenbeinknopfe handhabte, an welchem zwei ansehnliche schwarze Quasten herabhängten.

Die Gesellschaft glogte mit neugierigen Augen den fremden Gast an, es im Stillen erwägend, ob seine Conversation die durch seine Anwesenheit geschmälerte Collation überwiegen dürfte. Aber selbst diese Erwartung schien nicht in Erfüllung zu gehen. Während der Hausherr sich mit geschäftiger Höflichkeit, wie sie gebildeten Kaufleuten eigen zu seyn pflegt, mit den gewöhnlichen Begrüßungsformeln von einem Gast zu dem andern wandte, blieb der Fremde, nachdem er sein: „Gehorsamer Diener“ mit schwerfälliger Verbeugung hervorgebracht hatte, verlegen auf einem Flecke stehen, spielte unbeholfen mit seinen Stockquasten und schien sich wie im fremden Elemente zu fühlen.

Auf einmal aber, als der Bankier mit seinen damals

streng geforderten und beobachteten Willkommens-Complimenten fertig war, ergriff er den stummen Gast bei der Hand und stellte ihn der Gesellschaft mit den Worten vor: „Herr Mozart wird mir heute die Ehre geben, an unserer Abendmahlzeit Theil zu nehmen.“

Sogleich durchlief ein leises Geflüster: „Mozart? — Mozart? — die Gesellschaft, das die Näherstehenden von Mund zu Munde den Entfernteren zulispelten; die Neugierde war befreit, man freute sich einen berühmten Künstler in der Gesellschaft zu zählen, und versprach sich Wunderdinge von seiner Unterhaltung, wunderte sich auch wohl, daß er so ganz wie ein anderer Mensch aussah, wie das jederzeit zu geschehen pflegt, wenn man irgend eine ausgezeichnete Notabilität zum ersten Male erblickt. Der Meister schien aber anfangs in noch größere Verlegenheit zu gerathen und fing nur an, links und rechts ziemlich linkische Bücklinge zu machen, als er auf einmal, durch das unmäßige Geflüster der Gesellschaft aufmerksam gemacht, wie von einem anderen, höheren Geiste beseelt wurde. Seine eintönigen, fast nichts sagenden Gesichtszüge belebten und veredelten sich, eine plötzliche, begeisternde Idee schien ihn ergriffen, lang Gesuchtes schien er gefunden zu haben, und eben als sich ihm die begünstigteren Mitglieder der Gesellschaft nähern wollten, brachte er nur, mit dem Stocke abwehrende Bewegungen machend, in seinem gewohnten bequemen Dialecte die Worte hervor: „Erlaubens nur einen Augenblick, ich bin gleich wieder da, gehorsamer Diener!“ und entfernte sich mit schnellen Schritten.

Die Gesellschaft starrte ihm verwundert nach und erschöpfte sich in Muthmaßungen über das sonderbare Benehmen des Meisters. Sie hatten jedoch nicht lange gewartet und sich ihre Bemerkungen mitgetheilt, als Mozart schon wieder

erschien. In seinem Benehmen aber war er ganz verändert. Zufriedenheit und Lust strahlte aus seinen Augen, jede Spur von Steifheit war verschwunden, er lachte, schwatzte und scherzte, wußte mancherlei drollige Anekdoten zu erzählen, und als die Collation eingenommen war, setzte er sich ungebeten zum Clavier und phantasirte auf so geistreiche und mitunter muthwillige Weise, daß die ganze Gesellschaft auf das Höchste entzückt war und erklärte, lange keinen so fröhlichen Abend erlebt zu haben.

Ja, seine Begeisterung und seine frohe Laune gingen so weit, daß er, als der Hausherr den Bedienten Martin wegen eines verschütteten Glases Punsch schalt und ihn ganz subtil einen Esel nannte, sogleich in einer Art Übermuth diese Gelegenheit ergriff, die zwei Zeilen: „O du eselhafte Martin, o du martinischer Esel!“ improvisirend vortrug und endlich daraus den berühmten, komischen Kanon bildete, der noch heute zum großen Ergötzen mancher Gesellschaft vorgetragen wird.

Endlich trennte man sich spät und in der heitersten Stimmung. Der Hausherr aber konnte seine Neugierde nicht länger unterdrücken, was Mozart eigentlich fortgetrieben und in so veränderter Stimmung zurückgeführt hatte, und er fragte ihn beim Abschiede um die Ursache. Mozart aber lächelte und sagte: „Haben Sie das Zischeln bei meiner Ankunft gemerkt und wie man mit meinem Namen Fangball spielte? Nun gut, so kommen Sie künftige Woche in meinen Figaro, da wird Ihnen Alles klar werden. Gute Nacht, gehorsamer Diener.“

Und bei der ersten Vorstellung dieser herrlichen und in ihrer Art unübertroffenen Oper wurde zwar Jedermann durch die harmonischen Zauberklänge, durch die Wahrheit und

Feinheit der Charakteristik, so wie durch die köstliche Laune, die sich in Lönen aussprachen, entzückt; die gegenwärtigen Mitglieder der Abendgesellschaft aber wußten sich vor Erstaunen und Bewunderung kaum zu fassen, als sie in dem herrlichen ersten Finale, wo die Gräfin Susannen und diese Figaro die Auskunft über den Bagen zuflüstern, ein lebendiges Bild ihrer eigenen Gartenscene erblickten, welche den Meister zu einer so tief gefühlten und herrlichen Scene begeistert hatte, die jedem Fühlenden noch heute so hoch entzückt, obschon nur Wenige den eigentlichen Ursprung davon wissen.

Das aber ist die Weihe des Genies, die Natur in ihren unbedeutendsten Wirkungen aufzufassen und künstlerisch verarbeitet wieder zu geben. Wie viele unwichtig scheinende Vorfälle im menschlichen Leben mögen Veranlassung zu den größten Meisterwerken der Kunst gegeben haben! Ich brauche hier nur an die ewigen Symphonien Beethoven's mit ihrer heiligen Musenzahl zu erinnern; denn jede derselben drückt nicht nur allein irgend eine Gemüthsstimmung, sondern dem geweihten Sinne selbst eine fortgesetzte, durch Löne dargestellte Begebenheit aus.

Mozart hätte wohl auch ohne äußere Einwirkung sein classisches Finale componirt, und auch schön und charakteristisch componirt, allein die Wahrheit der Darstellung wurde jedenfalls durch die Beobachtung und Aufnahme dieser charakteristischen Gartenscene erhöht. So mochte der Meister oft Scenen des wirklichen Lebens still beobachtet und künstlerisch aufgefaßt haben, während er schweigsam in sich versunken da saß und allgemein als schlechter, langweiliger Gesellschafter galt; darum aber sind seine Opern auch Meisterwerke der Charakteristik, zu deren allgemeinen Anerkennung es leider bis heute noch nicht gekommen ist, da sogar, in anderer Hin-

sicht, große Geister, geschweige das eigentliche Publikum, der Musik nur das Sinnliche zugestehen, und es in denselben suchen und vorzugsweise zu finden lieben.

### Eine Scene auf dem Graben.

Den 14. Mai 1809, zur Zeit, als die französischen Heere Osterreich und Wien besetzt hatten, erschien ein drohender Aufruf an die österreichische Landwehre, folgenden Inhaltes:

1. Die Miliz oder sogenannte Landwehre ist aufgelöst.
2. Ein Generalpardon wird hiermit allen Gliedern derselben bewilligt, welche sich spätestens binnen vierzehn Tagen nach der Einrückung der französischen Truppen, in die Ortschaften, wohin sie gehören, nach Hause begeben werden.
3. Sollten Offiziere derselben in dem gegebenen Zeitraume zurückzukehren unterlassen, so sollen ihre Häuser abgebrannt und ihre Meubeln und sonstiges Eigenthum confiscirt, die daran Schuldtragenden aber zur strengsten Verantwortung gezogen werden.
4. Die Ortschaften, welche Mannschaft zur Landwehre geliefert haben, sind gehalten, dieselbe zurückzurufen und die Waffen, welche diese erhalten haben, sogleich abzuliefern.
5. Den Commandanten der verschiedenen Provinzen ist aufgetragen, alle gehörigen Maßregeln zur Vollziehung des gegenwärtigen Befehles zu ergreifen.

Obzwar diese fulminante Erklärung eigentlich nur ein Schreckschuß war und fast gar keine Folge nach sich zog, so machte sie doch viel böses Blut, eine düstere Stimmung bemächtigte sich der Landeseinwohner und der allgemeine Haß

gegen die übermüthigen Sieger steigerte sich um so mehr auf einen bedenklich hohen Grad, als bald darauf eine zweite Verordnung erschien, welche alle jene Einwohner mit strenger Ahndung bedrohte, die verkleidete österreichische Krieger bei sich aufnahmen und dieselben nicht alsogleich dem Stadtcommando anzeigten. Die Franzosen selbst aber blieben sich in ihrem nonchalanten Benehmen gleich. Zwar übermüthig und siegestrunken, aber sorglos und vergnügenslustig streiften sie in den Gassen Wiens umher, als ob dieselben die Boulevards ihres leicht- und frohsinnigen Paris wären und sie kümmernten sich, wohl auch ihres Übergewichtes bewußt, nur wenig um die mißtrauischen und feindseligen Blicke, denen sie von Zeit zu Zeit begegneten, ließen sich auch durchaus nicht von kleinen Abenteuern abhalten, wie sie dem leichtem französischen Blute eigen sind.

So las man kurz darauf einen öffentlichen Anschlag, wodurch allen Sängerinnen, Tänzerinnen und Figurantinnen des Kärnthnertheaters bei alsogleicher Dienstenlassung untersagt wurde, sich auch nur bei einem Fenster des Theatergebäudes blicken zu lassen, was mit einem galanten Vorgange welcher an einem der vorhergehenden Abende die Ursache eines bedenklichen Tumultes gewesen war, in Verbindung stand. Zwei bürgerliche Grenadiere nämlich, welche bei dem Eingange, der zur Bühne führt, die Wache und selbst von dem französischen Commandanten den strengen Auftrag hatten, Niemand außer dem Theaterpersonale den Eintritt durch diese Thüre zu gestatten, wiesen einen Offizier zurück, der, durch die auffordernden Blicke einer Figurantin gelockt, mit Gewalt hinein wollte. Nach einem heftigen Wortwechsel fiel er sie sogar mit dem Säbel in der Faust an, so daß ihnen die übrige Theaterwache zu Hilfe eilen mußte. Nun kam auch französisches

Militär herbei, allein dieses, statt den Beleidigten Recht zu schaffen, schlug sich auf die Seite des Offiziers und durch ihre größere Anzahl bemächtigten sich die französischen Soldaten der Gewehre der Bürgerwache. Nun wurde auch das Volk aufgebracht und mengte sich in den Streit und es würde gewiß blutige Auftritte gegeben haben, wäre nicht eine Abtheilung bürgerlicher Cavallerie herbeigekommen, welche sogleich die Gasse sperrete und das Volk, welches bereits die enge Komödiengasse und den Platz vor dem Theater füllte, beredete, sich ruhig nach Hause zu begeben. Die Bürgerwache erhielt auch auf die Verwendung des Bürgerofficiers ihre Waffen wieder und bezog ihren Posten wie vorher.

Trotz dieser im Allgemeinen gereizten Stimmung aber besaßen die Wiener, wie immer, im Ganzen so viel Tact, Beachtung der Umstände und Abscheu vor nutzloser, ja verderblicher Aufregung, daß ein wirklicher Ausbruch ihrer Mißstimmung nicht leicht zu besorgen war, es mußte denn der Anlaß dazu gar zu eclatant gegeben werden. Endlich, das ist nicht zu läugnen, gab es auch unter den Feinden, besonders unter den eigentlichen eingebornen Franzosen, viele Redlichgesinnte, welche nicht allein den Übermuth ihrer Kameraden nicht theilten, sondern ihm bei jeder Gelegenheit entgegen wirkten; ja welche sich selbst dann ihres posse nicht bedienten, wenn sie auf Kosten der Einwohner das volle Recht dazu in Händen hatten. Es fehlte selbst nicht an Zügen hervorstehenden Edelmuthes und des feinsten Ehrgefühles in dieser Hinsicht, wovon nachfolgende Begebenheit, die übrigens nahe daran war, die Ruhe der Hauptstadt in gefährlichem Grade zu stören, eine der sprechendsten ist.

Es war den 4. Juni, an einem schönen Sonntage um die Mittagessstunde, als sich, wie gewöhnlich, eine Masse

Spaziergänger auf dem Graben drängte, unter welchen häufig die glänzenden Uniformen der französischen Offiziere hervorstachen. Einer der Letzteren, ein junger Mann von äußerst vortheilhafter Gesichtsbildung, blieb in der Gegend der Dreifaltigkeitssäule stehen, und ließ die vorüber schwebenden Schönen Wiens die Musterung passiren. Auf einmal faßte er aber auch einen vorübergehenden Mann in Civilkleidung scharf ins Auge und folgte ihm mit sichtlich erregter Neugierde mehre Schritte nach. Doch kaum war er bis gegen den Trattnerhof gekommen, als der Offizier mit französischer Monchalance seine Forschung aufgab und sich wieder umwendete, wahrscheinlich um zu seinem früheren Standpunct zurückzukehren. In dem Augenblicke aber wurde er von einem Frauenzimmer, das ihn schon einige Zeit beobachtet hatte, am Arme gefaßt, wobei sie ihm einige Worte zuflüsterte. Der Offizier aber, weit entfernt, die altbekannte französische Galanterie zu beobachten, starrte sie nur einen Augenblick mit zorniger Miene an und gab ihr dann eine derbe, lauschallende Ohrfeige, so daß sie verblüfft zurück taumelte und sich ohne weitere Lust, die Conversation fortzusetzen, beschämt und eilig durch den Trattnerhof verlor.

Diese rohe Mißhandlung eines gut gekleideten Frauenzimmers auf öffentlicher Straße aber empörte mit Recht die Menge und goß den letzten Tropfen in die ohnehin schon übervolle Schale der Erbitterung. Mit wildem Geschrei und drohenden Geberden versammelten sich sofort mehre Gruppen Volkes um den Offizier und es wäre gewiß zu ernstern Thätlichkeiten gekommen, deren Folgen nur betrübt seyn konnten, hätten sich nicht schnell mehre französische Offiziere um ihren Kameraden versammelt und ihn selbst über sein unverantwortliches Benehmen ernsthaft zur Rede gestellt. Seine Verantwortung aber verkehrte die Wuth der Menge mit Eins in

Beifall und Hochachtung für den Offizier und in Abscheu und Bervünschungen gegen das Frauenzimmer, die zu ihrem Glücke nicht mehr aufgefunden werden konnte. Er erklärte nämlich in gebrochenem Deutsch, die Dame hätte ihm, als er in dem Vorübergehenden einen alten Bekannten vermuthete, zugeflüstert, es sei ein verkleideter österreicherischer Offizier und er solle ihn ja nicht aus den Augen lassen. Diese Zumuthung sei ihm als einem braven Franzosen und kaiserlichen Soldaten so entehrend vorgekommen, daß er seine Verachtung über ihre Niederträchtigkeit in der Eile auf keine andere Weise zu äußern gewußt habe. Diese Begebenheit ist buchstäblich wahr, ungewiß aber, ob das erwähnte Frauenzimmer eine Deutsche oder eine Ausländerin gewesen ist. Zur Ehre des Vaterlandes und als eine größere Wahrscheinlichkeit aber wollen wir jedenfalls das Letztere annehmen.

### Beethovens merkwürdiges letztes Concert im großen Redoutensaale im Jahre 1826.

Die Versammlung war heute sehr zahlreich. Die Räume des großen weitläufigen Redoutensaales waren in allen ihren Abtheilungen im vollsten Sinne des Wortes überfüllt, theils aus wahren heiligen Enthusiasmus, theils aus frommer, gläubiger Pietät, zumeist aber aus vornehmer und gemeiner Neugierde, um doch sagen zu können: »Ich bin auch dabei gewesen, ich habe ihn auch gesehen!«

Denn heute sollte er, der größte Meister in dem geheimnißvollen Reiche der Töne, er, dessen Leben selbst in Harmonie aufgelöst war, sollte heute das neueste Product seiner gottbegeisterten Phantasie, seine wundervolle neunte Sim-

phonie dirigiren. Aller Augen waren starr auf das vollbesetzte Orchester mit verschiedenem Ausdrucke, durch obige Ursachen angeregt, gerichtet und als er endlich mit starkem, schnellen Schritte erschien, im ungewohnten schwarzen Fracke und Beinleid, weißer Weste und lockeren Halstuche; über das markige, geistreiche, aber etwas düstere Antlitz die grauen Haare in genialer, fast etwas wüster Unordnung hängend; die geistvollen, aber wie von unwillkürlicher Raslosigkeit und Ungeduld belebten Blicke unter den buschigen, etwas zusammengezogenen Brauen hervorsprühend, da erhob sich ein einstimmiger donnernden Beifallssturm.

Doch auch dafür, wie leider sonst im Leben, schien der große Meister nach Außen taub zu seyn, während sein Inneres von den herrlichsten Harmonien erbebte und erklang. Feind jeder Ostentation fertigte er die gespendete, geräuschvolle Anerkennung mit einem Paar kurzen, etwas linksichen Bücklingen ab, griff schnell nach dem Tactstabe und gab das Zeichen zum Beginnen.

Das tobende Getöse verwandelte sich plötzlich in Grabesstille und während nun die gewaltigen Tonmassen der Einleitung erklangen, schien sich erst die Gestalt des alten Meisters zu beleben. Von dem göttlichen Genius erfüllt, untheilnehmend an Allem, was außer ihm, schien er die Seligkeit des Schaffens aufs Neue zu genießen, als sich durch Klang und Schall die schwarzen todten Zeichen auf dem Papiere belebten. In jeder Note schien ein Theil seines Geistes zu ihm zu sprechen; heilige dithyrambische Begeisterung belebte jeden seiner Muskel, das gemeine irdische Leben war weit von ihm gewichen, ein höherer Strahl aus unbekanntem Welten hatte ihn fremdartig und fast unheimlich beseelt und — hätte die Musik geschwiegen und nur er seine Bewegungen fortgesetzt, auch

dann würde ein begeistertes Gemüth den Gang seines großartigen Gedichtes vernommen haben.

Aber freilich vermag nur Begeisterung wieder die Begeisterung in seiner höchsten Weihe zu begreifen. Der Funke des Genius bedarf wieder eines empfänglichen, ja gleichgestimmten Gemüthes und so geschah es auch dießmal, daß sich mehre Augen bei diesem Anblicke mit Thränen füllten, während andere, wie bei einem gemeinen Spas, vergnügt, oder wohl gar, denen die Götter verzeihen wollen, mitleidig lächelten; Beethovens innere, alle Fesseln des Irdischen sprengende Begeisterung für äußere Wirkung und Folge seiner leiblichen Taubheit nehmend.

Als nun endlich nach dem seelenvollen Adagio, nach dem von dem herrlichsten Humor durchdrungenen Scherzo und dem großartigen, jedoch, trotz alles Panegyrisirens, noch bis heute nicht allgemein gefühlten und begriffenen Finale, welches, allerdings sonderbar, mit einem Vocalchor schließt, — der Meister den Tactstab schnell niederlegte und sich eben so schnell entfernte, forderte der Enthusiasmus oder die Mode abermals ihr Opfer und dreimaliger Beifallsturm zwang ihn abermals zu drei schnellen, unbeholfenen Verbeugungen, worauf er sich denn endlich entfernen durfte.

Ein weiteres Stimmen der Instrumente erfolgte, dessen abgerissene Präludien sich jedoch schon auf die vorhergehende Production ausnahmen, wie Waschbecken-Tumult gegen den Niagara-fall. Siehe da, weiche, lydische Töne erklangen als Introduction einer wohlbekannten, vielbeliebten und abgeleiarten Melodie, welche zu dieser Umgebung paßte, wie ein kranker Seidenhase auf weichem Kissen zu einem Löwen, der mit fliegender Mähne und Triumphgebrülle die heimischen Wälder durchstürmt. Es erschien ein schlanker, wohlgewach-

sener Mann in schwarzem, netten Costume, mit italienischen Gesichtszügen, Manieren und Kehle, er begann das — *di tanti palpiti* als Futter für geistige Mägen, die nur Leckerbisslein vertragen, oder keine Mahlzeit ohne dieselben verdauen können — er begann es also herabzusingen und mitunter zu krähen, wie es denn schon seine Manier mit sich brachte.

Es schien fast, als wollte man gestiftentlich auch unserm Goliath einen — David entgegensetzen, dem aber diesmal die siegende Schleuder fehlte; denn selbst Jene, die in *Zelmira*, *Donna del lago* etc. sich in rasenden Beifallsjubel erschöpft hatten, fanden sich denn doch durch diese Zusammenstellung wenigstens *par honneur* indignirt. Die ganze Versammlung erhob sich mit Eins wie ein Mann und der arme, diesmal gewiß wohl unschuldige Künstler wurde auf die eclatanteste Weise unanimiter ausgezischt, was wohl ihm, so wie der armen, ebenfalls unschuldigen *Cavatine* zum ersten und letzten Male wiederfuhr. Freilich erhoben sich hier und da einige aus andern Ursachen indignirte Damen und süße Herren gegen diese barbarische Behandlung, allein sie wurden gegen alle sonstige Galanterie überstimmt und der arme Künstler mußte diesmal abtreten, ohne sich mehr als einzelner, schnell und gewaltsam platzender Leuchtkegeln des Beifalles erfreuen zu können. In der nächsten *Zelmira* erhielt er dagegen bei dem beliebten Fangen des hohen D wieder seine vollständige Ehrenrettung und das Versäumte ward mit großem Gelat nachgeholt.

Nun erschien der Meister wieder und führte einige Stücke aus seiner neuesten, gottbegeisterten *Es dur Messe* vor, allein mittlerweile war man doch etwas zur Besinnung gekommen, ein bitteres Reuegefühl, den fremden Gast, welchem man so viele Genüsse zu verdanken hatte und obendrein zu Gunsten

eines Einheimischen, ein in Wien unerhörter Fall, gekränkt zu haben, bemächtigte sich vieler Gemüther und so war denn ein großer Theil des anfänglichen Enthusiasmus wieder ver-  
raucht und gegen Ende war nur mehr eine kleine Zahl der wahrhaft Geweihten zugegen.

Das Concert währte nämlich ziemlich lange; vor den Augen der Meisten flimmerte der Duft der, ihrer bereits wartenden Suppe so romantisch und idyllisch, daß sie, von unwiderstehlicher Macht ergriffen, den Wanderstab in die Hand nahmen und, noch umsäuelt von den heiligen Tönen der zweiten wundervollen Hymne, welche sie aber in Betracht der warmen Suppe ziemlich kalt ließ, heimwärts pilgerten.

So begann und endete das letzte Concert in Wien, welches Beethoven persönlich dirigirt hatte.

Schon in etwas mehr als einem Jahre, den 29. März 1827, sprach Anschütz an dessen Grabe die herrlichen, tief empfundenen und wahren Worte Grillparzers: „Ein Künstler war er und wer steht auf neben ihm? Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, durchflog er die Gränzen seiner Kunst. Vom Gurren der Taube bis zum Rollen des Donners; von der spitzsindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkte, wo das Gebildete übergeht in eine regellose Willkür streitender Naturgewalten; Alles hatte er durchmessen, Alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, denn Beethoven hörte nur da auf, wo die Kunst aufhört. — Adelaide und Leonore, Feier der Helden von Vittoria und des Messopfers gläubiges Lied; Kinder ihr, der drei- und viergetheilten Stimmen; brausende Symphonien! Freude, schöner Göttersunken, du Schwanengesang! Muse des Liebes und des Saitenspiels, stell dich rings um sein Grab und bestreut es mit Lorbern. Ein Künstler war er, aber

auch ein Mensch; ein Mensch in des Wortes vollkommenster Bedeutung. Weil er von der Welt sich abschloß, nannte sie ihn feindselig, weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht. Gerade das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus. — Wenn er die Welt floh, so wars, weil er in den Tiefen seines Gemüthes keine Waffen fand, sich ihr zu widersetzen; wenn er sich den Menschen entzog, so geschah es, weil er ihnen Alles gegeben und nichts zurück empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein Zweites fand. Aber bis zum Tode bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut aller Welt. So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.“

Ludwig van Beethoven war geboren zu Bonn den 17. December 1772. Sein Vater, Anton van Beethoven, war Tenorist in der Capelle des Kurfürsten von Cöln. Seine ersten Lehrer waren van der Eden und Christian Gottlob Neefe. 1792 kam er nach Wien und blieb fortan daselbst, wo sich sein Genius erst nach und nach seine steghafte Bahn brach. Er war nie vermählt. Seine vorzüglichsten Werke sind: Die herrlichen neun Symphonien; sein Septett, seine Claviercompositionen, die Musik zu Egmont, die Quartetten und endlich seine classische Oper: Fidelio oder Leonore, zu welcher er nach und nach drei Ouverturen schrieb, da die ursprüngliche und eine zweite großartige dem damaligen Geschmacke nicht zusagten. Er starb den 27. März 1827 im sogenannten Schwarzschanierhaus an der Allerglacié, ein Neffe erbt seine geringe Verlassenschaft.

# WIEN

seit sechs Jahrhunderten.

---

Eine chronologische Reihenfolge von Thatsachen, Begebenheiten und Vorfällen in Wien von 1200 bis auf die neuere Zeit,

mit einer

quellengetreuen Darstellung des öffentlichen und geselligen Lebens in dem alten Wien

und Nachrichten

über die aufgehobenen Klöster und verschwundenen Gebäude in der Stadt und den Vorstädten.

---

Nach seltenen und bewährten Quellen

bearbeitet von

Karl August Schimmer.

---

*Zweiter Band.*

Mit einer Ansicht der Stephanskirche im Jahre 1563.

---

WIEN 1847.

Im Verlage von Matthäus Ruppitsch,  
Buchhändler und k. k. Hofbibliotheks-Antiquar, am Franziskanerplatz  
Nr. 911, im 1. Stod.

# W I E N

1841

Die Geschichte der Kaiserlichen Hofbibliothek  
in Wien von dem k. k. Hofbibliothekar  
Johann Jakob Schönbacher

Erster Theil  
Von der Gründung der Hofbibliothek  
bis zum Jahre 1783

Wien  
Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei  
1841

Die Hofbibliothek und die k. k. Hof- und Staatsdruckerei

Carl August Schönbacher

W I E N

Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei  
1841

# Inhalt.

## Zweite Abtheilung:

### Merkwürdige historische Erinnerungen in Wien und der Umgebung.

	Seite
1. Über das österreichische Symbolikon A. E. I. O. U. . . . .	269
2. Ursprüngliche Benennung der Straßen und Plätze in Wien und deren allmälige Veränderung . . . . .	276
3. Wiener Freuden- und Ehrenfeste, dann feierliche Be- leuchtungen in früheren Zeiten. Mit einer Kupfer- beilage . . . . .	286
4. Wiener Denkwürdigkeiten, Leben, Sitten und Ge- bräuche aus früherer Zeit:	
a. Aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts . . . . .	317
b. Das Wiener öffentliche und gesellige Leben im Jahre 1716 . . . . .	330
c. Aus der Zeit Maria Theresia's . . . . .	341
5. Historische Monumente aus den Zeiten der türkischen Belagerungen in und um Wien . . . . .	356
6. Die Heze in Wien . . . . .	364
7. Die aufgehobenen Klöster in Wien:	
1. Chorfrauenkloster zur Himmelspfortnerin . . . . .	378
2. Nonnenkloster zu St. Jakob . . . . .	384
3. Die Allerheiligen- oder Heiligengeistkirche und das alte Bürgerspital . . . . .	389
4. Haus der Bäuerinnen zu St. Hieronimus . . . . .	393
5. Kirche und Kloster der Minoriten . . . . .	400
6. Nonnenkloster zu St. Laurenz . . . . .	412

	Seite
7. Nonnenkloster der unbeschuhten Carmeliterinnen bei St. Joseph . . . . .	417
8. Nonnenkloster zu St. Nikolaus . . . . .	421
9. Chorherrnstift zu St. Dorothea . . . . .	428
10. Kirche und Kloster zu St. Maria, Königin der Engel . . . . .	434
8. Die merkwürdigsten verschwundenen Gebäude in der Stadt und den Vorstädten . . . . .	443
9. Die kaiserlichen Favoriten in Wien . . . . .	460
10. Die merkwürdigsten historischen Monumente in der Nähe von Wien :	
Die alte Markgrafenburg am Kahlenberge . . . . .	465
Die alte Herzogsburg Mödling . . . . .	472
Die Feste Kammerstein . . . . .	474
Das alte Fürstenschloß in Perchtoldsdorf . . . . .	477
11. Geschichte des Marktes, der alten Pfarre und des Spitales in Perchtoldsdorf . . . . .	481

Zweite Abtheilung.

Merkwürdige historische Erinnerungen  
in Wien und dessen Umgebung.

Monumenta autem si pereunt —  
documenta loquantur.





## Ueber das österreichische Symbolicon:

A. E. I. O. U. (V.)

An den meisten Gebäuden, welche durch den römisch-deutschen Kaiser Friedrich III., Vater des großen Maximilian, aufgeführt wurden, befinden sich diese fünf Vocale in der angeführten Ordnung, so z. B. an der kaiserlichen Burg zu Wien, an dem Wiener- und Ungarthore zu Wiener-Neustadt, so wie an dem prachtvollen Portale der Hofburg, nun Militär-Akademie daselbst, an der landesfürstlichen Burg zu Graz, an Friedrich's herrlichem Grabmale in der St. Stephanskirche, so auch auf verschiedenen unter des erwähnten Kaisers Regierung geprägten Münzen und Medaillen.

Nichts hat von jeher die Deutungs- und Auslegungslust mehr angeregt, als einzelne Buchstaben auf Monumenten aller Art, zu denen uns durchaus jeder Schlüssel fehlt und hier nun vollends die fünf Vocale, die ein Regent mit sichtbarer Vorliebe auf allen Bauten und sonstigen Denkmalen der Nachwelt überlieferte. Die Auslegungen derselben häuften sich auch mit jedem Zeitalter mehr und mehr und bildeten ein eigenthümliches und willkommenes Feld zur enträthselnden Übung, in welcher sich jederzeit der Scharfsinn der Menschen so wohl gefiel. Die deutsche, vorzüglich aber die, dem Lapidarstyle am meisten zusagende, lateinische Sprache wurden bis zum Übermaße ausgebeutet, ja ausgequetscht, um irgendwie einen Sinn in dieses räthselhafte Symbolicon zu bringen.

So lobenswerth aber an sich diese Bestrebungen seyn mochten, um dadurch entweder die Segnungen des Vater-

Landes oder die Regententugenden eines Fürsten durch Deutung dieser Buchstaben in einem kurzen Satze zu schildern und zu Characterisiren, so blieb es doch immer eine ziemlich ungewisse und schwankende Sache, da Kaiser Friedrich vielleicht selbst Mehrfaches darunter verstanden haben mochte, oder, was bei aller Achtung für den Scharfsinn des Kaisers, vielleicht eben deswegen, gar nicht unwahrscheinlich ist, daß er die Vocale nur aus Grille, ohne selbst eine Bedeutung damit zu verbinden und nur, um den Scharfsinn Anderer zu prüfen, gewählt hatte. Andererseits erhellt aus einigen Urkunden, daß diese Vocale schon vor Friedrichs Zeit und zwar bei der Krönungsfeier seines unmittelbaren Vorgängers auf dem Kaiserthrone, Albrecht II. auf Transparenten und als Devise allenthalben angebracht waren und welche den Sinn enthalten haben sollten: **Albertus Electus Imperator Optamus Vivat** (Albrecht, der erwählte Kaiser lebe, so wünschen wir). Bei der Rückkehr Friedrichs von der Kaiserkrönung zu Aachen behielt man, vermuthlich weil die Apparate noch vorhanden waren, diese symbolischen Zeichen bei, legte sie jedoch auf folgende Weise aus: „**Archidux Electus Imperator Optime Valeat**“ (der Erzherzog, erwählter Kaiser, lebe aufs Beste).

Da sich nun einmal die fünf Vocale zu zwei verschiedenen Auslegungen mundgerecht bewiesen, so war es begreiflich, daß ihrer noch mehre versucht und damit fast bis zur Erschöpfung fortgefahren wurde; so wie es auch ganz natürlich ist, daß Friedrich ein Symbol, welches eigentlich dem vom Volke so sehr geliebten Albrecht galt, sich aber ohne große Mühe auf jeden Regenten anwenden ließ, mit vieler Vorliebe vervielfältigte und zu seinem Eigenthume machte, indem es zugleich die Erinnerung an den ohne Frage belieb-

teren Vorgänger nach und nach verlöschen half. Unter der Legion von Auslegern fanden sich auch mehre gelehrte und wissenschaftlich gebildete Männer, die sich mit besonderer Vorliebe damit beschäftigten, irgend einen passenden Sinn aus diesen gegebenen Buchstaben heraus zu flügelu, worunter selbst Cuspinian, Naucerus, Bonfinius, Birckhammer, Aeneas Sylvius (nachmals Pappst Pius II.) u. a. m. Die ersten Versuche auf dem noch ungebauten Felde blieben natürlich die einfachsten und gelungensten, worunter besonders folgende den reinsten patriotischen Geist athmen und am ungewungensten erscheinen: *Austria Et Imperium Optime Unita* (Österreich ist mit der Kaiserwürde am Besten vereint); dann das alte, ehrenwerthe: *Aller Ehren Ist Oesterreich Voll*. Obendrein spricht noch der gelehrte Lambecius, Bibliothekar des Kaisers Leopold I. von einer Handschrift, die von Kaiser Friedrich herrühre und in welcher dieser selbst zu den fünf Vocalen die letzte hier angeführte Erklärung geschrieben habe; wodurch indessen noch immer nicht bewiesen ist, daß er mit dieser Devise sonst nichts habe andeuten wollen.

Im Gegentheile — daß Kaiser Friedrich selbst gerne mit diesen Buchstaben wortspielte, ergibt sich aus einer im Archive der k. k. vereinigten Hofkanzlei gemachten Entdeckung. Nach dieser Urkunde ließ Friedrich zur Zeit, als er mit seinem Bruder Albrecht VI. und dem Grafen Ulrich von Cilly in Fehde lebte, jene fünf Vocale auf dem von ihm erbauten Burgtheile zu Wien eingraben. „Da hat“ (so sind die eigenen Ausdrücke jenes Documentes) „Einer dem Kunig ze smach uber diese Buchstaben geschrieben: *Aller Erst Ist Oesterreich Verdorben. Daz mißsil dem Kunig vnd er liez sie abtun vnd schrieb auff seinem kostlichen Amer (Schrant): En! Amor Electis, Injustis Ordinus Vltor, sic Frie-*

dericus ego rex mea jura rego, d. i. „Siehe da! die Liebe waltet über die Auserwählten, der Rächter über die Ungerechten, so handhabe ich, Friedrich der König, meine Rechte.“

Daß aber diese angreifende und zurückweisende Wortwitzerei der Ursprung dieses Symbolicons war, wie irgendwo behauptet wurde, zerfällt aus dem Grunde in Nichts, daß es urkundlich wie oben erwähnt, schon vor Kaiser Friedrichs Zeit vorhanden war.

Der eifrigste und fruchtbarste Erklärer und Sammler von Erklärungen über dieses Symbol war unstreitig Johann Rasch, welcher um 1580 Organist des Schottenklosters in Wien war und in einem eigenen Büchlein mehre Hunderte von alten und neuen Lösungen lieferte, worunter freilich, wie natürlich, viele ganz verunglückt und manche sehr gezwungen sind, die meisten aber mindestens ungeheuren Fleiß verrathen, der sich besonders in folgenden moralischen Sentenzen kund gibt, obgleich sich dieselben von dem eigentlichen Wesen der Sache gänzlich entfernen: *Amici Erunt Ibi, Opes Ubi* (die Freunde werden da seyn, wo Schätze sind) — *Auro Esse Ignoras, Omnia Venalia* (Weißt du nicht, daß um Gold Alles feil?) — *Amorem Excitat Indulgentia, Odium Veritas* (Nachsicht erzeugt Liebe, Wahrheit Haß.) — *Acris Esse Ingenii Oportet Virum* (Nasche Thut ziemt dem Manne.) — *Amico Eget Intimo Omnis Vir* (Jedem Menschen ist ein vertrauter Freund Bedürfnis). — *Aula Exeat Integrae Optimus Vivere* (Wer unbesleckt zu leben wünscht, verlasse den Hof) u. s. w. Letztere Formel scheint übrigens schwerlich unter denen gewesen zu seyn, welche Friedrich in petto behalten haben soll. — Unter den Auslegungen im patriotischen Sinne, die durchaus dem Zwecke am angemessensten sind und daher auch bei Weitem die größere Zahl bilden, sind außer den bereits oben angeführten, die vorzüglicheren, die jedoch manchmal etwas zu panegyri-

firend sind: Adler Erhebe Immer Oesterreich Ueberall. — Auf Erden Ist Oesterreich Unsterblich. — Alles Erspriefet In Oesterreichs Vermehrung. — *Austriaci Erunt Imperatores Orbis Ultimi* (die Oesterreichischen Herrscher werden die letzten der Welt seyn). — *Austriae Excipis Innimicos Obviis Ulmis* (Oesterreich empfängt die Feinde mit gerüsteten Händen). — *Austria Extendetur In Orbem Universum* (Oesterreich wird sich über die ganze Welt erstrecken). — *Austria Erit In Orbe Ultima* (Oesterreich wird das Dauerndste im Weltall seyn). *Austria Est Imperare Orbi Universo*, mit der zugleich übereinstimmenden Übersetzung: Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan. — *Austria Est Imperii Oculus Venustus* (Oesterreich ist das anmuthige Auge des Reiches). — *Austriam Eximiae Incolytam Ornant Virtutes* (das erlauchte Oesterreich zieren ausgezeichnete Tugenden). *Austria Exosis Invidiosa, Odio Virescit* (Oesterreich, den Feinden beneidenswerth, reißt durch Haß). — *Aquila Electo Iuste, Omnia Vincit* (der erkorne Adler besiegt Alles mit Recht). — *Aquila Exsuscitata Innimicis Ostendet Virtutem* (der erwachte Adler wird den Feinden seine Tapferkeit zeigen). — *Aquila Ex Istro Ovans Volat* (der Adler fliegt triumphirend vom Ister aus). — *Aquilae Est Imperium Orbis Universi* (dem Adler gehört die Herrschaft des ganzen Erdkreises). *Austria Extremis Imperabit Oppidis Urbibusque* (Oesterreich wird weit und breit regieren) u. c. Daß auch in der Folge bei festlichen Anlässen, Beleuchtungen u. diese Vocale benutzt und zu unzähligen Deutungen verbraucht wurden, versteht sich von selbst. Eine der sinnreichsten Anwendungen wurde bei der Beleuchtung zur Geburtsfeier des Erzherzogs Karl, zweiten Prinzen Maria Theresiens gemacht, wobei die fünf Vocale mit den fünf ersten Ziffern bezeichnet waren und folgende lateinisch und deutsche

Cabalistiken nach diesem Schlüssel die Jahreszahl 1745 gaben  
und zwar auf folgende Weise:

	1.	2.	3.	4.	5.	
	A.	E.	I.	O.	U.	
1						Gebe . . . 22
Da . . . 1						den . . . 2
1 2						Frieden . . . 322
pacem . . . 12						HEINRICH . . . 2
4 3 2						in . . . 3
Domine . . . 432						unseren . . . 522
3						Tagen, . . . 12
in . . . 3						weilen . . . 232
32 5						ein . . . 23
diebus . . . 325						anderer . . . 122
4 3						nicht . . . 3
nostris, . . . 43						ist, . . . 3
531						welcher . . . 22
quia . . . 531						für . . . 5
4						uns . . . 5
non . . . 4						streite, . . . 232
2						auffer . . . 152
est . . . 2						du . . . 5
1 35						unser . . . 52
alius, . . . 135						Gott . . . 4
53						
qui . . . 53						
5 2						
pugnet . . . 52						
4						
pro . . . 4						
4 3						
nobis, . . . 43						
3 3						
nisi . . . 33						
5						
tu . . . 5						
2 5						
DEUS . . . 25						
4 2						
noster . . . 42						
	1745.					1745.

Eine andere, ziemlich sinnreiche Lösung hatte im 17. Jahrhunderte Statt und mochte sich wohl auf die verschiedenen Unfälle Kaiser Friedrichs und die damals drohende Türkengefahr beziehen. Es ist die einfache Zusammenstellung der fünf Vocale in griechischer Sprache *AEI, OY*, mit der Bedeutung: Ewig (währt) Nichts.

Endlich erfuhren diese so oft in Anspruch genommenen Buchstaben eine, nach dem Geiste der damaligen Zeit bis zum Überdruſſe wortspielende Auslegung auf einer Münze, welche nach der Aufhebung der zweiten türkischen Belagerung Wiens 1684 geschlagen wurde und auf welcher folgende prophezeiende Inschrift in dieser Stellung zu lesen war:

Bonum Omen

(April 1684)

Austriaci Erunt Imperii Ottomanici Victores.  
 Sed quando? — Tunc quando Vocales fient  
 Consonantes et in unum foedus contra Turcam  
 Convenient sequentes: Austriaci. — Emanuel. —  
 Ioannes. — Odescalca — Venetae.  
 Ergo est primum sperandum.

Der ziemlich weit und mit Gewalt hergesuchte Sinn dieses Prognosticons lautet zu deutsch: „Gutes Vorzeichen. — Die Österreicher werden Sieger über das ottomanische Reich seyn. Aber wann? Wenn diese Vocale zu Consonanten (nicht unglücklich, aber etwas kindisch mit übereinstimmend wortspielend) werden und sich in ein Bündniß gegen die Türken vereinen: Österreicher. — Emanuel (Maximilian Emanuel, Kurfürst von Bayern). — Johann (Sobieski, König von Polen. Odescalchi (der Geschlechtsname des damaligen Papstes Innocenz XI.) und Venetianer. Also dann erst ist zu hoffen.“ Auch in den neuesten Zeiten wurden bei patrio-

tischen Anlässen diese Vocale mehr oder minder glücklich angewendet und gedeutet; die beste, einfachste und wahrste Auslegung aber bleibt wohl zu allen Zeiten: **Aller Ehren Ist Oesterreich Voll.**

### Ursprüngliche Benennung der Strassen, Gassen und Plätze in Wien und deren allmälige Veränderung.

Natürlich können wir diese jedenfalls interessanten Angaben nur von der Zeit datiren, in welcher Wien zuerst als deutsche Stadt, als Residenz der Landesfürsten, historisches Interesse gewann; denn vermöchten wir auch aufzufinden, wie die *Fora*, *Viae* und *Strata* der römischen Niederlassung *Windobona* oder *Fabiana* geheißen, so würde es dennoch, da wir uns von ihrer Lage und Gestalt keinen Begriff zu machen wissen, wenig Interesse erwecken. Jenes ist aber der Fall seit 1156, in welchem Jahre Herzog Heinrich, genannt *Jasomirgott*, seine Residenz in dem Bergstädtlein *Wenne* oder *Wiene* nahm, das vorhin *Fabiana* geheißen und welches sohin allgemeine Aufnahme gewann.

Einige der ursprünglichen Namen wurden bis auf den heutigen Tag beibehalten und ihre in früheren Zeiten größtentheils lateinisch vorkommenden Namen lassen sogar vermuthen, daß einige derselben aus den Zeiten der Römer herkommen mögen, so z. B.: *Salzgries* (in *arena salis*); *Kohl-*, eigentlich *Kohlenmarkt* (*forum carbonum*); *alter Fleischmarkt* (in *antiquo foro carnium*); *Bognerstraße* (in *strata arcorum*), da daselbst wahrscheinlich die *Bogenschnitzer* ihr Gewerbe trieben; *Hohermarkt* (in *alto foro*); *Schul-* oder *Schulenstraße*

(in strata scolae), Johannisgasse (in strata St. Joannis); Lichtensteg (versus Claram Semitam); Kienmarkt (in foro pini). Denselben Namen, nur mit dem Beisatze „Neuer“ führte auch von 1600 bis ungefähr 1740 der jetzige Kammerhof oder im Volksmunde: der Wildpretmarkt. Wollzeile (in platea lanae); Fischhof (in curia piscium); unter den Hafnern (lati Sigulos) jetziger Hafnersteig; Krugerstraße (in strata amphororum) woselbst die Krügler oder Krugmacher, die man damals von den Hafnern oder Löpsfern wohl unterschied, ansäßig waren.

Die Kärnthnerstraße hieß in den ältesten Zeiten schon in strata carinthinorum, da sie jedoch im deutschen gewöhnlich Carnerstraße genannt wurde, so entstanden in neuerer Zeit gar manche unersprießliche Auslegungen darüber; so wollten Einige den Namen von den Kärnern, die zumeist hier hereinführen und wohl noch fahren, ableiten, andere gar von den einst hier in Menge bestandenen Fleischbänken, wonach es jedoch stratum carniū heißen müßte, was in alten Urkunden nie vorkommt. Die Angabe, als sei es unwahrscheinlich, daß man nach der Provinz Kärnthen eine Straße und ein Thor in Wien genannt habe, da man von demselben theils in viel nähere, theils in viel größere Länder komme, hebt sich dadurch vollständig, daß bekanntlich im Mittelalter ein großes kärnthnerisches Reich bestand, zu welchem auch Krain und ein großer Theil der Steiermark gehörte.

Die Münzerstraße erhielt ihren noch heute bestehenden Namen von der um 1250 daselbst befindlichen Werkstätte der herzoglichen Münzer, so wie die Sattlergasse, der Ledererhof, die Fischerstiege, das Taschnergäßchen, die Spenglergasse, das Schlossergäßchen, die Seilergasse und Seilerstätte, die Bäckerstraße, sämmtlich von den vorzugsweise darin betrie-

benen Gewerben. Am Bauernmarkt wurde seit den frühesten Zeiten von den Landleuten Markt mit ihren Erzeugnissen gehalten, welcher erst gegen Anfang des 18. Jahrhunderts theils auf die Seilerstätte, theils auf den neuen Markt und in neuerer Zeit auch auf den Hof verlegt wurde. Letzterer hat seinen Namen von dem daselbst bestandenen Herzogshof. Der tiefe Graben, die hohe Brücke, die sogenannte Gestätte erklären sich durch ihre Örtlichkeit.

Die sogenannten Lücken, einzelne Häuserreihen und Gruppen vor der Stadt, die fast an die Stadtmauern reichten und bei der ersten türkischen Belagerung größtentheils verschwanden, übertrugen in der Folge ihre Namen auf Straßen und Gassen; so entstanden aus Schumpf (Kumpf=), Schaufel=, Rosen= und Ofenlücken die jetzigen Kumpf=, Schaufler=, Rosen= und Ofenlochgasse. Die Rothlücken an der Wien vererbte ihre Bezeichnung auf die Rothgasse (Laimgrube). Die Namen der Kessel= und Schebenzerlücken am Einbuge der Wien gegen den Rennweg zu verschwanden aber gänzlich. — Die Straßen und Plätze, deren ursprünglicher Name wohl noch zu erkennen ist, sich aber zeitgemäße, wohl auch durch Corruption verändert hat, sind: Wallischstraße (Wallnerstraße) von dem gothischen Worte Wallich, Fremd, weil hier die meisten fremden oder eigentlich ausländischen Fuhrleute ihre Einkehr nahmen. Aus diesem Wallich stammt auch das spätere corrumpirte Wallisch, endlich wällisch oder wälsch, welches ursprünglich fremd überhaupt bedeutete und da vor Zeiten die meisten Fremden aus Italien nach Wien kamen, so blieb diesen der Beiname Wälsche par excellence und erhielt sich bis auf unsere Zeiten.

Die jetzige Wipplingerstraße mag ihren Namen aus zwei verschiedenen ehemaligen Bezeichnungen hergeholt haben.

Jener Theil vom hohen Markte bis zum Jordangäßchen hieß nämlich die Bilbingerstraße, von da bis zur Fütterergasse: Wildwerkerergasse von den daselbst hausenden Pelzhändlern, die man damals Wildwerker nannte. Jener Theil von da bis zur hohen Brücke hieß unter den Felbern, wahrscheinlich standen einst einige Weidenbäume daselbst.

Die heutige Weiburggasse hieß in der Weihenburg, ob damit aber die Nähe der St. Stephanskirche mit ihren Heiligthümern oder des Klosters zur Himmelpforte bezeichnet war, vermag ich nicht zu entscheiden. Jener Theil der Rauhensteingasse von letzterer bis zum Ballgäßchen und dieses mit wurde auf der Dacken (Tagken) genannt, worüber ich ebenfalls keine Erklärung zu geben weiß; der übrige Theil bis zur Himmelpfortgasse hieß Traibotten-, später, wahrscheinlich verdorben, Trabantstraße. Die Bedeutung der ersteren Benennung stammt vielleicht ursprünglich von einer Familie Traibott (?), oder wahrscheinlicher befanden sich an einem Hause daselbst drei Apostelbilder, da man die Apostel früher allgemein Boten (Gottes) nannte, daher die zwölf Apostel: Zwölfboten. Der neuere Name soll von der Ritterfamilie der Rauhenstein stammen, jedoch nicht sehr wahrscheinlich, da dieselbe schon im 14. Jahrhunderte erlosch. Ein Haus, daselbe, an dessen Stelle 1722 das Amts- und Gerichtshaus erbaut wurde, jetzt Nr. 933, führte nach alten Urkunden den Hauschild „zum rauhen Stein“ und mag also eher Ursache des Namens der Gasse gewesen seyn.

Der Graben führte schon ursprünglich diesen Namen, weil sich noch zur Zeit Heinrich Jasomirgotts der Stadtgraben hart an demselben hinzog. Später, bis etwa 1720 hieß er auch häufig der grüne Markt, wegen des daselbst bestandenen Grünzeughandels. In der Ansicht Delsenbachs nach Fischer von

Erlach wird auch wirklich daselbst großer Gemüsemarkt abgehalten. Der Fischmarkt war damals am hohen Markte und es bestand daselbst ein eignes Brunnenhaus, dem magistratischen Civilgerichte gegenüber, zu diesem Zwecke, welches um 1730 abgetragen wurde. Auch der Fischhof erhält dadurch seine Erklärung, daselbst befanden sich wahrscheinlich die Vorräthe. Der jezige Bürgerspitalplatz vom Kärnthnerthor herein bis zu der Ecke des Bürgerspitals hieß und war der alte Roßmarkt, von da bis zur Augustinergasse der Schweinmarkt. Später, um 1716 erfolgte vorzüglich auf die Verwendung des berühmten Augustiners, Pater Abraham, die Verlegung dieses grunzenden Unwesens vor das Kärnthnerthor, wo dieser Markt noch um 1750 Statt hatte.

Der neue Roßmarkt aber war am Stockmeisenplatz. Der neue Markt war schon in den frühesten Zeiten Mehlmarkt. Am Michaelsplatze war der Holzmarkt und zwar von hölzernen Geschirren und Weinlesegeräthen, da früher, bis nach der zweiten türkischen Belagerung nicht nur die ganze Gegend um Wien, sondern auch in den Vorstädten selbst Weingärten standen. Ja noch in den Todten-Verzeichnissen des Wiener-Diariums lesen wir bis auf die Jahre 1730 — 1740 noch viele Hauer (Weinbauer) in den Vorstädten. Das damalige innere Burgthor wurde deshalb auch gewöhnlich das Holzthor genannt (*porta lignorum*). Die Herrngasse hieß früher Hochstraße, ein Name, ihrer Lage wegen wohl erklärlich, so wie der heutige, des Landhauses und der vielen Paläste (Herrenhäuser) wegen. Die Naglergasse hieß Nadelergasse, der analogen Gewerbe wegen; am Anfange von dem Kohlmarkte herein jedoch: Hinter St. Pongraz, da in der Gegend der heutigen Nunciatur bis etwa 1550 das alte Kirchlein zu St.

Bankraz, einst die Hofcapelle der Herzoge von Oesterreich, bestand.

Die Singerstraße hieß ursprünglich unter den Schloßfern, wahrscheinlich von daselbst betriebenen Gewerben, dann Sinergerstraße, von einem reichen Bürgergeschlechte, der Sinerger, woraus der jetzige Name leicht abzuleiten. Ebenfalls von einem reichen Bürgergeschlechte hieß die Annagasse einst Pippingerstraße und sie erhielt ihren neueren Namen um 1600 — Die Schultergasse hieß Schildgäßlein, wahrscheinlich trieben Waffenschmiede da ihr Gewerbe, die auch in der Traibottenstraße mehre Werkstätten hatten. Die jetzige Freieung hatte verschiedene Namen. Der Platz unmittelbar vor der Kirche hieß das Steinfeld, woraus der noch heut gebräuchliche scherzhafte Ausdruck: »die Schotten am Stein« seinen Ursprung hat. Die Gegend zwischen der Herrengasse und Strauchgasse hieß gar »aufm Mist«, daselbst mochte wohl Kehrriecht abgeladen worden seyn. Gegen den Heidenschuß und tiefen Graben zu hieß es »am Büchel«, durch die Erhöhung von letzterem und gegen den Hof erklärlich. Das Gäßlein, welches von der Freieung auf den Hof führt, der jetzige eigentliche Heidenschuß, hieß aus unbekannter Ursache »am Kiel« und nur das Eckhaus mit der seit ungefähr 1400 daselbst befindlichen Türkenstatue »wo der Haid scheußt«.

Bei dieser Gelegenheit ist es am Orte, den Angrund einer noch bis heute ziemlich häufig geglaubten Angabe darzulegen, als wären 1529 die Türken durch unablässiges Miniren bis an jenes Haus gekommen, wo ihr Graben durch wachsame Bäckerjungen entdeckt und die Mine zerstört wurde, wonach endlich das Haus den Namen zum Heidenschuß erhalten haben soll. Abgesehen davon, daß in keinem

gleichzeitigen Werke von diesem Umstande Erwähnung geschieht, ist es schlechterdings nicht als wahrscheinlich anzunehmen daß die Türken eine so weite Strecke unter der Stadt durchgegraben haben sollten, ohne früher entdeckt und gestört worden zu seyn. Überdies erhellt, wie bereits angedeutet, aus alten Urkunden des Schottenstiftes, daß jenes Haus lange vor jener Belagerung den Namen „zum Heidenschuß“ geführt und wahrscheinlich schon 1042, als die Mongolen Österreich überschwebmten, erhalten habe. Andere behaupten wieder, daß es einst den Herren von Hayden gehört habe, die einen Pfeile abschießenden Tartar im Wappen führten. Diese Angabe wird wohl wieder bestritten und das Wappen derselben anders angegeben, so viel ist aber gewiß, daß das Haus seinen Namen vor der türkischen Belagerung hatte und daß die Türken nie bis auf diese Stelle mit ihren Minen gedrungen seyn können.

Der jetzige allgemeine Name Freitung stammt von dem Asylrechte für Verbrecher her, welche das Schottenkloster seit Heinrich Jasomirgott besaß und welches erst unter Kaiser Karl VI. aufgehoben wurde. Die Teinfaltstraße hieß früher Steinfeldstraße, was durch die Nähe des erwähnten Steinfeldes erklärlich ist. Den Umweg zu dem jetzigen Namen ging es durch: Ainsfeld- und Ainsaltstraße. Die jetzige kurze Glockengasse vom Hof- in die Naglergasse führte gar den ominösen Namen: Hundsfottgäßchen.

Was wir noch kürzlich am Berge l nannten, hieß einst auf der Schütt und mochte wohl auch ein Summelsurium von Rehricht und Schotter enthalten haben. — Das Plätzchen am Eingange der Rabengasse vom Haarmarkte her hieß am Steig. — Der kleine unebene Platz, wo die Krongasse und der Hafnersteig zusammen laufen, wurde auf der Muster

oder die Bauernmusterung genannt. — Das Auwinkel hieß in früherer Zeit, bis etwa auf 1760 durchaus Sauwinkel. Die Niemerstraße hieß Römerstraße, am Ausgange gegen die Schulerstraße zu: „auf der Hülben“. Das Plätzchen vor dem Schönbrunnerhause (einst das alte Zeughaus der Stadt Wien) wurde unter den Sattlern genannt. — Die Ecke, welche das Steingäßchen und die Seizergasse bilden, hieß bei der Hollerstauden. — Die hintere Schenkenstraße kam schon 1200 unter dem Namen Schenkenstraße vor, die vordere aber hieß Wendlergasse, nach einem eigenen Namen vermuthlich. Die Dorotheergasse hieß Färbergasse und erhielt ihren neuen Namen erst lange nach der Stiftung des Dorotheerklosters (1410). Die untere Breunerstraße wurde Rath- oder Rothstraße genannt, die obere hingegen Breite Straße (Braitenstraz). Die untere Breunerstraße ging früher nur bis zur jezigen Neuburgergasse, da ihr Ausgang auf den Josephplatz früher durch andere, später durch die Gebäude des Königsklosters verbaut war. Die sogenannte Gestätte, abwärts von der Kirche Maria Stiegen, hieß „auf unserer Frauen Stiegen.“ Unmittelbar darunter befand sich das damalige Werder-Thor, welches nach der ersten türkischen Belagerung verschüttet und dafür das noch heute also genannte Neuthor gebaut wurde.

Ein Theil vom Salzgries und jenes Gäßchen, welches zum Neuthor führt, hieß: auf der Goldschmiede. Das Strauchgäßchen hatte schon damals diesen Namen. Der obere Theil des Rothgäßchens hieß Rothgähl, der untere, vom Fischhof an aber führte schon den ersteren Namen. Das Plätzchen am Lugeck vor dem Regensburgerhof hieß das Marcus Curtius Loch. Den heutigen Namen hatten auch schon vor Alters: das Blutgäßchen, das Kramergäßchen, das in neuerer Zeit verschwundene Hühnergäßchen am hohen Markt, das Drachengäßchen

und Wolfengäßchen am alten Fleischmarkt, dann die Zubenngasse. Die Seilergasse hieß Anfangs das Rosengäßchen, jener Theil aber, der die Länge des neuen Marktes einnimmt, hinterm Neumarkt, so wie der obere Theil der Singerstraße: hinter St. Dorothea. Die Goldschmidgasse hieß ursprünglich untern Brotläden, hatte aber schon 1524 den erstern Namen und zwar: untern Goldschmieden. Das Siebenbrunnnergäßchen wurde schon vor Zeiten: zu den sieben Brunnen, genannt. Die neue Umwandlung des Glends in Zeughausgasse, des Razensteiges in Seitenstetengasse ist bekannt. Die Gegend am Stubenthore war in früheren Zeiten mit christlichen und jüdischen Badehäusern überhäuft, welche Badstuben und bald im Munde des Volkes *Stuben* überhaupt genannt wurden, woher das Stubenthor und Stubenviertel ihren Namen haben. Das Kärnthner- und Schottenviertel bedürfen keiner Erklärung, desto eher aber das Widmer- oder sogenannte Wimmerviertel, wobei ich mich von vorneherein für incompetent erklären muß. In den frühesten Zeiten hieß es das Holzviertel, so wie, bereits erwähnt, das Burgthor, das Holzthor (*porta lignorum*). Sollte dieser Name vielleicht durch, freilich arge, Corruption, sich dazu gestaltet haben?

Von den alten Namen der Basteien sind verschwunden: die Heinersbastei, links vom alten Kärnthnerthor, in der Gegend des gräf. Erdödy'schen Palastes; die Jakoberbastei, rechts vom Stubenthore herauf, endlich die kaiserliche Bastei, in der Folge Löwelbastei genannt.

Um 1500 waren die vorzüglichsten Wirthshäuser in der Stadt: zum blauen Hecht und zum rothen Kreuz, dann zum weißen Löwen am Salzgries; zum Fischhof; zum goldenen Hirsch und goldenen Wolf in der Nothenthurmstraße, zum Greifen (jetzt Erzherzog Karl) in der Kärthnerstraße, im

Matschakerhof in der Seilergasse, zu den drei Hacken auf der Freitung (jetzt römischer Kaiser).

Die kaiserliche Burg beschränkte sich damals auf den heutigen Schweizerhof, das Übrige gehörte zwar größtentheils zu deren Bereiche, enthielt aber nur Lustgärten und Lustgebäude. Der jetzige Amalienhof war Eigenthum der mächtigen Grafen von Cilly und hieß darum lange der Cillyerhof, gemeinhin Sillerhof. Neben St. Rupprecht war das Prager- oder Praghaus, in welchem König Wenzel IV. von Böhmen gefangen war. Die ältesten Zeughäuser waren am Plage der heutigen Stallburg, dann des jetzigen Schönbrunnerhauses; das städtische Zeughaus befand sich nebst dem Getreidestadtel an der Stelle des späteren Hauptmauthgebäudes am alten Fleischmarkt; das heutige untere Arsenal war schon früher kaiserliches Zeughaus; das obere hieß damals Salzburgerhof.

Schon in den Zeiten der Babenberge war jedem wichtigen Artikel des Handels und Wandels sein eigener Platz, und zwar weit bestimmter als jetzt, angewiesen, so war z. B. am Stephansfreithof Markt für Geflügel und Wildpret, am hohen Markt, wie erwähnt, für Fische, am Petersplatz für Hühner und Eier, am Graben für Gemüse und Grünzeug, am Michaelsplatz für Holzgeschirr und Weinlesegeräth; auf der Freitung gab es mehre Buden von sogenannten Rüsselbäckern, dann hatten daselbst auch die Gaukler und Marktschreier ihren Verkehr. Am hohen Markte sowohl als auch auf der Freitung befanden sich Hochgerichte, welche in der Folge vor das Schottenthor und erst in neuerer Zeit zur Spinnerin am Kreuz verlegt wurden.

Von den Vorstädten endlich heißen vor der ersten türkischen Belagerung und drüber hinaus: die Weißgerber-Vorstadt: Weirochberg; Nikolsdorf: Bernhardsthal; Mariahilf:

im Schöff; St. Ulrich: Zaismannsbrunn; Himmelfortgrund: Sporkenbühel; Thury: Siehenals; Rosau der obere, die Leopoldstadt der untere Werb; die Jägerzeile: Benediger-Au, eigentlich verberbt aus Vicus venatorum, also im vollsten Wortsinne schon Jägerzeile. Spitalberg das Croatendörfel. Die bekanntesten Lücken auf dem heutigen Glacis waren: die Kleberlücken vor dem Stubenthore; die Neulücken an der Wien; die Kessel-, Schebenzer- und Rothlücken vor dem Kärnthnerthore; die Kater-, Schaufel-, Brunn- und Kumpflücken von da bis zum jetzigen Burgthore; die Rosenlücken gegen das Schottenthor. Sie waren meistens mit Zäunen umfriedet und zwischen den Häusern mit Bäumen besetzt. Zwischen dem Kärnthner- und dem heutigen Carolinenthor befand sich der Ochsenmarkt: Ochsengrieß genannt.

### Wiener Freuden- und Ehrenfeste, dann feierliche Beleuchtungen in früheren Zeiten.

Mit einer Kupferbeilage.

Man hegt so ziemlich die allgemeine Meinung, als wären prunkende Festlichkeiten, Beleuchtungen u. bei fürstlichen Einzügen, Vermählungen und anderen wichtigen Begebenheiten neueren Ursprungs. Ja in einem für geschichtlich geltenden Werke kommt unbegreiflicher Weise die Stelle vor, daß die erste Beleuchtung Wiens zur Feier der Eroberung Belgrads 1789 Statt gehabt habe. Ein flüchtiger Überblick älterer Chroniken belehrt uns eines Besseren. Im Gegentheil waren in früheren Zeiten die Festlichkeiten und Beleuchtungen bei Weitem mit größerem Pompe und Kosten verbunden und fanden auch häufiger Statt, als in neuerer. Abgesehen von anderen Ländern und Städten, z. B. in Paris,

wo sie bei den geringsten Siegen in Schärmützen unter Ludwig XIII., XIV. und XV. Statt fanden und dadurch oft Gelegenheiten zu überschwenglichem Lobpsalm, oft aber auch zu bitteren Spöttereien gaben \*), so waren sie auch in Wien nichts weniger als selten und hatten seit etwa 1500 bei jedem Einzuge, Vermählung- oder Geburtsfall von Regenten oder Mitgliedern des regierenden Hauses Statt.

So prachtvoll und glänzend auch die in neuerer Zeit mit Recht berühmte Festlichkeit und Illumination bei der Rückkehr des Kaisers Franz aus dem großen Feldzuge den 16. Juni 1814 war, so findet sie doch ihres Gleichen in früheren Festlichkeiten dieser Art; ja sie wurde, wenn schon nicht an Geschmack, doch gewiß an Menge und Größe der Decorationen und Inschriften weit überboten. Die erste urkundliche Spur dieser Art finden wir bei der Feier der fürstlichen Doppelvermählung, die ich bereits Seite 54 beschrieben habe. Eine zweite Festlichkeit dieser Art fiel 1519 zur Feier der Kaiserwahl Karl V. vor, wobei zum erstenmale eine Beleuchtung des Stephansthurmes Statt hatte. Der Einzug Ferdinand I. den 15. August 1522 zu Wien, nach gehaltenem Gerichte in Wiener-Neustadt wurde ebenfalls mit großer Pracht gefeiert, bei welcher Gelegenheit ihm die Bürgerschaft in feierlicher Procession, wobei sich auch 300 gleich gekleidete Knaben, jeder mit einem Fähnchen, befanden, entgegen zog, den Monarchen unter einem kostbaren Goldhimmel in die Burg geleitete und ihm acht kunstreiche Silbergefäße, seiner Gemahlin Anna aber ein goldenes Halsband zur Hulldigung darbrachte. Die Ge-

---

\*) So hieß es bei Gelegenheit einer prachtvollen Illumination zur Feier eines Gefechtes, dessen Erfolg mehr als zweifelhaft war, daß die Franzosen den Feuersteinen glichen, welche desto mehr Feuer geben, je mehr sie geschlagen werden.

burtstfeier des Thronerben Maximilian (II.) und des Infanten Philipp (II.) 1527, wodurch sich der habsburgische Stamm in Deutschland und Spanien fortpflanzte, wurden in Wien (den 9. Juni und 5. August d. J.) durch Freudenfeuer auf den Plätzen und auf dem Stephansthurme begangen, auch wurde bei dieser Gelegenheit zum ersten Male Brot und Wein unter das Volk vertheilt. Nach überstandener Türkengefahr 1529 und deren gänzlicher Vertreibung nach ihrem wiederholten Einfalle 1532, hielt Kaiser Karl V. den 3. October dieses Jahres an der Seite seines Bruders, des Königs Ferdinand, seinen glänzenden Einzug in Wien. Unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken kamen die Fürsten in einem prachtvollen Fahrzeuge auf der Donau von Regensburg hier an, und landeten am rothen Thurm, von wo aus der Einzug Statt hatte, wobei sich Kaiser Karl in prachtvoller ungarischer Kleidung zeigte. Den herrlichen Einzug des Erzherzogs Maximilian mit dem Elephanten habe ich S. 83 ebenfalls schon ausführlich beschrieben. Eine Festlichkeit jedoch, auf welche ich in jenem Aufsatze hinwies, einzig in seiner Art, fand den 16. März 1563, bei Gelegenheit des Einzuges des Kaisers Maximilian II. mit seiner Gemahlin nach der römischen Kaiser- und ungarischen Königskrönung Statt. Die Gelegenheit war mir günstig, durch die Güte des k. k. Herrn Obersten von Hauslab eine höchst seltene Broschüre zu diesem Zwecke benutzen zu dürfen, die sich in dessen reichen Sammlung vaterländischer Curiosa befindet und die ich seitdem trotz dem eifrigsten Nachforschen in keiner, noch so großartigen Sammlung zum zweiten Male auffinden konnte. Ich widme daher dieser interessanten Beschreibung einen eigenen Abschnitt um so mehr, als alle bisher erschienenen, wenn auch noch so gründlichen und quellengiltigen Relationen

davon, wie der Augenschein zeigt, dieser echten und wichtigsten Hauptquelle entbehren.

Die erwähnte Broschüre erschien, in Wien aufgelegt, im Jahre 1566 und führt den Titel: „Grundtliche und kurtze Beschreibung des alten und jungen Zugs, welche bede zu Einbeleittung der Röm. Kay. Matt. 2c. Kayser Maximilian des Andern 2c. Vnsers allergenedigsten Herren 2c. so wie Ihre Röm. Kayf. Mt. 2c. sambt derselben geliebten Gemal vnd Kindern von der Erönnung von Frankfurt zu Wienn den 16. Martij im 63 jar ankomen, daselbst seynd angerichtet worden, sambt aller schönen vnd zierlichen Ehrenpforten, Brunnen vnd anderen Solennittäten wahrhaftiger angehängten Contrafacturen 2c. — Psalm 45.

„Gürte dein Schwert an deine seyten du Helt vnnnd schmücke dich schön, Es muß dir gelingen in deinem schmuckh, Zuech näher der warheit zu guett vnnnd die elenden bei rechte zue behalten, So wird dein rechte handt wunder beweysen.“

Mit Röm. Kay. Mt. 2c. 2c. Gnad vnd Priuilegien. Gedruckt zu Wienn in Desterreich bey Caspar Stainhofer.

Anno M. D. LXVI.

Das höchst seltene Büchlein enthält 16 Seiten in Folio (doch ohne Pagination) und ist mit sieben großen, besonders kunstreichen und zierlichen Holzschnitten versehen, wovon eines die Stadt Wien von der Nordseite mit der Umgegend, dreie die bei dieser Gelegenheit errichteten Triumphpforten, eines den auf dem Kohlmarkt errichteten Brunnen, eines die St. Stephanskirche mit den beschriebenen Feierlichkeiten und eines die ebenfalls beschriebene Stürmung des hölzernen Schlosses auf dem Burgplatz vorstellen. Besonders schön und Schimmer, Wien 2c.

originell gearbeitet ist das große Titelbild, welches gleichsam ein Panorama von Wien und dessen nördlicher Umgebung, von der Donau und dem Rahlengebirge begrenzt, darstellt, obgleich es darin, wie bei alten Holzschnitten überhaupt, mit der Perspective nicht eben genau genommen wird. Auf diesem Blatt ist die Ankunft des Kaisers auf der Donau und der erste feierliche Empfang, so wie das Beginnen des Zuges dargestellt. Die nördliche Seite der Stadt bietet auf diesem Blatte eine höchst interessante Ansicht. Wir erfahren dadurch die eigentliche Lage des alten Werderthores (hier Bernerthor genannt), des rothen Thurmes und anderer merkwürdiger Gebäuden der Stadt, die von den Freudenschüssen ganz in Rauch gehüllt ist. Am interessantesten aber ist die Gegend des heutigen Praters und Augartens, dann des unteren und oberen Werds (Leopoldstadt und Rosau) bei welchen wir interessante Aufschlüsse über die damaligen Localitäten erhalten. In der ehemaligen Benediger-Au \*) (der heutigen Jägerzeile) sieht man nur wenige Häuschen, darunter eine bedeutende Schießhütte mit mehren aufgestellten Scheiben. Weiter nördlich zeigt sich der vordere Prater mit der Benennung Schottenuau, worin eine Glashütte, eine Eisgrube und ein Jägerhaus namentlich bezeichnet sind und in dessen Bereich ein liebendes Pärchen unter grünem Gebüsch auf die schon damals in dieser Gegend gewöhnliche Promenade und den Rendezvousplatz hindeutet. Daran stoßt östlich die große Laborstraße, welche von der sogenannten Wolfsau (ein Theil der heutigen Brigittenau) durch den untern Werd zum Rothen-

\*) Da schon in alten Werken diese Gegend unter dem Namen Vicus venatorum vorkommt, so scheint obige Benennung daraus corumpirt, indem dieselbe gar keine Beziehung darbietet. s. a. S. 286.

thurme führt. Auf dem Blage, der heutigen Tages die Augartenstraße bis zum Augarten einnimmt, stand die zahlreiche bewaffnete Bürgerschaft mit Fahnen und klingendem Spiel, an welchen der Zug links vorüberzog. Hier war auch die erste Ehren- und Empfangspforte aus Gesträuch und Lannenreißern errichtet, die man auf dem Blatte deutlich sieht. Noch bemerken wir eine Häusergruppe in der Gegend der heutigen Rosau, welche der Bad ergriess benannt ist und weiter gegen Döbling zu einige Ziegelhütten. Der eigentliche Kahlenberg (erst seit 1695 Leopoldsberg genannt) zeigt die damals noch sehr ansehnlichen Gemäuer der alten Markgrafenburg, leider in zu fargen Umrissen, als daß wir mit deren Gestalt vollständig bekannt werden könnten. Endlich zeigt sich noch an der äußersten Spitze des Blattes links eine große Windmühle, wovon noch heut zu Tage der also benannte Vorstadtgrund seinen Namen hat. Dieses prätiöse Blatt ist ohne Zweifel eine der ältesten und interessantesten Ansichten zur Orientirung der damaligen Localität.

Zu dieser Feierlichkeit waren die Straßen Wiens, durch welche der Zug ging, trotz der noch rauhen Jahreszeit durchaus mit längs den Häusern zu beiden Seiten aufgestellten grünen Bäumen und Gesträuch in einen Garten umgewandelt. Unzählige natürliche und künstlich aus Holz geschnitzte und bemalte Früchte, unter Ersteren mehre tausend Drangen, waren an denselben angebracht. In der Stadt selbst befand sich in der Rothenthurmstraße, bei dem noch heute also genannten großen Waghause, die erste sehr ansehnliche Ehrenpforte, die ebenfalls mit Bäumen und Gesträuch verziert war, welche mit Drangen und anderen Früchten prangten. Auf der Höhe der Pforte standen die Bildsäulen von Spes der Hoffnung und Charitas, der christlichen Liebe; zwischen diesen war ein schön

geschmückter, mit natürlichen Federn geschmückter Pfau zu sehen. Darunter waren folgende Verse zu lesen:

„Das dieser Pfab schmucket vnd ziert  
Den Helm, mit Federn wol gestaffiert,  
Oder die Flügel mit Federn weiß:  
Und roth, zertheilten geben im Preys,  
Weiß vnd roth Farbe zeigen dir an  
Den Ursprung vnnnd das heergan  
Des alten volchs in Osterreich.“

Zu beiden Seiten des Durchganges standen kolossale Gestalten, die eine riesige Mauerkrone von Silber hielten. Außerdem war die Pforte mit römischen Krieges- und Sieges-trophäen aller Art, dann mit Fahnen und Namenszügen reichlich verziert. — Die zweite Ehrenpforte stand auf dem Roßmarkt (Stockmeisenplatz). Auf der Höhe derselben sah man die Statuen der Stärke und der Vorsicht (prudencia), in der Mitte war ein großer Löwe angebracht, in jeder Klaue ein Wappen (das ungarische und böhmische) haltend. Ober dem Durchgang zeigte sich ein kolossales doppeltes W mit einer vergoldeten Krone, darüber zwei Inschriften. Zu beiden Seiten herab waren mythologische Figuren in anmuthiger Stellung zu sehen, welche ebenfalls Wappen hielten. Die Pforte war mit vier großen schönen Säulen corinthischer Ordnung geziert. Am Fuße standen zu einer Seite ein Elephant, zur andern ein Rhinoceros. Unter dem Schwibbogen waren zu beiden Seiten vier Bildnisse österreichischer Regenten mit ihren Wappen angebracht. Gesträuch, Fahnen und andere Zierrathen schmückten auch diese Pforte.

Die dritte Ehrenpforte befand sich auf dem Roßmarkt. Auf deren Höhe standen die Statuen des Glaubens und der Gerechtigkeit, in der Mitte war ein großer zweiföpfiger

Adler angebracht. Die Vorderseite schmückte ein riesiger, schön gemalter Globus. Auf beiden Seiten herunter sah man heidnische Gottheiten: Jupiter, Mars, Apollo &c. Außerdem war auch diese Pforte mit verschiedenen Adlern, Wappen und anderen Emblemen geziert. Inner dem Schwibbogen waren wieder auf jeder Seite vier Bildnisse österreichischer Regenten angebracht.

Der erste Freudenbrunnen war am Lugeck errichtet. Er war 16 Ellen hoch, hatte ein weites Becken und sein Siebel war mit grünem Gesträuch und Rauschgold geziert. Die untere Seite war schön bemalt und mit lateinischen Sprüchen versehen. Aus zwölf Röhren strömte weißer und rother Wein, von der Höhe aber warf man Nüsse, Äpfel, Birnen und Brot unter das Volk und zwar beides von dem Augenblicke als der Zug die Stadt betrat, bis er in die Burg gelangte.

Der zweite Brunnen war auf dem Graben, 10 Ellen hoch, von welchem aus acht Canälen weißer und rother Wein floß. Er war ebenfalls mit grünem Laubwerk, Rauschgold und allerlei natürlichen und gemachten Früchten, dann Malereien und Versen geziert. Auch von der Höhe dieses Brunnens wurde allerlei Obst ausgeworfen. Dieser Brunnen, welcher gegen den Kohlmarkt zu stand, ist auch in dem erwähnten Büchlein abgebildet und stellt eine achteckige abgestumpfte Säule mit einem kleineren Aufsatz vor, der mittelst gebogener Spangen damit verbunden war. Oben war er mit Gesträuch verziert. Die acht Flächen zierten Hermenähnliche Figuren, aus welchen der Wein herausströmte. Folgende Verse waren darauf angebracht:

„Der Quellen Prunn Habsburgerisch Geschlecht  
Geußt aus von sich größre Päch  
Und ist gänzlich ain Prunnen gleich,  
Der Bast quelet vnnnd macht Reich

Die Erden dann es vns bracht hat  
Grauen vnnb Fursten in der Phadt  
Swaltig nezt aus welches stamm  
Wir Rheyser haben Lobesan.“

Nun zur Beschreibung des Einzuges selbst. Bei dem Zuge befanden sich 600 zur Hälfte gelb und schwarz, zur Hälfte roth und weiß gekleidete Knaben, dann 150 Bürger-söhne in rothe Glanzleinwand (Schetter) gekleidet, mit weiß und gelben Federn auf den Hüten; eine Anzahl Feldwebel und Trabanten, letztere in schwarz und gelber Kleidung, dann zahlreiches, festlich weiß und roth gekleidetes Bürgermilitär, endlich die Büchsenmeister mit ihren wohlgeschmückten Falconeten.

Unter dem Rothenthurmthore, das ebenfalls mit grünem Gesträuch ausgeschmückt war, warteten Bürgermeister und Rath der Stadt mit einem großen, gelbatlassenen Baldachin, mit großen und kleinen Adlern geziert, mit schwarz, gelb und rothen Fransen und Troddeln versehen, auf die Majestäten und begrüßten sie ehrfurchtsvoll. Von da setzte sich der Zug weiter in Bewegung, bei dessen ersten Eintritt in die Stadt von allen Basteien mit Karthaunen, Schlangen und Falconeten geschossen wurde, von den mit Fahnen gezierten Kirchtürmen die Glocken erschallten und allenthalben rauschende Musik erklang. Bei dem Zuge allein befanden sich 85 Spielleute mit weiß und gelb bordirten Hüten, auf welchen schwarze, gelbe und weiße Federn wehten, die übrigen waren bei den Ehrenpforten, Brunnen, öffentlichen Plätzen und auf Balconen vertheilt. Vor den Majestäten wurde die neue, aus 23 $\frac{1}{2}$  Ellen schwerem gelben Seidenzeug gefertigte, kaiserliche Reichsfahne getragen; dann folgten unter dem hohen Baldachine der Kaiser mit den Prinzen Rudolph und Mathias zu Pferde; die Kaiserin Maria aber mit den Prinzessinnen

Anna und Elisabeth (erstere 1570 mit Philipp II. von Spanien, letztere ebenfalls 1570 mit Karl IX. von Frankreich vermählt), fuhren, nach meiner Quelle „sampt Irem Frauenzimmer in Rhoblwägen mit Gold vnd Silber von Gewächs vnd Laubwerckh artlich gepuzt.“ Dann folgte unter Vortritt des Stadtrathes, in schwarzer Sammitkleidung, die bereits beschriebene Begleitung und den Zug schloß eine bedeutende Anzahl „khenjerlicher Soldateska,“ welcher sich noch unzählbares Volk anschloß, so wie auch alle Fenster und Balcone, Dächer und selbst Schornsteine mit jubelnden und frohlockenden Zuschern erfüllt waren. Der Zug bewegte sich langsam durch die erste Ehrenpforte und die Bischofgasse nach St. Stephan zu. Hier fand die merkwürdigste und, so viel ich weiß, bisher noch in keinem späteren Werke vorkommende Feierlichkeit Statt, weshalb sich auch mein Verleger entschlossen hat, das schön gearbeitete Blatt, auf welchem dieselbe in der erwähnten Broschüre dargestellt ist, durch geschickte Hand copiren zu lassen und diesem Werke beizugeben. Theils der besseren Authenticität, theils des erhöhten Interesses wegen, gebe ich die Beschreibung davon mit den eigenen Worten des seltenen Büchleins: „Wie nun die obgedachten zween Prinzen voran hinein auff den Freythoff tratten vund ihr Mt. ic. vnder dem Himmel mit ihrem Gemahel, Sihe, da stunde auff dem Knopff Sant Steffans Thurn ain Hendrich, welcher ainen Fanen, Gelb, Schwarz vnd Weiß den ganzen einzug, auffrecht nach dem Windt, hin vund her schwung vnd fliegen ließe \*). Es schwebten auch an gedachten Thurn zwen andere

\*) Durch diese echteste Authorität erleidet auch die Angabe des so verdienstvollen Schlager (Wiener Skizzen, neue Folge 1839, S. 58): „Diese Aufgabe für Waghälse, in England schon bei dem Krönungs-

Fahnen vnd in massen auff den Basteyen, also auch aus den Thurn hat man gwaltige Fremdenschüß gethon. Von der Rosen des Thurns wardt ein groß Sayll herunder auff den Vnaußgebauten Thurn, gegen den Bischoffhof zue, angespannt, an welchem eine zuegerichter (künstlicher) Adler schwebet, Vnd wie ihr Mt. 10. Auff den Kirchhoff tratte, flog er herunder mit großer menigklichs verwunderung, als ihr Mt. 10. den ersehen hat, stünd sie still vnd sahe den Adler zue, bis er herunder kommen ist, vnderdeß schlug man in der Kirchen gwaltig auff der Orgel 10.“

Nach geendigten Feierlichkeiten in der Kirche ging der Zug weiter gegen den Roßmarkt zur zweiten Ehrenpforte, woselbst dem Kaiser eine weitläufige, mit Citaten aus den römischen Classikern reichlich versehene Oration vorgetragen wurde, welche den berühmten Dr. Paz zum Verfasser hatte, der überhaupt die Ausführung der gesammten Festlichkeiten leitete und dafür von dem Stadtrathe das Ehrengeschenk eines übernen vergoldeten Pokales erhielt, der in der Stadtrechnung mit 45 Gulden, damals keine unbedeutende Summe, angeführt ist. Von dieser Oration erschienen auch 450 Exemplare in Druck, wofür der Buchdrucker Michael Zimmermann 11 Gulden erhielt. Von diesem Augenblicke an wurden von den Brunnen auch Gold- und Silber-Gedächtnismünzen ausgeworfen, welche Meister Christoph Bachmayer, Bürger und Goldschläger, für 16 Pfund lieferte. Von da begab sich der Zug weiter über den Graben und Roßmarkt durch die dritte Ehrenpforte, worauf noch folgende Schlußfeierlichkeit Statt hatte,

---

einzug der Königin Maria Tudor 1553 bekannt, erscheint hier (in Wien) urkundlich erst im Jahre 1608“ eine Berichtigung. Von dem Adler ist in dem genannten Werke ebenfalls nichts erwähnt.

die ich ebenfalls, des größeren Interesses wegen, mit den Worten des seltenen Originals gebe:

„Sobald ihr Mt. 10. sich nähert auff dem platz vor der Burgk, daselbst seyn gestanden in ainer gestierten Schlachtordnung bey anderthalb Tausend Junge Knaben, umb vnnnd vnder Sechtzehn Taren, mit Büchsen, Spießsen, Helleparten vnd Schlachtschwerdern in Kayserisch vnd Rhönigische Farb woll Beklaidt, an welcher Jugent gegenwärtigkeit ihr Mt. 10. ain groß gefallen gehabt, thätt Beuelch, daß man ein jeden ein Silbern phenig, innmassen zu Frankfort nach der Krönung außgeworffen worden bey zwölff Kreuzer wert, ihren Obersten Hauptleuten seynd jeglichen drey geraicht, den Fendreichen, Leutenamten vnd Beuelchsleuten ain jeden zwey geben worden, volgendß seyn sie ab vnd ein jeder in sein Rosament gezogen. Nach welchem abzug ist die Munition vnd Burgerschaftt, so in der Schlachtordnung an dem anzug gesehen worden, fur die Burgk zum Burgkthor auß durch die Stadt gezogen vnd jeder sein Rosament wieder besucht. Auff oft gemelten platz ist ein langes Seyl auffgespandt worden, daran ein Feuerwerck gehalten in Form vnd Gestalt wie ein Kretenzbecher, inwendig hat es vill Cäßil oder Lädil gehabt, als das angezündt ward, hat jedlichß sein sundere Wirkung erzaygt vnd ains nach dem andern angangen vnd herab auff die Erde gefallen, da sich in merere stuck gethaillet, ist umhetrochen wie feurige nattern vnd hin und wieder gefaren, als es nun außgebrannt gewest, ist hinder diesem ain großer Hayden \*) auff einer auffgerichteten zimblich hohen Seulen gestanden, hielt in der Rechten Hand ainen Rholben, in der Linichen einen zimblichen Schild, hat große dick glid-

\*) Wahrscheinlich die Figur einer heidnischen Gottheit, eines Riesen.

maß, vnnnd war mit vill Feuerwerck außgefüllt vnd geschop-  
 pet. Erstlich hat er Feuer außgespiben, darnach auß dem gan-  
 zen leib, herunder auff die Erden Feuer geworffen, inmassen  
 das Erste Feuerwerck gewirckht. Nach End solches Feuerwercks  
 Endet sich auch der Tag, vast hin umb acht Uhr hat man  
 auff dem Rhnopff Sankt Steffans Thurn, auff allen vier  
 orten der Rosen vnd in der mitten des Thurn grosse Freu-  
 denfeuer gesehen, die bey Nächtllicher weill, als wenn der  
 Thurn voller Feuer wär, einen weitten vnd ferren schein vnd  
 glanz geben haben, darzue seynd umb dise zeit auff den  
 Thurn Freudenschuß oft vnd dickh gehort worden, dann so  
 wardt auch auff diesem platz vor der Burck ein Schloß von  
 holzwerck auffgerichtet, daz von den Knaben Gestürmet, ein-  
 gerissen vnd erobert solle werden, die zeyt geduldets aber nit,  
 Sonder verzog sich auff den ander tag, da kamen die Kna-  
 ben, Wie den ersten Tag wieder zusammen, stellen sich in  
 die Ordnung vnd beraten sich, wie der sach zu thun were,  
 das Schloß ward da beschossen zum Stürmen mit etlichen  
 Schlangen vnd nach etlich gethonen Stürmen wards einge-  
 rissen, der Feindt saan vndergedruckt vnd entgegen des Stür-  
 menden volkhs saan an die Stadt gestekt, als nun das Schloß  
 zerschlaipfft vnd eingerißen, war ein groß Frolocken vnd  
 Triumphiren ꝛc.“ — Diese Bestürmung ist, wie erwähnt,  
 ebenfalls auf einem netten Holzschnitt dargestellt, wobei sich  
 besonders die damalige Burg interessant ausnimmt. Noch ist  
 schließlich zu erwähnen, daß dem Kaiser bei dieser Gelegen-  
 heit von der Bürgerschaft mehre Geschenke dargebracht wur-  
 den, worunter sich auch 18 starke ungarische Ochsen, nebst  
 mehren Wagen mit Getreide und Wein befanden. Am Abend  
 des ersten Tages gab die Stadt auch zwei große Mahlzeiten,  
 die eine für die Befehlsleute im Rathhaus, wobei der An-

wald, Bürgermeister, Stadtrichter und alle Herren des inneren Rathes anwesend waren; die zweite in der Wohnung des Unterkämmerers Übermann auf 141 Personen an 12, mit Speisen wohl besetzten Tischen, wobei Muskateller, Wippacher und Rheinfall getrunken wurde. Endlich veranstaltete die Bürgerschaft dem Kaiser zu Ehren ein großes Freischießen, für welches in der Stadtrechnung die Kosten allein auf 2238 Gulden angerechnet sind.

Der Einzug Kaiser Rudolph II. 1577 zeichnete sich ebenfalls durch große Festlichkeiten und Decorationen aus, worunter sich besonders eine übergroße gigantische Gestalt bei der Ehrenpforte auf dem Graben auszeichnete. Der Einzug des Königs Mathias 1608 wurde abermals durch Ehrenpforten und Weinbrunnen bezeichnet und auch das Fahنشwingen auf dem Stephansthurme hatte wieder dabei Statt. 1635 bei der Ankunft des Kurfürsten Maximilian von Bayern, Schwagers des Kaisers Ferdinand II. wurde das Schauspiel des Fahنشwingens auf dem Stephansthurme durch den Kirchenbaumeister Humpeller wiederholt. Große Zurüstung zu glänzenden Festlichkeiten waren auch im Jahre 1637 zum Einzuge Ferdinand III. nach seiner Erwählung zum römischen Könige gemacht worden, wobei die Fahne von einem kühnen Barbiergefellen, Namens Stephan Misl, geschwungen werden sollte, allein der plötzliche Tod Kaiser Ferdinand II. den 15. Februar 1637 verhinderte deren Ausführung. Den 18. Juni 1653 wurde Ferdinand IV., ältester Sohn des Kaisers Ferdinand III. zu Frankfurt zum römischen König gekrönt und bei seinem Einzuge in Wien und der darauf erfolgten förmlichen Huldigung fanden wieder große Festlichkeiten Statt, wobei zu bemerken ist, daß bei dieser Gelegenheit die erste gedruckte Beschreibung dieser Feierlichkeit mit Kupfern, in

Wien erschien, die jetzt höchst selten ist, sich aber auch in der Sammlung vaterländischer Curiosa des Herrn Obersten von Hauslab befindet. Höchst interessant ist die Gestalt des damaligen Grabens, auf welchem noch die Dreifaltigkeitssäule nicht gesetzt war. Leider starb Ferdinand IV. vor seinem Vater schon den 9. Juli 1654. Zur Feier der Kaiserkrönung Leopold I. und dessen Einzuges in Wien wurden den 1. October 1658 abermals drei Ehrenpforten am Stockmeisenplatz, Graben und Kohlmarkt sammt einem Weinbrunnen bei der Hirschenapothek am Graben errichtet und große Festlichkeiten fanden Statt. Bei dieser Gelegenheit sollte auch der Gärtner Gabriel Salzberger wieder das Schauspiel des Fahnen-schwingens auf dem Knopfe des Stephansturmes vollbringen. Da sich jedoch die Ankunft des Kaisers verzögerte und der Abend anbrach, mußte nicht nur diese Function unterbleiben, sondern der arme Gärtner mußte die ganze Nacht durch unter äußerster Lebensgefahr auf der Thurmspitze schweben bleiben, da man ihm wegen der eingetretenen Dunkelheit nicht mehr zum Herabkommen behilflich seyn konnte. Erst am folgenden Morgen wurde er aus seiner Todesangst erlöst und für die ausgestandene qualvolle Lage mit 12 Reichsthaler entschädigt. Von dieser Zeit an kommt das Fahnen-schwingen nicht wieder vor, die Begebenheit mit dem Gärtner aber wurde durch einen jetzt ebenfalls höchst selten gewordenen Kupferstich mit beigefügter Beschreibung der Nachwelt aufbewahrt. Noch verdient erwähnt zu werden, daß die ersten festlichen Erleuchtungen durch angezündete Freudenfeuer auf erhabenen Standpuncten, Pechpfannen und mittelst Fackelzügen Statt fanden. Die erste Spur von Fensterbeleuchtung finden wir bei dem Einzuge und der Huldigung Kaisers Ferdinand III. im Jahre 1637.

Eines der glänzendsten, prachtvollsten und kostspieligsten Feste hatte den 24. Jänner 1667 zur Feier der Vermählung des Kaisers Leopold I. mit der spanischen Infantin Margaretha Statt, welches den 15. October 1673 zur Feier dessen zweiter Vermählung mit der Erzherzogin Claudia Felicitas, wiederholt wurde. Am Abende des Vermählungstages wurden auf dem Burgplaze ein großer, festlicher Aufzug und eine allegorische Vorstellung mittelst großartiger, zu diesem Zwecke eigens mit großen Kosten errichteten Gebäuden und Maschinerien veranstaltet. Dabei wurden die vier Elemente mit ihren Wirkungen dargestellt. Links beim Eingange in den Schweizerhof befand sich die Vorstellung des Wassers, die aus einem eigens gegrabenen und mit Wasser angefüllten Bassin bestand, in dessen Mitte zwei Meerpferde zu sehen waren, welche große Muscheln mit anderen allegorischen Verzierungen trugen; oben stand Neptun mit dem mächtigen Dreizack. Rechts gegen den jetzigen Amalienhof, damals noch Gillyerhof genannt, weil er einst Eigenthum der gewaltigen Grafen von Gilly gewesen, war die Erde, durch ein zierliches Lustgebäude, mit lebendigen Papeln geziert, vorgestellt. Auf der untern Seite links, gegen den jetzigen Eingang von der Stadt, war das Element des Feuers verständig und zu diesem Zwecke eine große künstliche Felsgrotte errichtet, in deren Innerem Cyclopen ihr Wesen trieben. Bis zur Spitze führten Stiegen von Außen und Innen und oben war Vulkan mit dem geschwungenen Hammer zu sehen. Rechts an der andern Ecke stand ein ungeheurer Wolkenwagen mit allegorischen Figuren und Verzierungen, als Symbol der Luft. In der Mitte des Plazes war abermals ein Bassin von bedeutendem Umfange gegraben, mit Wasser angefüllt und darauf präsentirte sich ein großes, äußerst zier-

liches Schiff mit Wimpeln und Flaggen. Eine Fama zierte das Verdeck, ein großer Adler mit ausgebreiteten Flügeln den Vordertheil; das Bassin war von blasenden und tanzenden Tritonen und Nereiden umgeben. Vor dem Amalienhofe nahe an dem noch bestehenden Durchgange auf den Ballplatz befand sich ein großes, äußerst zierliches, halb tempelhalb triumphbogenförmiges Gebäude. Es war im prachtvollen, korinthischen Style aufgeführt, mit Säulen, Statuen in Nischen und auf den Gallerien, einem zierlichen Frontispice und Zierrathen aller Art. Den Giebel der schön geschwungenen Kuppel zierte die Bildsäule des olympischen Jupiter. Das ganze Gebäude umgaben künstliche gemalte Rauchwolken, auf deren Höhe der ganze Olymp schwebte. Das Gebäude war der Tempel der Ewigkeit (il tempio dell'eternità) benannt.

Jedes Element hatte seinen eigenen, von Cavalieren gebildeten Festzug in der prachtvollsten, dem Zwecke entsprechenden Kleidung, so war z. B. jener des Wassers grün, des Feuers roth, der Luft blau und der Erde braun costumirt. Die Führer dieser Festzüge bestanden aus den berühmtesten Notabilitäten jener Zeit. So führte jenen der Luft der berühmte Kriegsheld und nachmalige Befreier Wiens von der Türkennoth, Karl (IV.) Herzog von Lothringen; des Feuers der große Türkenbesieger Raimund, Graf von Montecuculi; des Wassers der nicht minder berühmte Held, Philipp, Pfalzgraf von Sulzbach; endlich der Erde Gundaccar, Graf von Dietrichstein, der große Staatsmann. Von dem Schweizerhofe an bis an das Ende des Leopoldinischen Tractes der Burg waren große und starke Gallerien mit bogenförmig ge-

stalteten Parterreplätzen, säulengeschmückten Bogen und einer offenen breiten Ballustrade errichtet, die mit einem festen und zierlichen Geländer versehen war und auf welchen Plätzen es von gepugten und geschmückten Zuschauern wimmelte. Vor dem Schweizerhofe links vom Eingange war das kaiserliche Prachtgerüst mit einem reichen Thronhimmel, von welchem die Majestäten die Festlichkeiten besahen, errichtet. Auf einem etwas niedrigeren daneben befand sich der reichgeschmückte Hofstaat. Den Schluß des Festes machte Abends ein großes Concert bei Fackelbeleuchtung, das durch volle drei Stunden währte. Die äußerst zahlreichen Musiker, so wie die Sänger und Sänginnen erschienen ebenfalls in reichem mythologischen Costume. Die ganze imposante Festlichkeit wurde bald darauf in großen Kupferblättern mit kurzer Erklärung in italienischer Sprache, dargestellt, welche von dem damaligen Hofmaler Nikolaus van Hoy gezeichnet, von Franciscus van den Steen gestochen waren, und deren Abdrücke jetzt schon ziemlich selten sind.

Auch zur Feier der Vermählung des römischen Königs Joseph (als Kaiser Joseph I.), mit der Prinzessin Amalia Wilhelmine von Braunschweig = Lüneburg fanden den 23. Februar 1699 große Festlichkeiten in Wien Statt. Der feierliche Einzug geschah von der Favorite aus und ihn eröffneten 115 ungarische Edelleute im reichsten Costume, mit Tigerhäuten über die Schultern; dann sechs Compagnien prachtvoll gekleidetes ungarisches Militär mit Fahnen, Trompeten, Pauken und schallender türkischer Musik. König Joseph ritt unter einem prachtvollen Baldachin, der von acht vornehmen Cavalieren getragen wurde. Die Carosse der Prinzessin schätzte man allein auf 50,000 Gulden damaligen Geldwerthes. Kaiser Leopold I. trug bei dieser Gelegenheit ein so kostbares Kleid, daß die

bloß aus großen Brillanten bestehenden Knöpfe daran allein auf 100,000 Thaler zu stehen kamen. In der Augustinerkirche fand die feierliche Trauung Statt, bei welcher 17 Bischöfe und Prälaten assistirten. Bei dem kaiserlichen Mahle waren die Sessel des Kaiserpaares und der Neuvermählten von Drap d'or. Die Stadt wurde Abends auf das Glänzendste erleuchtet und die Feierlichkeiten dauerten acht Tage. Den 28. Februar hatte auf dem Burgplage eine außerordentlich prachtvolle Serenade mit einem prunkvollen allegorischen Divertissement Statt. Es erschienen dabei drei Triumphwagen von ausgezeichneter Pracht und Größe, dann fünf kleinere, ebenfalls herrlich ausgeschmückt. Auf dem mittleren der ersten befanden sich Hymen, Jupiter, Juno, Hercules und andere mythologische und allegorische Personen, dann auch mehre gefangene athenienische Jungfrauen, welche durch Hymen in Freiheit gesetzt wurden. Auf dem Wagen zur Rechten waren zu sehen: Apollo, die vier Welttheile, die Personificationen des laufenden Jahrhunderts, der Zeit, der Freude, der Luste, nebst mehren Lorbergekrönten Dichtern. Auf dem Wogen zur Linken befanden sich Venus, Cupido, die drei Grazien, Mars, Mercur, Bacchus, mit einem Gefolge von Tritonen und Nereiden. Die fünf kleineren Wagen zu jeder Seite waren mit Musikern, Sängern und Sängerinnen angefüllt, welche alle mythologisches Costume hatten und wovon erstere mit schönen Instrumenten versehen waren. Der feierliche Aufzug ging rund um den Burgplatz und stellte sich dann in dessen Mitte, wo bei dem Glanze unzähliger Fackeln das Concert begann, welches *la triomphante hymenée* betitelt war und durch drei volle Stunden währte. Der Hof mit den Ministern, der hohen Geistlichkeit und vielen vornehmen Herren und Damen wohnten diesem Schauspieler an den Fenstern der Burg bei;

der Platz aber wimmelte von einer unzähligen Volksmenge. Den folgenden Tag wurde auf dem Burgplatze ein herrliches Feuerwerk abgebrannt und den letzten Tag wurden die Festlichkeiten durch ein glänzendes Bankett und einen prachtvollen Ball im Costume beschloffen.

Bei der Geburt des einzigen Prinzen des Kaisers Karl VI., Leopold, hatte den 14. April 1714 ebenfalls eine große Beleuchtung mit verschiedenen herrlichen Festlichkeiten Statt. Leider war die Freude nur von kurzer Dauer, da der Prinz schon den 4. November 1716 starb. Bei der Geburt des Kaisers Joseph II., den 13. März 1741 fand abermals eine Beleuchtung Statt, die jedoch, der bewegten Zeit wegen, nicht so glänzend war, als es das erfreuliche Ereigniß forderte.

Desto außerordentlicher aber waren zwei Illuminationen im Jahre 1745, in welchem Jahre sich das Kriegsglück schon ganz auf Oesterreichs Seite gewendet hatte und überhaupt alle Umstände sich günstig für dasselbe gestalteten. Über beide erschienen eigene, ziemlich dickleibige Beschreibungen. Die erste hatte den 14. März 1745 zur Feier der Geburt des zweiten Prinzen Maria Theresia's, Erzherzog Karl, Statt, der jedoch auch im blühendsten Alter 1761 starb; die zweite bei der Zurückkunft Franz I. von der Kaiserkrönung zu Frankfurt, den 27. October 1745. Über die erstgenannte erschien ein 496 Seiten enthaltendes Buch unter dem Titel: „Wienerische Beleuchtung oder Beschreibung aller deren Triumph- und Ehrengerüsten, Sinnbildern, Gemälden, und anderen sowohl überaus schön- als prächtig, besonders aber an Kostbarkeit unvergleichlichen Auszierungen, welche bei denen wegen der höchst-erfreulichen Geburt des zweiten Erzherzog von Oesterreich Carolo als am Tage Ihrer zu Hungarn und Böhheim königl. Majestät ic. ic. Mariae Theresiae Unserer Aller-  
Schimmer, Wien ic.

gnädigsten Frauen, gesegneten Hervorgangs Abends und selbige Nacht hindurch nicht nur in allhiefig frolockender Stadt, sondern auch mancher Orten in denen herumliegenden Vorstädten angestellten allgemeinen Freuden-Bezeugungen, sowohl an den herrschaft- und allgemeinen Ballästen, als geistlichen Collegien, Klöstern und Stiften, wie auch Privathäusern, Wohnungen und Gewölbem zu bewundern und zu sehen gewesen. Zusammengetragen und verlegt bei Johann Peter von Ghelen, königl. Hofbuchdruckern und Verlegern des Wienerischen Diarii.“

In diesem Buche sind nicht weniger als 365 verschiedene Gebäude angegeben, die mit den verschiedenartigsten Decorationen und Inschriften, oft 20 bis 30 an einem einzigen Gebäude, geziert waren. Und am Schlusse heißt es noch: „Über diese beschriebene Gebäude ist nicht viel Merkwürdiges ansonst zu sehen gewesen, indem die meisten anderen Häuser entweder bloß mit Windlichtern oder Pyramiden, oder gläsernen, oder auch anderen artigen und seltsamen Laternen oder Feuertöpfen oder Lampenaufsätzen oder Buchstaben, oder Wappen, und derlei Auszierungen versehen waren.“

Am prächtigsten mochten sich der Beschreibung nach folgende Gebäude ausgenommen haben: Der Palast des Großherzogs von Toskana, Gemahl Maria Theresiens, in der Wallnerstraße (gegenwärtig 272), dessen Haupt-Decoration den Tempel der Lucina vorstellte und der noch mit vielen anderen Decorationen geschmückt war. Mehr als 10,000 Lampen waren daran angebracht und „der ganze Bau schiene“ sagt unser Gewährsmann, „wie ein ganz feuriger Ballast.“ — Der Bischofshof, der ein großes Ehrengerüst mit einem über 50 Fuß hohen Portal

enthielt. — Das n. öst. Landhaus, welches einen förmlich künstlichen Palast mit Seitenflügeln, Treppen u. 250 Fuß hoch, darstellte. Daneben standen 2 Obelisken, jeder 60 Fuß hoch. Das Gebäude zierten große Krystall-Hängeleuchter mit Wachskerzen, dann war es von 7000 Lampen und mehren Feuertöpfen erleuchtet. — Der fürstl. Schwarzenberg'sche Palast mit einem von 20 Säulen gestützten Tempel und herrlichen Wachsgemälde, von 11000 Lampen beleuchtet. Die Fenster waren überdieß mit Krystall- und silbernen Kronleuchtern geziert, in welchen Wachskerzen brannten. Das Ganze war von dem damals so berühmten Maler Altomonte erfunden und ausgeführt. — Am gräfl. Rhevenhüller'schen Palaste auf der Freieung (jetzt fürstl. Kinsky'schen) war eine herrliche, 75 Fuß hohe, 60 breite Triumphpforte mit Säulen, Nischen, Gängen und Schwißbogen, dann einer Pyramide errichtet, deren Spitze eine aus gefarbten Glasstrahlen zusammengesetzte und reich beleuchtete Sonne bildete. — Der fürstl. Liechtenstein'sche Palast in der Herrngasse, der seiner ganzen Breite nach und bis über das Dach hinauf mit einem herrlichen dreitheiligen Lustgebäude versehen war, mit 40 Säulen, Treppen, Erkern und Gängen, über 100 gemalten Sinnbildern und Statuen. In der Mitte war ein großes Hauptgemälde, den ganzen Olymp vorstellend. Das Ganze war durch mehr als 35,000 Glaslampen in der Form von Sonnen, Sternen, Früchten und Blumen, dann durch eine Menge Feuertöpfe erleuchtet. Auch vor der Stadt waren die vorzüglichsten Gebäude mit den schönsten Decorationen versehen, so z. B. die Karlskirche, der Schwarzenberg'sche Palast, die Klöster und Kirchen u.

Manche Inschriften, besonders die Lateinischen, waren so ziemlich zweckmäßig und sinnreich so z. B. *Fecunditas Augustae, Serenitas patriae*. Bei den Jesuiten: ein Palm=

baum, der sich fruchtschwer höher erhebt: *Pressa levor. Genitrix pulcherrima talem. — Fatis regna tuis. — Dux foemina facti etc. etc.* Übrigens wurden auch Bibel-sprüche und Sentenzen aus den Classikern überlei ausgebeutet, und allenthalben, wo es thunlich, das bekannte *A. E. I. O. U.* mit neuen und alten Auslegungen angebracht. Da Osterreich damals eben mit Frankreich in Krieg verwickelt war, so fehlte es auch nicht an beißenden und sarkastischen, geschriebenen und gemalten Ausfällen auf dieses Reich, wobei besonders der Hahn (*gallus*) und die französischen Lilien eine große Rolle spielten; eben so über Preußen, doch letzteres in geringerem Grade, was zu wundern ist und von dem deutschen Nationalsinne ein ehrenvolles Zeugniß gibt.

Vorzüglich wetteiferten die Buchdruckereien mit witzigen Einfällen dieser Art, so war z. B. in der Ghelen'schen Hofbuchdruckerei (damals im sogenannten großen Michaelerhaus) auf einem Transparente ein offenes Buch mit dem Titel zu sehen: *Tractatus de instituenda Monarchia Gallica universale*, worüber Erzherzog Joseph mit dem Worte: *Deleatur*, einen dicken Strich zog. Gar witzig und sinnreich (wie er vermuthlich selbst glaubte) hatte der damalige Buchhändler Conrad Monat unter den Tuchlauben seine fünf Fenster mit folgenden Inschriften, wozu ich die gleichzeitige Übersetzung füge, geziert: **I. Catalogus Librorum et Liberorum Bibliothecae Augustalis Austriacae** (Bücher- und Kinder-Register des österreichischen Erb- und Bücher-Schatzes). **II. Annales Theresiae et Francisci** (Jahrbücher von denen Thaten Theresiae und Francisci). **III. Operum Tomus I. Josephus** (Ihrer Werken Erster Band Josephus). **IV. Operum Tomus II. Carolus** (Ihrer Werken zweiter Band Carolus). **V. Operum Tomus III. Desideratur cum Deo et**

Die (Ihrer Werken dritter Band Wird von Gott und der Zeit sehnlichst erwartet).

Unter den deutschen Inschriften gab es mitunter höchst possierliche, wie es die individuelle Laune und Bildung gab. Doch selbst aus den rohesten Ausdrücken spricht Biederkeit, Patriotismus und innige Anhänglichkeit an das Regentenhaus. Einige der sonderbarsten mögen als Probe des Zeitgeistes und der treuherzigen Poesie jener Tage hier Platz finden: Bei dem sogenannten Küß den Pfennig unter einem passenden Transparent:

„Ihr Wütrich höret auf mit Christen Krieg zu führen,  
Die ihr kein Treu, kein Glaub', kein wahres Wort laßt spühren,  
Mordbrennen ist kein Kunst, das thut kein Barbar mehr,  
Pfund schämt euch euer That; Husar, Panduren her,  
Die lernen euch in Hitze und in der Kälte chargiren.  
Auch wie ihr sollt doucement, vitement, par force marchiren,  
Kriegs-Cassa sammt Cangley, Vivres, munition,  
Seynd hin, o Pfund der Schand, statt Reputation.“

In einem Haus auf dem Salzgries:

„Das Glück hat mir schon vorlängst gesagt,  
Ich sollt nicht viel nachdenken,  
Wenn schon der Himmel Östreich zwackt,  
Thuts ihn gleich wieder kränken.  
Zwei Kaiser hat von Östreich, \*)  
Der Himmel z'lest genommen,  
Nun seynds von Stand und Namen gleich  
Von dort her wieder kommen.  
Jetzt werdt' ihr Feinde euch zugleich  
Beim Himmel wohl beklagen,  
Daß er beglückt hat Östreich

\*) Joseph I. starb 1711 und Karl VI. 1740.

„So wird er euch bald sagen:  
Ihm ist bekannt, wie ihr so frei  
All Eidschwür habt gebrochen,  
Drum hat er auch durch Prinzen zwei  
Den Meineid an euch grochen.“

An dem Kaffeehaus im Schlossergäßchen:

„Fort mit Zeitungen, ein Prinz — kein bessere Kunnt nicht seyn,  
Jetzt Kipperl, tummle dich, schenk allen Rosoglio ein,  
Die Königin soll leben, die zwei Prinzen von Oesterreich,  
Der höchste Mitregent \*) die Generalität zugleich.“

Im Matschakerhof unter einem Sinnbild, wo die Amme  
den Prinzen auf dem Schoß hielt, daneben die Küche mit der  
Köchin:

„Köchin, mach das Koch mit Kammel,  
Sonst weint der Prinz und greint die Amme.“

Auch kühne Prophezeiungen kamen vor, so z. B. im  
Hause zum grünen Fassel auf dem Kohlmarkt sah man mehre  
verwundete Franzosen, von Husaren verfolgt, im Transpa-  
rent, darunter die Worte:

„So bald wir in die Länder reisen,  
So sollen hunderttausend Mann,  
Die Strasse nach Paris uns weisen,  
Dort treffen wir euch wieder an.“

Am Wirthshaus zur goldenen Ente in der Schulenstraße  
ein Äpfelbaum, wovon ein Bauer Äpfel pflückt und andere  
ihm zusehen:

„Schau Jagl, der Stöfl \*\*)  
Im Winter brockt Äpfel,  
Zwei hat er abgeschitt,  
Aufs Jahr fällt der Dritt.“

\*) Kaiser Franz I.

\*\*) Kaiser Franz hieß eigentlich Franz Stephan.

In einem Haus in der Spenglergasse hielt ein Junge ein Nest mit fünf jungen Lerchen (zugleich auf das alte österreichische Wappen anspielend:

„Ein Nestl mit fünf Lerchelein,  
Darunter auch zwei Männel seyn.“<sup>\*)</sup>

In einem Bierhaus in der Spenglergasse, ein Bauerntanz:

„Ich lache vor Freud  
In so lustiger Zeit,  
Die Gäst' sagn darzue  
Es leb der Durchlaucht' Bue  
Sein Frau Muetter darzue,  
Der Herr Vatter darbey,  
Sollen leben alle drey,  
Zuhey!“

In einem Haus auf dem hohen Markt betrachten einige Bauern einen Comet, welcher die Bildnisse der Königin und des Prinzen enthielt:

„Boß schlaprament, Mein Brueder schau,  
A schöna Bue, a schöni Frau,  
Dort sehma in den großen Stern,  
Gott will uns no mehr Prinzen b'schern.“

In einem Küchenfenster am Petersplatz sah man vor dem Prinzen mehre mit Kücheninstrumenten bewaffnete Köche, deren Wortführer, der Oberkoch, sprach:

„Eur Durchlaucht, meine Leut stehn schon in Waffen,  
Sie warten nur darauf, bis Sie es werden schaffen,  
Daß ich mit meiner Macht und diesen tapfern Truppen  
Den Preußen machen soll ein gute Prügelsuppen.“

---

\*) Die Prinzen und Prinzessinnen: Maria Anna, geb. 1738. Joseph, Maria Christina, geb. 1742. Maria Elisabeth, geb. 1743. Karl.

Ein Transparent auf dem damaligen Hafnermarkt am Eisgrübel will ich abermals mit den Worten des Originals beschreiben, mit welchen sie sich bei Weitem gemüthlicher ausnehmen: »Es sassen einige Neu-Geworbene an einen Tisch, wo auff dem Tisch eine Schüssel voll Knödel und ein Brätel ware und die neue Soldaten braf sausten, worunter folgende Reime stunden:

»He lusti, ös Buema, heunt gehts bey uns zue,  
 G'ibt Brätl und Knödl und z'sauffen a gnue,  
 Wann Knödel überbleiben, so schieß ma's hinaus.  
 Und wann ma's verschossen, mit'n Sabel heraus.«

(Das bei dieser Beleuchtung angebrachte Cabballistikum s. S. 274.)

Die Crème von allen witzigen Einfällen aber war in einem Wirthshause am alten Fleischmarkt, das Transparent zeigte nichts weiter als einen essenden Gast, zu seinen Füßen ein Pudel mit der sinnreichen Beischrift:

»Magst Rockerl oder Rudi?  
 Sonst hab i nix mein Budi.«

Über die Beleuchtung zur Krönungsfeier Franz I. erschien ein gleichdickes Buch mit eben so weitschweifigen Titel wie das vorhin erwähnte und außer der prachtvollen Decorirung und Beleuchtung der ansehnlichsten Gebäude, waren dabei auch folgende herrlich decorirte und reich beleuchtete Triumphsporten zu sehen: 1. am Stockimeisenplatz, von dem Magistrate errichtet. Derselbe bildete eine große Stadtsporte im römischen Styl, oben mit einem hohen Quaderthurme mit Trophäen und drei Durchgängen, 85 Fuß hoch, 64 lang, 20 breit. Auf derselben brannten über 20,000 Feuertöpfe

und Lampen. 2. In der Wollzeile von den Niederlags-Verwandten (Großhändler) errichtet. Derselbe bildete einen Siegesbogen in corinthischer Ordnung mit Säulen, Statuen und Trophäen, 66 Fuß hoch, 36 breit, durch 10,000 Feuertöpfe und Lampen, dann viele Kry stall - Leuchter mit Wachskerzen, hinter welchen große und kleine Spiegel angebracht waren, erleuchtet. 3. Am Eingange des Kohlmarktes vom Michaelsplatze, von den sogenannten Hofbefreiten errichtet und zwar nach dem Muster des Constantinischen Triumphbogens in Rom. Er bestand aus allerlei Säulenreihen und Bogen gängen. Inwendig befand sich eine große Kuppel, die von vier Seitenbogen gestützt wurde. Die Säulen waren weiß, roth, grün und gemischt marmorirt und eben so reich wie die vorigen erleuchtet. Überdieß befanden sich bei jeder Pforte zwei vollständige Musikchöre, die unausgesetzt spielten.

Bei der Hirschen - Apotheke auf dem Graben war außerdem ein 30 Fuß hohes Gerüst von grünem Laubwerk mit 2 Stiegen und großem Erker errichtet, mit vergoldeten Blumengefäßen und vielen Statuen geziert. Unten lief unausgesetzt weißer und rother Wein, welches die Nacht durch und den folgenden Tag bis auf den Abend währte, so daß dem Volke nicht weniger als hundert Simer Preis gegeben wurden. Von dem Gerüste aus wurde Brot und andere Gwaa ren ausgeworfen, so daß der Zudrang weniger un glaublich als ungeheuer war. Besonders herrlich war bei dieser Gelegenheit das Landhaus decorirt, vor welchem ein 150 Fuß langes, 80 Fuß hohes Triumphgerüst mit Säulen, Stiegen, Gallerien, Statuen, Trophäen, Sinnbildern ꝛc. errichtet war, von vielen tausend Lampen, Fackeln, Kronleuchtern und Feuertöpfen erleuchtet.

Wirklich merkwürdig waren die trübselig allegorischen Schimmer, Wien ꝛc.

den Transparente in dem damaligen Amt- und Gerichtshause in der Raubensteingasse. Die Illustration eines derselben wollen wir mit den treuherzigen Worten unseres Originals geben: »Es stellet nemlichen das erste daselbstiger Gemälden vor einen düsteren Kerker, darinnen verschiedene Herzen, mit starken Ketten angefesselter in den Stock lagen. Ein die Liebe deren Unterthanen gegen ihre Landesherrschaft andeutender Art-Geist ginge in solchem Kerker mit seiner Fackel herum und entzündete damit die geschlossene Herzen, welche andurch mit vieler Flamme ausbrennend zugleich das finstere Gefängnuß erleuchteten.

Darunter stande ein lateinischer Vers, folgendß ins Deutsche übertragen:

„Seht wie die schlaue Lieb' an diesem frohen Fest,  
Sogar auch Jene, die im Todeschatten sitzen,  
Und in der Finsterniß vom Joch der Fesseln schweigen,  
Bei allgemeiner Lust nicht ohne Beystand läßt!  
Was thut dieselbige? Anstatt der Freuden Kerzen,  
Entzündet sie mit Treu auch die sonst schlimmste Herzen  
Und macht mithin zugleich, daß ohne Jubelschein  
Auch nicht ein einzig Haus in dieser Stadt soll seyn.“

Die nunmehr kaiserliche Buchdruckerei des Johann van Ghelen zeigte abermals recht sinnreiche und artige Dinge. Folgende zwei dünken mich unter den neun Sinnbildern die artigsten und ich gebe sie abermals, der besseren Wirkung wegen, im Originale: »Nr. 3 zeigte ein großes aufgeschlagenes Buch, darinnen zu lesen war: *Dixit Domina Domino meo: Sede a dextris meis, donec ponam inimicos tuos Scabellum pedum tuorum.* Vor solchem Buch erschienen zwei bettende, mit Alt-Teutscher Tracht bekleidete Hände, darunter stunden folgende Teutsche Reimen:

»Was gilt's, wir Tapfre Deutsche betten  
Den Feinden bald die Pumpermetten,  
Da Franz der angebrohten Ketten  
Von Frankreich uns verspricht zu retten?«

Weiter zeigte sich ein offener Kalender »darinnen Sr. neu-erwehlt Kayserl. Majestät Wappen, anderer Seits das Monath October aufgeschlagen ware. Eine aus denen Wolken hervorragende Hand hielte diesen Kalender, eine andere gegenüber zeigte auf den an den 4. October sichtbar angefügten Kayserlichen Namen Franciscus. Unten waren folgende Deutsche Reime zu lesen:

»Ein neuer Kalender,  
Darinnen viel ehnder  
Durch unsern Erretter  
Ein günstiges Wetter  
Für Deutschland zu lesen,  
Als dato gewesen.«

Sonst fehlte es auch dießmal nicht an vielen sinnreichen, witzigen und possierlichen Anspielungen und Ausfällen auf Franzosen und Preußen, so wie an Augurationen und weit ausgreifenden Prophezeiungen und es wäre nachgerade ermüdend, selbst nur die auffallendsten hier anzuführen, nur einige wenige kann ich mir nicht versagen zur Ergözung der Leser treu zu copiren.

Im großen Dorotheerhof in der Dorotheergasse war ein Wirthshaus abgebildet, vor welchem ein Hahn (gallus) stand, welcher auf einem Dörsenhorn blies. Darunter stand:

»Mit frohem Wivat-Ruf wir Wiener jubiliren,  
Darbey muß auch der Hahn den Harlequin agiren,  
Bald seht man ihn ein Brill' auf sein gespißte Nasen,  
Bald muß er Lantern' tragen, bald muß er d' Stund ausblasen,

„D wol ein g'rechte Sach! Wer solche recht beträcht,  
Dem Hahn es so gebührt, der Östreich hat verächt.“

Neben dem Kärnthnerthortheater saß der Kaiser im  
Transparente auf dem Thron, eine Tabakdose in der Hand  
haltend, von fern standen Franzosen. Die Inschrift lautete:

„Kommt her ihr flüchtige Franzosen,  
Nehmt Schnupf-Toback aus Kaisers Dosen,  
Der wird euch in die Nasen rauchen,  
Nehmt Schnupf-Toback, sonst kriegt ihr d'Strauchen.“

Ein Schneider in der obern Breunerstraße hatte end-  
lich (last not least) unendlich naiv, sein Fenster mit einem  
transparenten Baum geziert, worauf statt der Früchte —  
drei Beinkleider hingen und zu dessen Fuße das östereich-  
sche Wappen angebracht war. Die Inschrift besagte:

„Zwey Hosen hatten wir,  
Die Hungarisch und die Böhmisich,  
Nun kommt auch herfür  
Die längst gewünschte Römisch.“

Nach diesem grandiosen Specimen damaligen Witzes  
will ich weitere Citate unterlassen, um bei allem unbezwei-  
felten Interesse der Sache selbst, die Leser nicht zu ermü-  
den und füge nur noch bei, daß die nächsten Beleuchtun-  
gen bei dem Schlusse des Hubertsburger Friedens 1763  
und bei der Genesung der Kaiserin von der Pockenkrankheit  
1767, dann bei der Verlobungsfeier der Prinzessin Maria An-  
tonia mit dem Dauphin von Frankreich (Ludwig XVI.) 1770,  
jedoch nicht mehr mit gleicher Pracht Statt fanden. Von da  
trat ein Ruhepunct bis zu der Siegesfeier von Belgrad 1789  
ein. Die neueren Beleuchtungen und anderen Feierlichkeiten  
aber sind ohnedies noch im Gedächtnisse der meisten Zeit-  
genossen.

## Wiener Denkwürdigkeiten, Leben, Sitten und Gebräuche aus früherer Zeit.

### a) Aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

Folgende höchst interessante Skizzen über die Wiener Zustände im Anfange des vorigen Jahrhunderts entlehne ich wörtlich aus einem äußerst seltenen Werke, das ich mit mehreren durch die Güte des k. k. Herrn Obersten von Hauslab aus dessen reichhaltiger Sammlung vaterländischer Curiosa erhielt und dessen Titel folgender ist: „Kurz lesenswürdige Erinnerung Von Herrührung, Erbau: und Benambsung, Auch Willfältig = anderen, alt: und neuen Seltenheiten, Bemerk: und Andenkungen, sowohl in: als um die Kayserliche Haupt: und Residenz-Stadt Wien in Österreich, Allen Wissensbegierigen, Einheimisch: als Fremdbden zum Besten, sambt einer klaren Beschreibung von derselben letzt-Türkischem Beläger: und frohen Entzägung, wie auch der Kayserlichen Schatz: und Kunst-Kammer, neu-kürzlich in Druck verfertiget, und mit Kupfer-Stichen gezieret im Jahre 1702. Wienn. Gedruckt bey Anna Rosina Sischowigin, Wittib. Zu finden bey Adam Damer. (Fol. 60 Seiten).“ Es wird zwar kein Verfasser genannt, allein mit ziemlicher Sicherheit gibt man den Jesuiten Vater Reiffenstuel dafür an. Folgende wörtliche Auszüge werden gewiß meinen Lesern ansprechend erscheinen:

„Diese Stadt hat dertmahlen 6 Thör: Burg-Kärntner-Stuben-Rothen-Thurm= (sammt den Fallen und Fischer-Thür) Neu- und Schotten-Thor. Aus sothaner Stadt werden gemacht 4. Viertel, benanntlichen das Stuben-Kärntner-Wübmer- und Schotten-Viertel; dann wird ein jedes

gethaillet in Plätze, Strassen, groß- und kleine Gassen. Die Haupt- und andere Kirchen dieser Stadt beträffend, so ist auß Allen die Fürnembste St. Stephans-Dom: und erste Pfarr-Kirch, welche ihres, so hoch: und stark-erbauten, Thurmes wegen, Welt-beschrien, ic. — An den oberen Gang (des Thurmes) zeigen sich an theils Orten herum Hirsch-Geweyh, daß hiebevorn eine Wild-Bahne in der Gegend herum gewesen seyn solle, bedeutend: man weydet gleichfalls das zaume Vieh allda, welches zu Kirch-Weihsungs-Zeiten die heraußgemachte Fahn, woran Rüh- oder Weißscheellen hangen, zu verstehen gaben, diese Vieh-Wende solle denen vor Alters Leopolds- anjeko aber Cypeltauern zugehoret haben, dessentwegen man ihnen, Andenkens wegen, von dem Stock am Eysen bis zu des Grabens Volendung alle Dienst: und Sams-Tage das Sau-Fleisch ohne Vermautung, verkäufflich außzuhacken, verlaubet. — Von dem unausgebauten Thurm geht die Sage, als solle der Kalch darzu mit Wein abgelöschet worden seyn, es seye nemlich im Jahre 1450 ein so saurer Wein gewachsen, daß niemand selbigen trinken können; sondern man hiesse ihme nur den Reiffen-Beiffer, vielleicht, weilten dazumalen der Reiff\*) die Weingebürge ziemlich verbrennet, oder, weilten er so scharff, daß sothaner auch die Bässer-Reiff marb gemacht haben solle; und dessenthalben ihme die Leute nur auff die Gassen gegossen: dieses Mißbrauchen nun zu hintertreiben, befahle Fridericus III. Röm. König bey Straffs-Betrohung, solchen Wein auff den Stephans-Freyt-Hofe zu liffereu, selbigen zur Kalchs-Ablöschung zu gebrauchen. — Auff dem Freyt-Hofe stehet annoch die

\*) Reifen, Frost.

steinerne Kanzel, worauff der S. Capistranus, des S. Francisci Ordens, offtermals in lateinischer Sprache (daß ihne doch auch die Teutsche verstanden) geprediget: und den Segen gegeben haben solle. Gegen berührter Kanzel über an dem Fürstehofe, stunde gleichfalls eine solche, auff welchen zweyen zu Lutheri Zeiten öffentlich Controversiaen vorgetragen worden.“ (Hier folgen die Beschreibungen der übrigen Kirchen.) — „Nun folgen einige herrliche Paläst, öffentliche Einkehrung: und Apothiken. Häuser und Höfe sollen aller-wenigstens 1233 (auß denen 930 bürgerliche, 248 freye, 18 Clöster, 29 Kirchen, 8 alleine stehende Capellen) allhier seyn; Personen aber, so selbige bewohnen, beyläuffig 600000 (ist wohl ein Druckfehler und soll 60,000 heißen). Von der Kayserl. Königl. und Erz-Hertzoglichen Burgg nun den Eingang machend, so liget sothane nächst dem, von selbigen ihren Namen schöpfenden, Burgg-Thor gegen Ritter-Gang, mit einem sonderbaren Graben, Wäll und Basteyen verwahret, ein herrlich viereckiges Gebäu, 3 Stöck hoch, deren Mitteren die Höchst: und Hohe Herrschaften (Kaiser Leopold I., welcher also den zweiten Stock des sogenannten Schweizerhofes bewohnte), die andern 2 aber derselben Bediente bewohnen. In der Mitte ist ein grosser Platz mit viel schönen Nacht-Laternen, sambt der Kayserlichen Leib-Wacht, wie auch die geheim: und andere Gankleyen zu ersehen. Nun folget das Land-Hause der N. De. Herren-Ständen. Das, von denen teutschen Ritter-Orden genant = Teutsche Haus in der Süniger-Strassen. Der Johannes-Hof in der Kärntner-Strassen, denen Ritttern selbigen Ordens zu: und angeherig. Die fürstl. Liechtenstein: und Buquoy-Höf, in der groß: und kleinen Herren-Gassen, auch unweit der Minoriten-Kirche gelegen. Des fürstl. Ungarif.

Palatini (Esterhazy) Hof in der Wallen-Strassen. Des Fürst Hartmann von Liechtenstein seiner auff dem alten Bauern-Markt. Des Fürst Monsfelds (Mannsfeld) auf der Hohen-Brucken. Des Fürst Montecuculi hinter dem Landhause. Des Fürsts Porcia in der Herren-Gassen. Des Herzogens zu Sachsen-Zeis (Zeit), anjetigen Bischoffen zu Rab, auff der Hohen-Brucken. Des Savoyf. Pringens Eugenij in der Himmel-Pfort-Gassen. Des Fürstens von Schwarzenberg auf dem Neuen-Markt. Ihrer Hochfürstl. Genaden, des alhiefigen Herrn, Herrn Bischoffens (Ernst Graf von Trautsohn), unweit von St. Stephan, welch alle, ihrer künstlichen Gemähl: Bildnussen und Bau-Meisterey wegen, die Wiener-Stadt beherrlichen. So zieten auch nicht minder sethan, die meist-Gräßliche Palläst, an verschiedenen Plätzen außgetheilet. Als da ist der Hof-Canzler (Graf Wurmbrand) auff dem Neuen-Markt. Der Harrach, gegen der Schotten-Kirch über. Der Dietrichstein (jetzt Lobkowitz), nächst denen bloß-süßigen Augustinern. Und dergleichen eine Mänge. In dieser Stadt seynd 21 berühmte Höfe. Der Bischoffl. Wiener. Passauer. Closter-Neuburg. Der Dorotheer. Gundel: Gamminger: S. Kreuzer: St. Margarethen: Madelsperger: (?) Melker: Maria-Zeller: Neuberger: Regenspurger: Schotten: Seiger: Steyrer: Zwetel: und der Zwelffer-Hof.

Der Wirths- und Gasthäuser seynd vil: und mancherley, schwarzer, gelb: und goldener Adler; weiß: und goldener Dohs; weiße Schwanen; 3 Hasen; goldener Greiff, Löw und Pfau; 3 Hacken; weiß: und goldene Rosen; schwarz: und goldener Bär, blauer Bock, schwarzes Thor, goldene Schlangen oder Steint, Wilder Mann und dergleichen. Apotheken seynd in der Stadt 11. Die Kayserl. bey dem Tyger-Thier genannt; Schwarze Adler: und Moren: Weiße En-

gel: und Storch: Rothe-Krebsen: Goldene Cron: Hirsch: und Löwen: samt der Burger-Spital-Apothecke, zu dem H. Geiſt benamſet. —

Die mannigfaltige Handels: Gold: und Silber-Jubilier Gewölber, auch Wechsel-Stuben anbelangend, iſt vor Allem zu wüſſen, daß die Kauff- und Handelsſchafften im Jahre 1100 nach Zeugnuß Latij in alldieſige Stadt gebracht worden, welche nachmals, wegen denen (von Herzogen, ſonderlich von Leopoldo IV.) unterſchiedlich verliehenen, Freyheiten mehr und mehr zugenommen, biß ſie zu jegigem Stande gelangten. Daß wir nun von denen Nider-Lägern, deren 48 gezählet werden, welche Stück: nicht Ellen-weiſe verkauffen, den Eingang machen, ſo iſt von ihren Gewölbern 1 auff der Brand-Statt, 2 auff dem Juden-Platz, 4 auff dem Kien-Markt (jegigem Wildpretmarkt), 1 auf dem Hofe. In der Wald-Säul (Wolzelle) 2. In der Unter-Bäcken-Straffen 3. Im H. Kreuzer-Hof-Gäßel 1. Auff dem Alten-Fleiſch-Markt 11. In der Kärntner-Straffen 7. Auff dem Hohen-Markt 1. In dem Gundel-Hofe 4. Auff dem Graben 1. Im Göllner-Hofe 2. Auff dem Alten-Bauern-Markt 8.

Anderer Kauff-Leute Gewölber; oder Tuch: und Seiden- (Seiden) Läden, worinnen Ellen: oder Gewicht-weiſe ſothane Waar verſilbert wird, finden ſich auff St. Peters-Freyt-Hofe 7. Im Jungfrau-Gäßel 2. Am Neuen-Markt 1. In der Kärntner-Straffen 15. Auff dem Hohen-Markt 10. Unter denen Tuchlauben 8. Am Graben oder Kräutel-Markt 12. Auff dem Kol-Markt 1. Auff dem Alten-Bauernmarkt 2. Zusammen 58.

Anderer, in denen Gewürz: und dergleichen verſchliffen wird (beſſenthalben auch Gewürz-Gewölber benamſet werden) zeigen ſich in verſchiedenen Plätz: und Gäßlen nun 49. In

der Wipplinger-Strassen 1. Auf dem Hofe 1. Am Hayden-  
schuß 1. Im Tieffen-Graben 1. Auf St. Peters-Freyt-  
Hofe 3. Im Hut-Stöper-Gäßel 1. Am Neuen-Markt 1.  
In der Wald-Säul 2. In der Unter-Bäcker-Strassen 2. Im  
H. Creuger-Hof-Gäßel 2. Auf dem Alten-Fleisch-Markt 2.  
In der Kärntner-Strassen 16. Auf dem Hohen-Markt 4.  
Unter denen Luchlauben 3. Auf dem Graben 5. Auf dem  
Kol-Markt 1. Auf dem Alten-Bauern-Markt 3. — Ma-  
terialisten-Gewölber findet man anjeto bei dem Pauler-  
(Weiler) Thore 1. In der Kärnthner-Strassen 2. Auf dem  
Graben 2. Auf dem Peters-Freythofe 1. In allem 6. —  
Gyßler-Gewölber werden in der Kärntner-Strassen dermalen  
13 gefunden.

Buch-Handels- und Buch-Bünder-Läden weisen sich der  
Zeit 17. Als in der Dorothea-Gassen 1. Im Kraut-Gäßel 1.  
In dem Pater-noster-Gäßel 1. Im Hut-Stöper-Gäßel 1.  
In der Kärntner-Strassen nächst dem Stephans-Freythof-  
Thor 1. Im Freyhinger-Hof, unter der Ketten genannt 1.  
Im Schulter-Gäßel 1. In dem Seitzer-Hofe, gegen der  
Profess-Haus-Pforten der Wol-Ehrwürdigen Herren PP.  
von der Gesellschaft Jesu über 1. Auf der Brand-Statt 1.  
In dem Rothen-Ygl 2. Auf dem Kol-Markt 2. Bey dem  
Schön-Brunn 2. Auf dem Peters-Freyt-Hofe 1. Auf dem  
Hohen-Markt, gegen der Kayserl. Schranken über 1.

Es sind noch mehrer, fast unzählig-geringere, Gewölber  
da und dort im Plätz: und Gassen zerstreut. Derjenigen,  
worinnen seidene, mit Gold: und Silber eingetragene Zeug  
verkauft werden, seynd Dato 20. In denen aber seidene  
Schlaff-Röck, und unterschiedlich-gestückt: und gewürckte Klei-  
dungen samt kostbaren Bändern käufflich zu finden, seynd  
63, Leinwäter-Gewölber rechnet man 21. Gold- oder Silber

Jubilir = Gewölber seynd 7. Auf dem Kol = Markt 3. Auf St. Peters = Freyt = Hofe 1. Auf dem Hofe 1. Bey der Profess = Haus = Pforte der S. J. 1. Auf dem Lichten = Stege 1.

Der berühmtesten Wechsel = Stuben werden auf dem Al = Bauern = Markt 2 angetroffen. Auf dem Graben 1. In der Untern = Bäcker = Strassen 1. Auf dem Peters = Freyt = Hofe 1. Im Föderl = Hof, unweit dem Lichten = Steg 1. In der Lands = Cron 1. Gegen St. Stephan in dem Caffé = Hause 1. Auch unweit davon 1. In dem Gundel: Cöllner: und Regenspur = ger = Hof überall 1.

So ist auch allhier des Kayserl. Münz = Hauses in der Wald = Säule (Wollzeile, wo sich bis jetzt die Briefpost be = findet) nicht zu vergessen, worinnen die groß: und kleine Gold: und Silber = Gelder geprägt werden. Nicht weniger desselbigem, so aussere der Stadt im Schanzgraben (vor dem alten Kärnthnerthore) liegt, worinnen man Gold: und Sil = ber scheidet.

Die vilerley Hoch: und Niedere, Gerichts = Stellen der Orten anrühmend, werden deren 3 Kayserl. gezählet, be = namentlichen der Kayserl. Hof = Rath, in welchem allein die Stritts = Sachen des Röm. Reiches, und, was denen zu: und angehorig, aufgefochten werden. Bedeut = hohe Stelle hat seinen Praesidenten und mehr andere kluge Köpfe zu Mit = Glieder. Die 2te ist die Hof = Marschall = Instanz, allwo die Kayserl. Königl. und Erz = Herzogliche Beamt: und Bediente verklaget werden können. Die 3te ist der Hof = Krieger = Rath, wovor wider die Herrn Generales, samt ihren Unter = haben = den, gehandelt werden muß. Dazu geheret auch das Kriegs = Comissariat = Amt.

Königl. Richter werden 2 gefunden, deren Ersteres die Ungarif. Cansley, in der alle Ob: und Nieder = Ungarif.

Croat. Dalmat. Slavon. und Sibenburg. Sachen geschlichtet werden. Die Böhmis. Cansley, worinen nicht nur Böhmis. Process, sondern auch Märische, Unt: und Ober = Schles. beede Lausitz, mit der Graffschaft Glas vorgenommen werden. Die Kayserl. heimliche Cansley in der alle Zweyspaltungen von denen Erb-Ländern: Oesterreich, Steyer-Marczt, Cärnthen, Crain, Graffschaft Tyrol, und Elsas.

Neben diesen Stellen weist sich erslich die Hoch = Löbl. N. De. Regierung (zu welcher auch die 3 Consistoria) in Welt-Sachen, als da ist das Wiener, Passauer und Universität gezogen werden, welche erst-hoher Stelle Ihre Excell. Herr Herr Stadt-halter, Cansler und andere Rätthe vorstehen.

Die zweyte Hoch = Löbl. Instanz ist der vorigen an Ort und Würde fast gleich, und wird die Hof = Cammer benamset, diese hat zu ihrem Ober-Haubt einen Praesidenten, zu Rätth aber Cavallier und andere Wirthschafft: und Rechnungs = Verständige.

Das Land = Marschall = Gericht, allwohin alle N. De. Herrn Stände gehörig, besteht aus dem Praelaten: Herren: und Ritter = Stande und hat einen Marschall und Unter = Marschall, ist auch der Hoch = Löbl. Regierung untergeben; also zwar, daß die strittige Partheyen alldahin appelliren können. Nun folget das Wiener. Passauer. und Universitäts = Consistorium, denen 2 Ersteren stehen vor Bischeffliche Officiales, samt denen Notarijs, und Beyßigern. Das Universität = Consistorium ist in Peyn: sowol als Burgerlichen Händeln befuget, einen rechtlichen Ausspruch zu thun, welches ihme von Martino, Röm. Pabsten, verliehen worden, wie solches die Bull, unter dem 8. Brach = Monat im Jahr 1400, zu Florenz außgefertigt, darthut. Unter diese Instanz geh =

ren all die Jenige, so viel unter die freye Künsten gezählet werden, wie solches Albertus, der Glider-krumme, und Rudolphus IV., Erz-Herzogen zu Oesterreich, im Jahre 1300 verordnet haben. Das Haupt dieses Consistorij ist ein Rector, welcher Ihr Magnificenz betitult wird, deme 4 Facultäts-Decani: und so viel Nations-Procuratores, samt anderen Consistorialen in Berathschlagungen Bey-Stande leisten.

Schließlichen folget der Stadt-Rath, welchen alle Bürger in: und auffer der Stadt unterworfen. Dises Gericht hat einen Bürger-Meister, welcher Begewaltiget ist, die Letzte-Willen zu bestättig: oder zu verwärffen; Vormünder zu sägen; der Stadt Nutzbarkeiten zu befördern; dero Nachtheile hingegen abzuwenden, und dergleichen. Dem Stadt-Richter, samt denen Schranken-Beyßigern ist zuständig, die Müßi-Thaten zu durchforschen, Schulden-Händel: und andere Zwispalten beyzulägen ic. einem Jeden auß besagt-Beyden ist ein sonderbares Gerichts-Ort: und 12 Rathsh-Herrn: oder Beyßiger (wie gedacht), samt einen Stadt-Anwald bestimmet.

Die Academie vor dem Schottenthor in der Alster-Gassen (s. Verschwundene Gebäude) antröffend, ist selbige vor kurzen Jahren gestiftet worden, in diser wird die adelige Jugend, von fremden Orten auch allherr reisend, nicht allein in denen Studien, sondern gleichfalls in unterschiedlich-andern stättlichen Uebungen (als Sprachen, Reit: und Tanzen, Föchten ic.) unterwisen.

Man fündet der Orten noch merere Blätz und Häuser, in welchen zu gewissen Zeit: und Stunden derley Exercitien gehalten werden, benamentlichen die Kayserl. Reit-Schul; Ball-Häuser, die Föcht-Schul bey dem goldenen Hirschen, unweit dem roten Thurn, in welcher die Hand-Werks-Leute ihre Dapperkeit mit Rapieren, hölzernen Säbeln, Schlacht-

Schwerbern, Stangen, Fanen-Schwüngen: c. Fast all-Sonn-  
täglich für einen billigen Preys herzhafft zaigen.

Von denen freyen Künsten werden wir gelaitet zu denen  
Hand-Arbeitungen, welche in gewisse Zunftten (so deren Zu-  
und Beygethane in großen Umgängen nachfolgende Ordnung  
halten) ab- und eingetheilet werden. Diese seynd an der  
Zahle 50: 1. Zimmer-Leute. Welche in in ihrem Fane  
zu einem Patron den H. Joseph auf einer: anderen Seits  
aber die Arcken Noe führen „(die hier beigegebenen Reime  
lasse ich zur Ersparrung des Raumes füglich weg).“ 2. Mau-  
rer und Steinmezen. Die H. Nicostratum und Sim-  
phorianum auf einer: anderer Seits hingegen die zwei H. H.  
Castorium und Claudium habend. 3. Ziegel-Decker.  
Haben einer Seits den H. Schutz-Engel; auf der anderen  
aber das Gnaden-Hause zu Loreto. 4. Tischler. Führen  
die H. Gebärerin Gottes auf einer; anderer Seits die Arcken  
des Bundes. 5. Schloß: und Uhr-Macher. Auf der  
einen Seite Mariam, auf der anderen dem H. Leonardum.  
6. Del: und Häringer, Käß-Stöck: und Greiß-  
ler. Auf einer Seite den H. Oswald, auf der anderen den  
H. Eustachium führend. 7. Köch. Haben einer Seits die  
H. Annam, auf der andern aber die Hochzeit zu Cana in  
Galilaea. 8. Kol-Mässer, führen zu beyden Seiten  
Mariam. 9. Wagner. Haben einer Seits den H. Eliam,  
auf der andern aber die H. Catharinam. 10. Dräcker.  
Führen auf einer Seite das drähende Jesulein, auf der andern  
aber Magdalenam. 11. Schiff-Leute. Haben auf einer  
Seite die H. H. Noë und Nicolaum, auf der andern aber  
U. L. Frau, samt vorgebacht-Zen-H. H. 12. Faß-Zieher.  
Führen die H. H. Augustinum und Thomam von Aquin  
auf einer, auf der andern Seite aber die H. H. Dominicum

und Catharinam von Siena, gehen auch mit Schallmehnen. 13. Bader. Haben einer Seits die H. H. Bartholomäum und Catharinam; auf der andern aber den Samaritan. 14. Seiler. Füren auf einer den H. Augustinum, auf der anderen Seite die H. Mariam. 15. Huter. Füren einer Seits die H. Barbaram, auf der andern den H. Martinum. 16. Hafner. Haben auf einer den H. Florianum, auf der andern Seite den H. Sebastianum. 17. Weber. Füren den Sohne Gottes einer, anderer Seits dessen hochwerteste Mutter. 18. Körbel-Macher. Haben die H. Doratheam auf einer, auf der andern Seite den H. Gregorium. 19. Lebzelter. Füren die Mutter Gottes auf einer: zu der anderen Seite den H. Ambrosium. 20. Mel-Mässer. Haben auf einer Seite die Mutter Gottes, auf der anderen die H. Claram. 21. Fütterer. Füren die Geburt Christi eines: anderer Seits die H. Agnes. 22. Miller. Haben auf einer Seite die Mutter Gottes, auf der andern den H. Nikolaum. 23. Bäcker. Füren auf einer Seite die Mutter des Aller-höchstens und den H. Nicolaum von Toletto, auf der andern den H. Augustinum. 24. Sib- und Kämpel-Macher. Haben die H. Magdalenam zur einen: zur anderen Seite den Propheten Daniel. 25. Nadler. Füren die H. H. Drey-Ginigkeit, samt der Mutter Jesu. 26. Schneider. Haben den H. Michaelen. 27. Fleisch-Hacker. Haben einer Seits die 4 Evangelisten und in der Höhe das Lamb Gottes: auf der anderen Abraham, wie er seinen Sohn Isaac schlachten will. 28. Leinwat-Handler. Füren die Mutter Gottes. 29. Glocken- und Zinn-Güsser. Ohne Fan. 30. Weiß-Gärber. Haben die H. Catharinam. 31. Händ-Schuh-Mach: und Taschner. Füren einer Seits die H. Dreyfaltigkeit, auf der anderen die weinende Mutter Jesu von Bösch und den H. Udalricum. 32. Lederer. Haben

Mariam auf einer: und den H. Stephanum auf der andern Seite. 33. Sattler. Führen den H. Georgium zur einen: zur anderen den H. Augustinum. 34. Niermer. Haben auf einer Seite den H. Paulum, auf der andern dessen Bekerung. 35. Schwerd = Feger. Führen auf einer Seite die H. Barbaram; auf der anderen den Sieg des Davidis wider Goliath. 36. Bündler. Haben den H. Urbanum einer: anderer Seits, wie sie Faß bündeln. 37. Fischer. Brangen mit dem H. Peter. 38. Dehstler. Führen auf einer Seite die H. Annam mit der Mutter Gottes, auf der anderen Mariam alleine. 39. Zier = Gärtner. Haben einer Seits Adam und Eva: auf der anderen den Welt-Heyland, wie er der H. Magdalene in Gestalt eines Gärtners erscheint. 40. Kuchengärtner. Führen H. H. Dreyfaltigkeit auf einer: auf der andern Seite die H. Martham. 41. Schuster. Brangen einer Seits mit der Mutter Gottes: auf der andern mit dem H. Leopoldo. 42. Schmid. Haben zu beyden Seiten den H. Loy (Moyßus? Ludwig?) 43. Schnürmacher. Führen auf einer Seite die Mutter Jesu mit dem H. Johanne Lauffer: auf der anderen den H. Paulum. 44. Strümpf = Stricker. Haben Jesum, den guten Hirten einer: anderer Seits Christi Freindschaft. 45. Leder = Zurichter. Führen auf einer Seite den H. Michaelen: auf der anderen den H. Bartholomaeum. 46. Brand = Weiner. Haben Maria-Hülff auf einer: auf der anderen den H. Florianum. 47. Bier = Bräuer. Führen gleichfalls Maria-Hülff und den H. Florianum. 48. Kirchner. Haben einer Seits die Mutter Gottes: auf der anderen den H. Rochum. 49. Glaser. Führen Gott den Vater einer Seits: zur anderen den H. Lucam. 50. Gold = Schmide. Tragen auf Stangen die H. Barbaram, den H. Eulogium, wie auch 2

Kunst: und kostbare Kesch, samt ihren Patenten. Neben besagten, welche wir in ihre Zünften eingetheilt, seynd noch andere Meist: und Künstler in über-grosser Mänge allhier, als Mahler, Bild-Hau: und Schnitzer, Buch-Drucker, und Gebäu-erfarne ic., also zwar! daß, so vieler Künsten zu erdäncken? deren Verständige in dieser Welt-beruffenen Stadt sich befänden.“

Nun folgen Beschreibungen der 1683 Statt gehaltenen Belagerung Wiens durch die Türken und des glücklichen Entsatzes, zum Schlusse aber eine interessante Beschreibung der kaiserlichen Schatz- und Kunstkammer zu jener Zeit, woraus wir erfahren, daß erstere damals in eine geistliche und weltliche Schatzkammer abgetheilt war und sich in dieser letzteren mehre Gegenstände befanden, die später in andere Sammlungen z. B. in das kaiserl. Zeughaus ic. eingereiht wurden; so z. B. das Ellenkoller Gustav Adolphs, welches er in der Schlacht bei Lützen 1632 bei seinem Tode getragen, der Hut des General Altringers ic. In der kaiserl. Kunstkammer befanden sich außer mehren Gemälden, welche jetzt die k. k. Gemäldegallerie zieren, mehre Curiosa, so z. B. im ersten Cabinet der dritten Gallerie „Nr. 1. Spiritus Familiaris in einem Glas, so ehemals von einem Besässenen aufgetrieben: und in dieses Glas verbannet worden, ist bewögllich anzusehen“ (wahrscheinlich ein sogenanntes Cartesianisches Fingürchen). Nr. 8. „Ein Stücklein Holz, welches, als es ein Handwercks-Mann gespaltet, ein Creuz von beyden Seiten repräsentiret, als wann es eingebrännet gewesen wäre ic.“ Endlich sind auch einige Gemälde, z. B. eine Mutter Gottes, dann eine Diana angeführt, bei welchen es heißt: „von der verwittibten Kayserinn gemahlen“ woraus wir ersehen, daß Kaiser Ferdinand III. Gemahlin, Eleonora von Mantua,

die Stifterin des Sternkreuz-Ordens, auch der schönen Künste kundig gewesen sei. Die Zahl der in dieser kaiserlichen Kunst-kammer bewahrten Gemälde betrug 84, darunter Raphaels Margaretha, Stücke von van Eyck, Dürer, Montegna, Van Dyck; Bellino, Kranach, Breughel, Teniers, Rembrandt, Tintoretto, Tizian, Leonardo da Vinci u. s. w. Die Zahl der Curiositäten betrug 9. Außerdem enthielt schließlich ein Cabinet »von touchirt: und gerissenen (gezeichneten) Sachen in grosser Mänge.«

### b) Das Wiener öffentliche und gesellige Leben im Jahre 1716.

Folgende interessante Schilderungen sind der Feder einer geistreichen englischen Dame (Lady Worthley-Montague) entfloffen, welche in diesem Jahre mit ihrem Gemable, einen angesehenen Staatsbeamten, eine Reise durch Deutschland und Ungarn in die Türkei unternahm. Wien berührte sie im September 1716, hielt sich über einen Monat daselbst auf und beschrieb ihre Erlebnisse in einigen Briefen an eine hochgestellte Dame in England. Diese Briefe erschienen auch gedruckt in mehren Auslagen und wurden in das Französische, Deutsche, Italienische und Holländische übersetzt. Folgendes ist deren Hauptinhalt über ihren Aufenthalt in Wien:

„Ich bin glücklich in Wien angekommen. Von Regensburg fuhren wir in einem der kleinen Schiffe, die man mit Recht hölzene Häuser nennen kann, die Donau herab. Diese Schiffe bieten alle Bequemlichkeiten eines Hauses, Ofen in den Zimmern, Küchen u. c. \*). Jedes wird durch zwölf Mann

\*) Was würde die gute Lady heut zu Tage zu unsern prachtvoll eingerichteten Dampfchiffen sagen, wenn sie schon von der sogenannten „Regensburger Ordinari“ des Lobes voll ist?

fortgerudert und das mit unglaublicher Geschwindigkeit; man genießt an einem Tage das Vergnügen einer großen Mannigfaltigkeit von Ausichten und in wenigen Stunden sieht man immer neue, mit schönen Gebäuden gezierte Städte, alle Augenblicke eine bezaubernde Veränderung von Wäldern, Felsen, angenehm gelegenen Ortschaften und Ruinen von alten Schlössern. Die bedeutendsten Städte auf dieser Fahrt sind Passau und Linz, welche letztere auch die Aufenthaltsorte des kaiserlichen Hofes während der letzten türkischen Belagerung gewesen und dadurch berühmt geworden sind.

Wien, der gewöhnliche Sitz des Kaisers, entsprach indessen meiner Erwartung nicht; ich fand es weit kleiner, als ich mir vorgestellt hatte, die Straßen sind dicht aneinander und größtentheils so enge gebaut, daß die schönen Vordertheile der Häuser nicht gut ins Auge fallen können, obwohl viele wegen ihrer Pracht wohl Aufmerksamkeit verdienen. Sie sind durchaus von weißen Steinen \*) gebaut und ungleich hoch. Indem die Stadt zu klein für die Menge von Menschen ist, die darin wohnen, so scheinen die Bauenden diesen Mangel dadurch abzuheben, daß sie gleichsam eine Stadt auf die andere bauen, und so haben die hiesigen Häuser gewöhnlich vier, viele fünf, andere gar sechs Stockwerke. Sie können leicht denken, daß wegen der engen Straßen und hohen Häuser die Gemächer in den untern Stockwerken ziemlich dunkel sind. — Was aber meines Erachtens eine weit

\*) Im Gegensatz der englischen Ziegelhäuser, deren Außenseite größtentheils unangeworfen und unangestrichen bleibt. Auch werden die englischen, meistens nur ein- höchstens zweistöckigen Privathäuser nur von einer Familie bewohnt. Das Zusammenwohnen von mehreren Familien verflößt wider den englischen Comfort, weshalb die folgende indignirte Bemerkung der Lady.

unerträglichere Unbequemlichkeit ist, es gibt kein Haus in Wien, worin nicht fünf, sechs und auch mehr Familien wohnen. Ich kenne keine noch so hoch gestellte Familie in Wien, die über zwei Stockwerke in einem Hause besäße, den einen zu ihrem eigenen Gebrauche, den andern, gewöhnlich höheren, für die Dienerschaft. Die Eigenthümer eines Hauses vermieteten die übrigen Geschoße an den ersten Besten, ohne Rücksicht auf Stand und Character, wodurch die Stiegen, die jedoch alle von Stein sind, so schmutzig und kostig werden, daß man nur mit größter Vorsicht darauf gehen kann.

Wahr ist's, wenn man dieselben einmal überstiegen hat, so kann man nichts Prachtvolleres sehen, als ihre Gemächer. Sie bestehen gewöhnlich aus einer Reihe von acht oder zehn großen Zimmern, alle mit ausgelegter Arbeit; Thüren und Fenster reich an Bildhauerarbeit und vergoldet, selbst bei höheren Beamten eine Ausmöblirung, die man anderswo kaum in den Palästen regierender Fürsten findet. Ihre Zimmer sind mit den schönsten Niederländer Tapeten behangen, mit ungeheuer großen Spiegeln in silbernen oder mit Silber verzierten brillantirten Glasrahmen, japanischen Tischen, schweren reichen Stühlen, Betten ꝛc. und mit Fenstervorhängen geziert, die von dem schwersten Damast und beinahe ganz mit goldenen Borten bedeckt oder gestickt sind. Endlich sieht man darin auch herrliche Gemälde, Vasen von japanischem Porzellan, kunstreiche Uhren und große Kronleuchter von Bergkrystall.

Ich habe auch die Ehre gehabt; von verschiedenen Cavalieren und hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen zu werden und ich muß ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß der gute Geschmack und die Pracht ihrer Tafel vollkommen mit ihren schö-

nen Geräthen übereinstimmt. Mehr als einmal wurde ich mit wenigstens fünfzig Gerichten bewirthet, die alle in Silber aufgetragen und wohl zubereitet waren, diesen folgte ein Nachtsch in dem schönsten chinesischen Porzellan. Die Verschiedenheit und Kostbarkeit ihrer Weine aber erregte mein größtes Erstaunen. Es ist Sitte, ein Verzeichniß derselben zugleich mit der Serviette auf die Teller der Gäste zu legen und ich habe oft achtzehn verschiedene Sorten gezählt, ungarische, italienische, französische, deutsche und selbst spanische, die alle in ihrer Art außerlesen (exquisite) waren.

Gestern war ich in des Vicekanzlers Grafen Schönborn\*) Garten, wohin ich zu Mittag gebeten war und ich muß gestehen, ich habe nie etwas so vollkommen Angenehmes und Reizendes gesehen, als die Wiener Vorstädte. Sie sind sehr groß\*\*) und durchaus mit schönen Palästen angefüllt, unter welchen die kleineren, ärmlicheren Gebäude sich ganz der Beobachtung entziehen. Fände es der Kaiser für dienlich, die Stadthore wegzuschaffen und die Stadt mit den Vorstädten zu vereinigen, so würde er eine der schönsten und größten Städte in Europa haben, da die rings zwischen der Stadt und den Vorstädten laufende Esplanade (Glacis) allein über 600 Schritte breit und ganz ungebaut ist.

Graf Schönborns Palast ist äußerst prächtig. Die Möblirung von dem reichsten Brocat mit so vielem Geschmack angebracht, daß man sich nichts Gefälligeres und Glänzenderes denken kann. Die Gallerie ist voll Seltenheiten von Korral-

\*) Gegenwärtig die große Reiterkaserne von der Josephstadt gegen die Alservorstadt.

\*\*) Schon damals, als kaum 30 Jahre seit der Türken-Zerstörung verfloßen waren.

len und Perlmutter und in allen Theilen des Hauses sind Vergoldungen, Bildhauer - Arbeiten, Gemälde, Porzellan, alabastrerne und elfenbeinene Figuren; dann, was man in Wien vorzüglich liebt, große Drangen- und Citronenbäume in vergoldeten Töpfen angebracht.

Vergangenen Sonntag war ich in der Oper, die im Garten der kaiserlichen Favorite (s. diesen Artikel) mit größter Pracht aufgeführt wurde, und von welcher, wie man mir sagte, die Decorationen und Garderobe dem Kaiser über dreißigtausend Pfund Sterling kosteten. Die Geschichte dieser Oper war die Bezauberung Alcimens, welche vielen Anlaß zur Anwendung mancherlei Maschinen und Veränderung der Scenen gibt, die mit außerordentlicher Geschwindigkeit vor sich gehen. Die Bühne ist über einen großen und breiten Canal gebaut. Beim Anfange des zweiten Actes theilte sie sich in zwei Theile und ließ das Wasser sehen, auf welchem sogleich von beiden Seiten her zwei Flotten von kleinen, äußerst niedlich gearbeiteten und vergoldeten Schiffen erschienen, die ein Seetreffen hielten. Die Bühne reicht auch so weit in den Garten hinaus, daß es dem Auge schwer fällt, das Ende zu erreichen, die Kleider sind von der außerlesenen Pracht, an der Zahl über hundert. Kein Haus wäre groß genug, die vielen Decorationen zu fassen, allein die Zuseher sitzen alle in freier Luft, sind jedoch dadurch manchen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, da nur ein einziger Baldachin für die kaiserliche Familie vorhanden ist. Als am ersten Abend unversehens ein Platzregen einfiel, wurde die Oper unterbrochen und die Zuschauer liefen in solcher Verwirrung davon, daß ich fast zu Tode gedrückt wurde.

Doch so reizend ihre Opern sind, in eben so hohem Grade sind ihre Lustspiele abgeschmackt. Sie haben nur eine Schau-

bühne, worauf Stücke solcher Art in deutscher Sprache aufgeführt werden \*). Darauf werden meistens extemporirte Stücke mit dem Hanswurst gegeben. Aus Neugierde auch eine deutsche Komödie zu sehen, ging ich dahin und freute mich, als ich erfuhr, daß die Geschichte Amphitrions vorgestellt werden sollte. Ich bin der deutschen Sprache schon mächtig genug, um den größten Theil zu verstehen, außerdem hatte ich eine Dame mit mir genommen, welche die Güte hatte mir jedes Wort zu erklären.

Wir nahmen eine Loge, die Platz für vier Personen enthielt und einen Dukaten kostete. Das Gebäude schien mir niedrig und dunkel\*\*), doch die Komödie ersetzte diesen Fehler hinlänglich. Ich habe in meinem Leben nicht so viel gelacht. Die Geschichte fing damit an, daß Jupiter aus einem Guckloche, das in den Wolken angebracht war, sich in Alkmena verliebte und endigte mit der Geburt des Hercules. Das Lustigste war der Gebrauch, den Jupiter von seiner Verwandlung machte. Kaum erscheint er unter Amphitrions Gestalt, so schickt er nach dessen Schneider, betrügt ihn um ein Treffenkleid, den Wechsler um einen Beutel mit Geld, einen Juden um einen diamantenen Ring und bestellt ein großes Nachtesseu in Amphitrions Namen. Die arme Alkmena muß sehr lange warten, ehe er sich um sie bekümmert. Der meiste übrige Theil des Spieles besteht in der Verlegenheit des betrogenen Amphitrions, da ihn seine Gläubiger wegen der gemachten Schulden quälen. Eben so behan-

\*) Das 1709 erbaute Theater nächst dem Kärnthnerthore in Wien.

\*\*) Hier ist das alte Kärnthnerthortheater gemeint, das 1761 abbrannte, halb aber wieder neu aufgebaut, um einen Stoß erhöht und in der jetzigen Gestalt hergestellt wurde.

dekt Merkur den Sofias. Übrigens fällt mir schwer, dem Dichter die Freiheit zu verzeihen, sein Stück nicht allein mit groben Worten, die unser Pöbel keinem Marktschreier zu Gute halten würde, sondern auch mit unanständigen Ausdrücken ausgestattet zu haben. Die beiden Sofias sprachen und trieben so absurdes Zeug, daß es mich anwiderte. Die Zuseher aber waren mit der ganzen Unterhaltung sehr wohl zufrieden und man versicherte mich, es wäre ein berühmtes und beliebtes Stück.

Was die hiesige Mode betrifft, so stimmt dieselbe mit der französischen und englischen in keinem Stücke ein \*), als daß die Weiber auch hier Röcke tragen, sonst haben sie ihre ausschließenden Eigenthümlichkeiten. Die Frauen des Bürger- und Mittelstandes tragen als Oberkleider ziemlich lange Jacken von geblühtem schweren Zeuge und auf dem Kopfe schwere spitze, silber- und golddurchwirkte Hauben von ganz eigener, sonderbarer Form. Nichts kann aber finsterner und trauriger seyn, als die Trauertracht hier zu Lande. Man sieht dabei nicht das geringste Stückchen von weißer Leinwand, Alles von schwarzem, krausen Flor. Hals, Ohren und Wangen sind selbst mit gefalteten Stücken dieses Zeuges bedeckt. Die Witwen tragen überdieß noch einen zugespitzt über die Stirne herabhängenden Schleier von dem nämlichen Flor und durch dieses ganze Gepäck wird nur ein kleiner Theil ihres Gesichtes sichtbar. Die Bälle sind hier ziemlich glänzend, auch die Musik ist gut; nur haben sie die abscheuliche Gewohnheit Hörner und Trompeten darunter zu mischen, womit sie die Gesellschaft fast taub blasen. Übrigens sind Assembléen die einzigen regelmäßigen Belustigungen; Opern oder italienische

\*) Damals; das waren jedenfalls noch gute Zeiten.

Lustspiele werden nur bei besonderen Anlässen bei Hofe aufgeführt, wobei die sonderbare Anordnung herrscht, daß kein Frauenzimmer die Bühne betreten darf, sondern alle Damenrollen von Männern dargestellt werden müssen.

Madame Rabutin, eine Frau vom besten Tone (of the first call), gibt jeden Abend Assemblée in ihrem Hause. Die anderen Damen, wenn sie Lust haben, die Pracht ihrer Gemächer sehen zu lassen, oder, wenn ein bestimmtes Fest, Namens- oder Geburtstag einfällt, so bitten sie ihre Freunde und Verwandten zu einer Assemblée, welche dann verbunden sind, in ihren besten Kleidern und mit allen ihren Kleinodien geschmückt zu erscheinen. Übrigens herrscht dabei ziemlich Ungezwungenheit. Die Dame vom Hause redet mit Keinem insbesondere, erwiedert auch den Besuch nicht und wer nur immer will, mag sie ansprechen, ohne förmlich vorgestellt zu werden. Zu Winters- und Sommerzeit aber wird die Gesellschaft mit Chocolate, Eis und Confituren bewirthet, dann zertheilt sie sich zum P'Homme, Biquet oder zur mündlichen Conversation. Hazardspiele aller Art sind hier strenge verboten.

Der Überfluß und die Vortreflichkeit der Lebensmittel ist hier größer als an irgend einem Orte, den ich besucht habe und eine köstliche Tafel kostet eben nicht sehr viel. Es ist wirklich ein Vergnügen, die Märkte zu durchgehen und Alles dasjenige im Überflusse zu finden, was wir für Seltenheiten halten, so z. B. alle Arten von wildem Geflügel und Wildpret, worunter auch Auerhähne, Gamsen ic.

Den 18. September wurde ich zuerst bei Hofe vorgestellt. Am Tage dieser Ceremonie preßte man mich in eine reiche Robe, zierte mich mit einem gestickten Halstuche und ich legte allen meinen Schmuck an. Solch ein Staatskleid ist

wohl sehr unbequem, zeigt aber Hals und Leib mit großem Vortheile. Am sonderbarsten ist die Art des Kopfspuzes bei festlichen Gelegenheiten, dem ich mich auch, trotz meines Widerwillens, unterwerfen mußte. Man thürmt nämlich ein hohes Gebäude von Gaze auf den Kopf, ungefähr eine Brahanter Elle hoch, von drei bis vier Abtheilungen, mit unzähligen schweren Bändern befestigt. Das Fundament dieses Gerüstes ist ein runder, gepolsterter Ring, auf die Art, wie ihn unsere Milchmädchen auf den Kopf legen, um ihre Milcheimer darauf zu stellen. Diese Maschine, welche sie Bourlet nennen, überdecken sie mit ihren eigenen Haaren, unter welche jedoch viele falsche gemengt werden, weil man es für eine besondere Schönheit hält, den Kopfspuz so groß und dick zu machen, als nur immer möglich. Wenn das Gebäude vollendet ist, wird eine ungeheure Menge Puder darauf geworfen, um die Vermischung der Haare zu verbergen und das ganze mit drei oder vier Reihen großer Nadeln besetzt, die einige Zolle aus den Haaren hervorstehen, und welche mit Diamanten, Perlen und gefärbten Edelsteinen geschmückt sind, so daß eben so viele Kunst als Übung dazu gehört, eine solche Last aufrecht zu tragen.

Selbst die liebenswürdige Kaiserin \*) ist gezwungen, diese Mode mitzumachen. Nach dem Ceremoniell der Vorstellung hatte ich eine Privat-Audienz bei ihr und ich muß gestehen, daß ich von ihrem Anblicke wie bezaubert wurde. Zwar kann ich nicht sagen, daß ihre Züge vollkommen regelmäßig sind; auch ihre Augen sind nicht eben groß, haben

\*) Elisabeth Christine, Prinzessin von Braunschweig - Wolfenbüttel, Gemahlin des Kaisers Karl VI., Mutter Maria Theresia's, bekanntlich eine der schönsten Frauen ihrer Zeit.

aber dabei einen äußerst sanften und dabei doch lebhaften Blick. Ihre Gesichtsfarbe ist die schönste, welche ich je gesehen habe; Nase und Stirne sind außerordentlich wohl gebildet, ihr Mund aber ist mit tausend Reizen begabt. Wenn sie lächelt, geschieht es mit einer Schönheit und Anmuth, die Alles zur Bewunderung hinreißt. Eine reiche Fülle der schönsten und feinsten blonden Haare umwallt Stirne und Nacken; alle Vorstellungen übertrifft aber ihr reizender Wuchs, von dem man nothgedrungen dichterisch sprechen muß, um ihm nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Grazien bewegen sich mit ihr, die berühmte medicische Venus ward mit keinem feineren Ebenmaße gebildet; von der ausgezeichnetsten Schönheit sind ihr Hals und ihre Hände.

Der Kaiser erschien bald nach meinem Eintritte in einem Kleide von dem reichsten Goldstoff nach spanischem Zuschnitte, er unterhielt sich gnädig mit mir, obschon er sonst selten mit andern Damen spricht. Alles geschah aber mit einem Ernste und ceremoniösen Wesen, das etwas sehr Förmliches an sich hat.

Des andern Tages hatte ich bei der Kaiserin Mutter \*) Audienz, eine Prinzessin von großer Frömmigkeit und Herzengüte, die seit dem Tode ihres Gemahls, des Kaisers Leopold I., ihre Trauer nicht wieder ablegt.

Den 25. machte ich der Kaiserin Amalie \*\*) meine Aufwartung, die jetzt auf einem hübschen Schlosse, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, wohnt. Dort hatte ich

\*) Eleonora Magdalena Theresia, Prinzessin von Pfalz = Neuburg, Witwe seit 1705, starb 1720.

\*\*) Amalia Wilhelmine, Prinzessin von Braunschweig = Lüneburg, Witwe Kaiser Joseph I., welche von Karl VI. das Schloß Schönbrunn zum Geschenke erhielt. Sie starb 1740.

das Vergnügen, einer Belustigung beizuwohnen, die für mich ganz neu war, die aber oft der Zeitvertreib hier am Hofe ist. Die Kaiserin saß auf einem im Garten errichteten Throne, ihr zur Seite standen zwei Reihen junger Fräulein vom Stande, die Erzherzoginnen an ihrer Spitze, Alle in ihren eigenen Haaren aufgesetzt, sonst aber in vollem Schmucke. Sie hielten leichte Flinten in der Hand und in gehöriger Entfernung waren drei ovale Gemälde als Ziel aufgestellt. Das erste stellte den Liebesgott vor, der ein Glas mit Burgunder füllte, mit dem Motto: „Hier ist's leicht, tapfer zu seyn.“ Das zweite war Fortuna, die einen Blumenkranz in der Hand hielt, mit dem Motto: „Dem vom Glücke Begünstigten.“ Das dritte zeigte ein Schwert mit einem Lorbeerkranze auf der Spitze und der Inschrift: „Hier ist es keine Schande überwunden zu werden.“ — Neben der Kaiserin stand ein vergoldetes Siegeszeichen, mit Blumen umwunden, es bestand aus kleinen Schäferstäben, die mit reichen türkischen Tüchern, Palatinen, Bändern, Spitzen u. s. w., als den geringeren Preisen, behangen waren.

Den ersten Preis, den die Erzherzogin Maria Amalia \*) erhielt, theilte die Kaiserin mit eigener Hand aus, es war ein schöner Rubinring mit Diamanten besetzt, in einem goldenen Etui. Der zweite war ein kleiner mit Diamanten besetzter Cupido, der dritte ein Thee-Auffatz von dem feinsten Porcellan mit vergoldeten Rändern.

Alle Leute vom Stande aus Wien waren Zuseher, es war jedoch nur den jungen Damen erlaubt zu schießen. Ich machte auch einen, jedoch ziemlich linksichen Versuch und sie

\*) Tochter dieser Kaiserin, in der Folge dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern vermählt.

lachten Alle herzlich über meine Furchtsamkeit, mit einem Feuergewehr umzugehen.

Schließlich kann ich nicht umhin zu gestehen, daß mir das hiesige Klima sehr gut und besser als mein heimathliches zusagt. Die Luft ist hier so rein, daß der Schnupfen nicht halb so gemein, als in England ist. Noch vor meiner Abreise, die ich auf Anfangs Jänner festgesetzt habe, wurde mir das Vergnügen zu Theil, den berühmten Helden, Prinz Eugen von Savoyen, zu sehen und zu sprechen. Seine Erzählungen über Ungarn entmuthigten mich übrigens zu meiner Reise nicht wenig. Er versicherte mich, daß die Häuser in Ungarn nicht einmal gegen das Wetter schützten und daß ich von Buda (Ofen) bis Essegg durch wüste, mit Schnee bedeckte Ebenen würde reisen müssen, ohne nur ein Haus anzutreffen. In dessen überlasse ich das Ende meiner Abenteuer der Vorsicht und ist es nur irgend erträglich, so sollen Sie bald von mir wieder Nachricht erhalten.

So weit gehen die Nachrichten der Reisenden über Wien und die Wienerischen Zustände zu jener Zeit.

### c) Das Wiener öffentliche und gesellige Leben unter Maria Theresia.

Ob schon durch die Vorsorge dieser großen Regentin in ruhigen Zeiten unendlich viel zur Verschönerung ihrer Residenz und für den Wohlstand von deren Bewohnern geschah so hatte Wien damals doch ein ganz anderes Ansehen als heute, und es wurde zu jener Zeit erst der Grund zu dessen jetziger imposanten Gestalt gelegt. Die Stadt hatte noch ganz jenes alterthümliche Ansehen mit den vielen engen Gäßchen und Schwibbogen, die jetzt nur mehr als merkwürdige Reliquitäten in einigen Gegenden derselben, so z. B. dem Schloffer-

gäßchen, dem untern Theile des Rothgäßchens und den Stadttheilen gegen den Salzgries zu sichtbar sind. Ueberdies waren die engen und winkligen Gassen noch mit einer Unzahl von Verkaufsständchen erfüllt. Erst 1778 begann die Pflasterung der vorzüglicheren Plätze und Gassen an den Häusern mit behauenen Granitsteinen; früher bestand das Straßenpflaster durchweg aus ungleichförmigen Kieselsteinen, wie man es jetzt noch in den meisten Provinzialstädten sieht, die größeren Plätze, so z. B. der Hof und auch die Vorstädte blieben bis in die neuere Zeit ganz ungepflastert. — Die Stadt hatte unter Maria Theresia nur acht Thore, das Burgthor, das Schottenthor, das Neuthor, das Fischerthor, das Rothenthurmthor, das erst 1806 kassirte Theresienthor gegen die Weißgärber, das Stubenthor und das alte Kärnthnerthor. Kärnthner-, Burg- u. Schottenthor hatten damals auch Außenthore, die mit Abtragung der sich bis dahin ziehenden Navelins in neuerer Zeit verschwunden sind. Zwischen dem innern und äußern Thore gab es damals Buden mit Lebensmitteln, Bildern &c. In der Stadt bestanden zu jener Zeit 31 Kirchen, wovon folgende unter Kaiser Joseph aufgehoben, oder abgetragen zu anderer Bestimmung verwendet worden sind:

1. Zu St. Agnes mit dem Nonnenkloster der Himmelpförtnerinnen in der Rauhensteingasse.
2. Zu St. Cajetan bei den Theatinern auf der hohen Brücke.
3. Zu St. Katharina neben den Minoriten.
4. Zu St. Ivo in der großen Schulstraße.
5. Zu St. Dorothea mit dem Chorherrnstift in der Dorotheergasse (jetzt Versazamt).
6. Zur heil. Dreifaltigkeit bei den Philippi-Nerianern im Lagenhose.
7. Zum heil. Geist im Bürgerpitale.
8. Zu St. Jakob mit dem Kloster der Canonissinnen des heil. Augustin in der Riemerstraße.
9. Zu St. Joseph mit dem Kloster der Carmeliterinnen oder sogenannten Siebenbüchnerinnen in der Salzgasse und am

Salzgries. 10. Zu St. Lorenz mit dem Kloster der Canonissinnen des heil. Augustin am alten Fleischmarkt. 11. Zu Maria, Königin der Engel mit dem Kloster der Clarisserinnen, das Königskloster genannt, auf den heutigen Josephplatz. 12. Zu St. Nikolaus mit dem Kloster der Clarisserinnen in der Singerstraße. 13. Das alte Kirchlein zu St. Magdalena auf dem Stephans-, gegen den Stockmiesplatz. Capellen gab es 41, wovon die meisten in der Folge aufgehoben und geschlossen wurden. — Die Stadt wurde durch 1654 Laternen erleuchtet, der Burgplatz aber durch 40 Lampen, welche täglich frisch mit Unschlitt gefüllt werden mußten. Die Einwohnerzahl der Stadt mit ihren Vorstädten betrug zu Maria Theresia's Zeiten schon bei 240,000, eine zu dieser Zeit gewiß beträchtliche Menge, aber Theresia's milde Regierung und die höchst mäßigen Preise der Lebensbedürfnisse unter derselben zogen immer mehr fremde Menschen nach Wien.

Die Häuserzahl der innern Stadt betrug damals 1272, also mehr als jetzt, aus dem einfachen Grunde, weil in neuerer Zeit mehre kleine Gebäude niedergedrissen und größere gebaut wurden. Für die Hausbesitzer bestand damals noch die jühhbare Unannehmlichkeit, daß jeder derselben in der Stadt das zweite Stockwerk seines Hauses zu Wohnungen für Hofbediente (sogenannte Hofbefreite) einräumen mußte, eine Belästigung, welche Kaiser Joseph II. bei seinem Regierungsantritt sogleich abstellte.

Die Basteien waren schon damals und vielleicht mehr als jetzt, Lieblingspromenaden der Wiener, weil damals das Glacis aus einem unebenen, schuttbedeckten Grunde bestand. Der räthselhafte Anonymus, welcher 1777 Denkwürdigkeiten von Wien unter der Firma: »Gedruckt für Heinrich Lyonel Herrn von Wisp« herausgab, spricht von diesen Promenaden mit

Enthusiasmus, obschon er sonst nicht sehr günstig für Wien gestimmt ist. Auch rühmt er die Abendpromenaden auf dem Graben und die ungezwungene freie Miene der Spaziergehenden, ihren feinen Anstand und ihre lebhaft geistreiche Unterhaltung.

Unter Maria Theresia bestand noch das Sperrgeld an den Stadthoren. Die Sperrordnung war folgende:

Im Jänner von 1. bis 5. um 4 Uhr Nachmittags, dann bis Ende um halb 5 Uhr. Februar vom 1. bis 6. um halb 5 Uhr, bis 15. um dreiviertel auf 5 Uhr, dann um 5 Uhr. März vom 1. bis 15. um halb 6, dann um 6 Uhr. April vom 1. bis 15. um halb 7, dann um dreiviertel auf 7 Uhr. Mai vom 1. bis 15. um 7, dann um halb 8 Uhr. Juni vom 1. bis 15. um dreiviertel auf 8, dann um 8 Uhr. Juli vom 1. bis 15. um 8, dann um dreiviertel auf 8 Uhr. August vom 1. bis 15. um einviertel auf 8, dann um 7 Uhr. September vom 1. bis 15. um halb 7, dann um 6 Uhr. October vom 1. bis 15. um halb 6 Uhr, dann um 5 Uhr. November vom 1. bis 10. um dreiviertel auf 5, vom 10. bis 20. um halb 5, dann um einviertel auf 5 Uhr. Dezember vom 1. bis 10. um einviertel auf 5, dann um 4 Uhr. Wer nach dieser Zeit in die Stadt oder aus derselben wollte, mußte einen Kreuzer Sperrgeld erlegen, und an günstigen Tagen soll oft ein fürchtbares Gedränge an den Thoren gewesen seyn und die Einnahme 4 bis 500 Gulden betragen haben.

In Hinsicht auf das gesellige Leben war schon damals Wien ausgezeichnet. Ich entnehme eine Schilderung desselben aus den Briefen eines unparteiischen Zeitgenossen und zwar eines Ausländers, der sich 1769 in Wien aufhielt: „Die Frauen in Wien sind meistens schön und wohlgebildet, die Männer kräftig, wohlgebaut und größtentheils gut gekleidet. Man muß zum Lobe der Wiener sagen, daß sie nichts sparen,

um ihre Kinder gut zu erziehen. Sie haben ihre Meister in den Sprachen, italienisch und französisch, in der Zeichnungskunst, in der Musik, in der Geschichte und Erdbeschreibung. Man tanzt vortrefflich in Wien und in der Conversation herrscht ein feiner Ton. Überhaupt ist zwischen einer gebildeten Wienerin und einem norddeutschen Frauenzimmer eben der Unterschied, wie zwischen der Natur und einer Drahtpuppe. — Beide Geschlechter lieben zwar die Pracht, den Aufwand und das Vergnügen, allein ich habe keine Wienerin gesehen, die aus Grundsätzen ausschweifend waren. Die Lebensart der besseren Stände in Wien ist auf französischem, überhaupt auf städtischem Fuße. Beim Herrn vom Hause ist um 10 Uhr Tag. Man macht ihm zuerst im Buß die Aufwartung; wenn man aber nähere Bekanntschaft gemacht hat, so kann man wohl auch im Negligée erscheinen. Seine Gemahlin hat ungefähr um diese Zeit ihre Toilette vollendet. Der übrige Theil des Vormittags wird in der Kirche, mit Geschäften oder mit Besuchen zugebracht. Von 1 bis 2 Uhr setzt man sich gewöhnlich zu Tische. Der Rest des Tages ist für die Spazierfahrt und das Schauspiel bestimmt. Auch begibt man sich oft, wenn der Abend angebrochen ist, in Gesellschaft, wo Chocolate getrunken, conversirt oder gespielt wird.

Wer nicht in der Störung der öffentlichen Ruhe und in Unanständigkeiten sein Vergnügen sucht, kann in Wien so frei leben als er will, und thun, was er will, ohne nur beachtet zu werden. Er bleibt im allgemeinen Gedränge verloren und kann sich seine Gesellschaft nach Gefallen wählen. Wenn er bemittelt ist, so steht ihm Alles zu Diensten, was nur immer seinen Sinnen, seiner Bequemlichkeit und seiner Laune gefällt; ist er aber unbemittelt, so verbirgt er auch dieses Ungemach nirgends besser als hier. Für 10 bis 12 Gulden

des Jahres erhält er ein bescheidenes Kämmerchen in der Vorstadt. Er kann in manchen Gasthäusern für 6 bis 10 Kreuzer zu Mittag essen und ein Trödler verschafft ihm für 10 bis 15 fl. einen ganzen Anzug, in welchem er sich ungeschert allenthalben zeigen kann. — Die Männer tragen sich heut zu Tage größtentheils nach französischem Geschmack. Bei den Vornehmern ist die Beutelperücke, die reiche Weste mit Schößen und der buntfarbige oder lichte Seidenrock mit kurzen Beinkleidern, Schnalenschuhen und Strümpfen, dann der Chapeaubas in Schwung. Auch tragen sie große Busenkrausen (Sabots) und Manschetten. Quer über, mehr nach hinten zu, steckt der Degen, gewöhnlich mit Porcellangefäß. Bei vornehmen Tafeln ist es Sitte, sich mit dem Degen zu Tisch zu setzen.

Der Bürgermann ist bequemer in dunkles Tuch gekleidet. Er trägt auch statt des kurzen Staatsrockes einen langen Rock mit großen Knöpfen. Die Haare sind in Rollen aufgedreht, auf dem Kopf hat er den dreikantigen Hut, einen mächtigen Stock von spanischem Rohr mit großem Knopf und Quaste in der Hand. Die Landleute gehen in groben Jacken, sie haben ihre natürlichen Haare, hinten in Ringeln bis auf den Nacken hängend und breitkrämpige Hüte. Im Winter tragen sie sonderbar geformte Pelzmützen mit zwei Klappen von fast schiffsförmigem Aussehen. Wer aber vermag die Tracht der Frauen zu beschreiben? Niemand, als der ihre Launen zählen kann. Ihre Stoffe sind größtentheils schwerfällig und kostbar, aber dafür auch dauerhaft, und oft trägt noch die Enkelin ein Kleid von dem Stoffe, der einst ihrer Großmutter Brautkleid gewesen. Seit kurzer Zeit scheint unter den Damen die englische Mode theilweise Eingang gefunden zu haben, besonders in Rücksicht auf den Haarschmuck. Allmählig werden jene wunderlichen Riesengebäude, die eben so kunst-

reichen als unbequemen Frisuren der Damen seltener, die früher stundenlange Arbeiten erforderten. Auch werden, besonders zum Negligée, nicht selten Flügelhauben auf niederländische Art getragen. — Die Tracht der Bürgerfrauen und Mädchen ist ebenfalls reich, aber ziemlich steif. Besonders eigenthümlich sind die reich mit Gold gestickten Hauben, welche fast den alten griechischen Helmen gleichen, mit welchen man Paris und andere Helden abgebildet findet. Auf dem Lande sieht man diese wunderlichen Kopfszierden ganz schwarz oder, zum höchsten Staate, mit Silberflittern gestickt.

Eines der schönsten Schauspiele in Wien aber bildet die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Nationaltrachten, polnische, ungarische und orientalische, die man hier erblickt und wodurch sich diese Stadt sehr zu ihrem Vortheile von der Einförmigkeit anderer deutschen Städte unterscheidet und dem Auge die mannigfaltigste Abwechslung bietet.“

Interessant ist auch eine beiläufige Berechnung der Lebensbedürfnisse, z. B. für einen einzelnen Mann, der ein Einkommen von beiläufig 600 Gulden hatte und der nach folgender Berechnung zu dieser Zeit sehr bequem leben konnte.

Für Wohnung (3 Stück) jährlich . . . . .	50 fl.
Holz und Licht . . . . .	22 „
Winterkleid . . . . .	50 „
Sommerkleid . . . . .	40 „
Bisitenkleid . . . . .	100 „
Kleine Kleidung, Leinwäsche, Schuhe &c. . . . .	10 „
Wäsche . . . . .	10 „
Tisch . . . . .	150 „
Bedienung, Friseur . . . . .	40 „

---

472 fl.

wobei also zu Vergnügungen, oder erspart blieben 128 fl.

Die Lieblings-Lektüre zu Maria Theresia's Zeit charakterisirt ein anderer geistreicher Zeitgenosse folgenderweise chronologisch: 1740. Romane im Geschmack der asiatischen Banise, langschweifige und schwülstige Gedichte à la Neufirch, Canig &c. — 1750. Robinson Crusoe, der zu dieser Zeit zu Linz in Übersetzung erschien; Schwänke, besonders des beliebten Komikers Stranitzky durchtriebener Fuchsmundi &c. — 1755. Übersetzungen französischer Romane im älteren Geschmack, Schwänke und Sagen, Lob und Ehrengedichte. — 1760. Wochenschriften (nach Art des englischen Zuschauers) auch wohl die Gallenser, Gellert's Fabeln, Brockes &c. — 1765. Romane im Geschmack des Marivaux, Siegwart und Siegwartianen, Journale, neuere Gedichte, Hafner &c. — 1769. Rabener's Satyren, in Wien bei Trattnern nachgedruckt, Leipziger Schriften, Bardengedichte, durch Klopstock angeregt. — 1775. Schauspiele, deren nun schon in Wien eine große Zahl erschien, Almanache, Balladen und Romanzen, Werther und Wertheriana, Zeitschriften &c. Weiter geht die Stufenleiter nicht.

Die damaligen Saison-Vergnügungen waren folgende: Im Frühling, wenn kaum der vom geschmolzenen Schnee durchnässte Boden etwas getrocknet war und sich die ersten heiteren Tage gezeigt hatten, eilte man auf die Basteien, die besonders zwischen 11 und 1 Uhr des Mittags, dann auch Abends sehr besucht waren. Später begannen hier die hohen Herrschaften die Praterfahrten. Auf dem großen Plage, von welchem aus die verschiedenen Fahrwege in den Prater auslaufen, befand sich damals eine eigene Einzäunung mit einem Wirthshause zur Belustigung der Bürger, welchen bis auf Kaiser Joseph der Eintritt in den eigentlichen Prater ver-

sagt war. — Im Sommer besuchte man die Gärten in den Vorstädten und auch die naheliegenden Landdörfer. Landwohnungen waren noch nicht Mode, außer wenn Jemand selbst eine Besizung dort hatte. Eine beliebte Abendunterhaltung bot die edle Heze, die eben zu jener Zeit im größten Flor stand. — Im Herbst genoß man die Freuden der Weinlese und zwar in viel bedeutenderem Grade als jetzt, da noch unter Maria Theresia das Weingebirge sich viel näher gegen die Stadt erstreckte, als es heute der Fall ist. So gab es noch Weingärten am Abhange des Laaerberges, des Wienerberges, vor der Schönbrunner- (Hundsthurmer-) Linie &c. — Im Winter begannen, wie jetzt, die eigentlichen Stadtgenüsse, da gab es Gesellschaften und Conversationen, Bikeniks, Bälle und öffentliche Schlittensfahrten, die zu jener Zeit sehr beliebt und besonders prunkvoll waren. Theater gab es unter Maria Theresia nur zwei, und zwar jene in der Stadt, in welchen abwechselnd deutsches Schauspiel, auch wohl improvisirte und regelmäßige Poffen und Farcen mit den komischen Personen: Hanswurst, Bernardon, Lipperl &c., dann aber auch französische Schauspiele und italienische Opern gegeben wurden.

Die bedeutendsten Tanzsäle zur Zeit Maria Theresia's waren in der Stadt zur Mehlgrube, zum blauen Vock in der Wollzeile, der längst verschwunden ist, dann im Casino in der Himmelfortgasse. In den Vorstädten zeichneten sich besonders der Saal zur neuen Welt auf der Wieden, kleine Neugasse, dann jener zum Mondschein am Glacis, zum grünen Thor in der Rossau, zum Sperl in der Leopoldstadt und zu den drei Königen auf der Landstraße aus. Traiteurs gab es damals in großer Menge. Die berühmtesten großen Gasthäuser in der Stadt waren zum goldenen Dhsen (Jetzt Stadt

Frankfurt), dann im Matschakerhof in der Seilergasse, zu den drei Hacken (jetzt zum römischen Kaiser) auf der Freieung, zum wilden Mann und zum goldenen Greif (jetzt Erzherzog Karl) in der Kärnthnerstraße, zum goldenen Hirsch (verschwunden) in der Rothenthurmstraße, zum weißen Ochsen (jetzt Stadt London) am alten Fleischmarkt, zum weißen Löwen am Salzgrieß.

In den Vorstädten gab es damals eine Menge von sogenannten Einkehrwirthshäusern, dafür war die Zahl der Bierhäuser beschränkter als jetzt, die besuchtesten derselben in der Stadt waren zum Lothringer am Kohlmarkt, jenes in der Johannesgasse (beim alten Göschl), zum Rebhuhn, Goldschmiedgasse, am Hof, in der Schultergasse, im Komödiengäßchen, im Ballgäßchen, zum Krebsen am hohen Markt. In den ersten Gasthäusern war der höchste gewöhnliche Preis für ein Mittagmal ohne Getränk zwei Siebzehner. In den Traiteurhäusern speiste man gewöhnlich an der Table d'hôte für einen Siebzehner und erhielt dafür 5 gute Speisen. Außerdem gab es auch gewisse öffentliche Kosthäuser, wo man, wie in den Gasthäusern zweiten Ranges, für 7, 10, 12, 15 bis 24 Kreuzer ohne Getränk speiste. Zu den vorzüglichsten Leckerbissen damaliger Zeit gehörten die Kapauen mit Müschel, einer Brühe von einer Art kleiner essbarer Muscheln. Bei festlichen Gastereien durfte der Pomeranzensalat nicht fehlen. Die Wägen waren damals nicht so häufig als jetzt, es gab etwa 200 Fiaker, oder wie man sie damals hieß, Lehenwagen. Für eine Fuhr in der Stadt zahlte man einen Siebzehner, in die Vorstädte etwas mehr, je nachdem diese fern oder nahe waren. Für die Stunde gab man 2 Siebzehner, für den ganzen Tag 6 bis 8 Siebzehner. Übrigens hatten die Fiaker auch damals keine bestimmte Taxe, diese Preise beruhten nur

auf einem stillschweigenden Übereinkommen und bei schlechtem Wetter mußte man, wie heute, mehr bezahlen. Besonders beliebt waren die Tragsessel, für welche man, je nachdem ein Gang näher oder entfernter war, einen oder zwei Siebzehner bezahlte.

Die Kaufmannsläden waren damals weit von der heutigen Eleganz entfernt, ihre ganze Zierde bestand aus einigen an den aufgeschlagenen Gewölbthüren mittelst Ringen befestigten großen Lüchern von, gewöhnlich, dunkelblauer Farbe mit bandartig gelb geflickten oder aufgelegten Einfassungen versehen; die kleinen oft pyramidalisch geformten Auslagkasten standen entweder ganz frei, oder auf Postamenten auf den Fenstern der Läden und enthielten wenige Waarenartikel als Kennzeichen des Geschäftes. Ober der Ladenthür war ein langes lakirtes Brett mit der Firma angebracht und an einer langen, oft zierlich geformten, Eisenstange hing der kleine Schild, dem Winde zum Spiel, herab. Die Weinhäuser bezeichnete ein auf gleiche Art befestigter großer Busch von Lanneneisig; die Bierhäuser der ganz eigenthümlich geformte von Hobelspänen. Die Kaffehhäuser beurkundete gewöhnlich eine riesige messingene oder kupferne Kanne, die auf dem Fenster mit einer Kette befestigt war, erst später an die Gewölbthüren gemalte Marqueure, in kurzen Wämsern und Beinkleidern, die Schürze umgebunden und hinaufgewickelt, die Haare gerollt und gepudert, und in den Händen eine Tasse mit Kaffehgeschirr tragend. Noch bewahren uns die Balkenfenster des Kaffehhauses auf dem Graben Nr. 1134 im inneren Hofe solche Reliquien. Eine Portion schwarzer Kaffeh, oder mit Milch kostete damals 4 kr., mit Sahne (Obers) 6 kr., eine Portion Thee mit Obers 7 kr., ein Becher Chocolate mit Wasser 9, mit Obers 10 kr., ein Glas Bunsch 17 kr., ein Becher Gefrornes, das man jedoch damals

nur in den sogenannten Limonadehütten bekam, je nach der Gattung 12 bis 17 fr. Diese Limonadehütten waren damals auch die einzigen Lokale, wo von Zeit zu Zeit Harmoniemusik gehalten wurde. Täglich war dies Abends der Fall bei jenen, die auf dem Ravelin vor dem alten Burgthore standen, eine der beliebtesten Promenaden der Wiener, welche jedoch des immerwährenden Kreisganges wegen, von profanen Spöttern die Ochsenmühle genannt wurde.

Die zu jener Zeit in Wien herauskommenden Zeitungen waren: Das Wiener Diarium (blos Mittwochs und Samstags); der Wienerbote, wöchentlich einmal, und das Magazin der Kunst und Literatur, in monatlichen Heften. Von fremden Zeitungen wurden höchstens die Gazette de France und das Journal de Francfort gehalten.

Der Jahreslohn für einen Bedienten betrug 10 bis 12 fl. nebst Livrée. Der Friseur erhielt jährlich 3 fl. ohne Puder und Pomade. Ein Paar Männerschuhe kosteten 1 fl. 12 fr., Stiefel 4 bis 6 fl., seidene Strümpfe 2 bis 4 fl., ein feiner Hut einen Dukaten, Handschuhe 17 bis 34 fr., die Klaster hartes Holz mit allen Nebenkosten 7 bis 10 fl., gegossene Unschlittkerzen das Pfund 16 fr., ordinäre 14 fr. Endlich ist beifolgendes Verzeichniß von verkäuflichen Gegenständen, die in den ersten Regierungsjahren Maria Theresia's in der Zeitung ausgeben wurden, sowohl der damaligen Mode als auch der Preise wegen, gewiß höchst merkwürdig:

Wien den 22. Septembris 1746. Negotien, welche bei dem kaiserlichen Universal = Frag- und Rundschafts-Amt schriftlich eingelegt sich befinden, als nämlich:

1. Ein unweit Wien gelegener, mit 60 Joch Acker, 31 ein halb Tagwerk Wiesen, 3 Viertel Weingärten, item mit Steinbruch sammt aller Zubehör versehenen Hof pr. 8000 fl.

2. Ein wohlgebautes, mit Schanz- und Backgerechtig-  
keit versehen und vor dem Kärntnerthor gelegenes Haus 6000 fl.
3. Eine ganz neue aus Kronawetholz gemachte Bad-  
wanne 20 Rthlr.
4. Ein ganz neu von Creditur (Gros de Tours) mit  
Gold sehr reich gesticktes Frauenkleid 120 fl.
5. Ein brillantes Kreuz mit Rubinen verziert 1000 fl.
6. Ein Tafelspiegel mit vergoldeter Rahm 100 fl.
7. Ein lichttuchener Mannsrock und Weste mit silbernen  
Knopflöchern 64 fl.
8. Acht Stück niederländisch gewirkte Spalier, 5 ein halb  
Ellen hoch, 51 Ellen breit, 2000 fl.
9. Ein in der Stadt im schönsten Prospect gelegenes,  
mit 3 Stock gebautes Haus 14,000 fl.
10. Vier Ehmer Steinwein pr. 160 fl.
11. Drei Viertel Weingärten in Kurz = Gährn \*) mit  
künftiger Ferung 600 fl.
12. Ein Paar Hemmetknöpfel mit Diamanten 16 fl.
13. Eine goldene Engellische Monat = Tag = Uhr mit gol-  
denem Haken und Kettel 127 fl.
14. 88 Pfund Zinn 27 fl. 30 fr.
15. Ein Ring mit 1 Schmaragd und 2 Diamanten 171 fl.
16. 21 Ehmer rothen Diner Wein, den Ehmer pr. 10 fl.
17. Ein neues Schwimmerl oder offene Galesch 250 fl.
18. Ein paar junge kästenbraune Hengsten pr. 100 Duc.
19. Ein schön groß Paradebett von grün Damast 100 fl.
20. Ein von rothem Tuch schön mit Gold gestickte Schab-  
rafen 60 fl.

---

\*) Außer der Favoritenlinie.

21. Ein türkischer Pferdzaum, mit geschlagenen silbernen Bugglen, Vorder- und Hinterzeug 520 fl.
22. Bei 50 Ehmer Brunner Wein, 36ger Gewächs den Ehmer. pr. 6 fl. und 37ger Gewächs pr. 3 fl.
23. Ein extra schöner Staatswagen, so inwendig mit rotgeblumten Sammet ausgemacht, mit Gold schamerirt und mit 5 fein venetisch Gläsern 1000 Thlr.
24. Vier Ehmer Tokayer Ausbruch der Ehmer pr. 150 fl.
25. Von roten Scharlatin ein fast ganz neu seidenes Kleid, die Weste reich mit Gold verbrämt 70 fl.
26. Sechs Stück schöne Malereyen aus dem alten Testament 1500 fl.
27. Sechs rotdamastene Sessel mit Silber und Goldfiguren 120 fl.
28. 100 Ehmer Klosterneuburger Bürgwein, den Ehmer pr. 17 fl.
29. Ein Garten vor dem Schottenthore sammt Gebäu ist um Wein zu verstecken (vertauschen.)
30. Zwei große Zimmer nebst Zubehör jährlich zu verlassan um 100 fl.
31. Item der ganze erste Stock mit acht Stück 500 fl.
32. Ein Canapce mit Figuren, sehr kostbar von Seiden und Garn verfertigt 800 fl.
33. 20 Ehmer Klosterneuburger Wein, 25ger Gewächs, den Ehmer pr. 10 fl.
34. Ein ganz neu Canapce mit Creuzel - Nath 120 fl.
35. Ein großer Henkleuchter mit vier Armen, so verhilbert 170 fl.
36. Ein extra schön Cheridon - Leuchter, dergleichen wenig hier zu sehen 130 fl.
37. Der dritte Stock in einem Stadthaus mit 7 Zimmer,

als 3 auf die Gassen, 4 in Hof sammt allen Requisiten, ist jährlich zu verlassen um 450 fl.

38. Sechs schön genäht und gefasste Lähnsessel mit Figuren, einen um 25 fl.

39. Zwei Diamanten Ohrwüfel 538 fl.

40. Ein Reij' Wagen mit einem großen Kobel auf sechs Personen um 300 fl.

41. Drei Fäßl Rheinwein, 719ner Gewächs 33 fl.

42. Drei schwarzbraune Hengste um Haber und Heu zu verstellen.

43. Ein rares Paar Pistolen mit vergoldeten Schließern 58 fl.

44. Ein Paradebett von Damast, mit gleichen Spalieren, sehr goldreich bordirt 4000 fl.

Die damals gangbarsten Geldsorten waren: Krenniger Ducaten zu 4 fl. 12 kr., kaiserliche Ducaten 4 fl. 9 kr., HOLLÄNDER Ducaten 4 fl. 7½ kr. Die Kreuzerzahl wurde als Agio betrachtet. Speziesthaler 2 fl. Zwanzigkreuzerstücke, Siebzeher, Siebner und alte Fünfzeher. Die Siebzeher und Siebner, dann Groschen, Kreuzer und Pfennige, waren die gewöhnlichste Scheidemünze. Bankozettel wurden schon unter Maria Theresia zum leichteren Handelsverkehr in einer Summe von 12 Millionen in Cours gesetzt. Sie stiegen von 5 zu 10, 25, 50, 100, 500 bis zu 1000 Gulden, das Format derselben war länglich, viereckig, ziemlich groß und unbequem.

Unter Maria Theresia hatte Wien nur 25 Vorstädte und ob schon diese damals bereits mit ansehnlichen und zahlreichen Palästen versehen waren, so waren sie im Ganzen doch nicht so wohlgebaut und bevölkert als heut zu Tage.

## Historische Monumente aus den Zeiten der türkischen Belagerungen in und um Wien.

Die wichtigsten und sprechendsten derselben bilden natürlich die eroberten und noch vorhandenen Kriegs = Trophäen, da Erinnerungen, welche sich an Gebäude und Plätze knüpfen, mit der Zeit und mit deren allmäligen Umgestaltungen verbleichen und an Bedeutsamkeit verlieren. In Hinsicht auf Gebäude und sonstige Örtlichkeiten sind nur mehr in der Stadt selbst das sogenannte Türkenhaus am Eingange der Löwelstraße von der Teinfaltstraße (gräf. Seilern'sches Haus Nr. 49 in die hintere Schenkenstraße numerirend) durch den daselbst unter dem Dachrande angebrachten Türkenkopf mit der Jahreszahl 1683 und der steinene Sitz im Stephansthurm stehende Denkmale jener Zeit und ihrer Noth.

Ersteres bezeichnet den Ort, welchem gegenüber den 6. September 1683 der wüthendste Angriff auf die Löwelbastei gemacht wurde und auf welcher schon zwei türkische Fahnen aufgepflanzt waren, bis nach einem zweistündigen mörderischen Gefechte die Stürmenden wieder zurückgeworfen wurden. Auf den steinernen Sitz im Stephansthurme beobachtete Graf Starhemberg, Wiens heldenmüthiger Vertheidiger, 1683 oft das feindliche Lager und die Approchen. Derselbe befindet sich in dem nordöstlichen Eckpfeiler des Ganges, wo sich der Stamm des Thurmes von der Spitze abtheilt, und welchen zwölf hohe freistehende Pyramiden oder Thürmchen schmücken, deren jedes mit einem vergoldeten Knopfe versehen ist. Zur Noth ließe sich noch allenfalls das Haus Nr. 5, in der unte-

ren Hauptstraße der Vorstadt Thury nennen; welches die zur Zeit noch nicht übertünchte Aufschrift trägt:

„Vor Alters hier ein Dorf stand  
 Welches Siechenals genannt  
 Als man zälet 1529 Jar  
 Von den Turken zerstöret war  
 Anjese als man 1546 sagt,  
 Johann Thury dieß Haus erbauet hat.“

Eine Aufschrift, welche in Hinsicht auf die oft ziemlich dunkle Vorgeschichte der Wiener-Vorstädte Interesse hat, und welche nicht der modernen Verschönerungswuth zum Opfer gebracht werden sollte, um so mehr, da auch das Haus selbst noch so ziemlich seinen ursprünglichen Typus trägt und seine Mauern wenigstens bei der zweiten Belagerung unzerstört blieben.

Interessanter und großartiger jedenfalls ist das Neugebäude zwischen Simmering und Schwedat, sowohl seiner Entstehung als Erhaltung wegen. Auf derselben Stelle befand sich 1529 das Prachtgezell des großen Suleymanns und Kaiser Rudolph II. ließ in der Folge daselbst ein kaiserliches Lustgebäude errichten, das dieselbe Ausdehnung wie das großherrliche Gezell hatte, und worin auch in der Bauart die orientalischen Formen so viel möglich beibehalten wurden. Es enthielt Lustgärten, Teiche und eine bedeutende Menagerie, in welcher auch 1552 der erste Elephant, welchen Maximilian II. aus Spanien nach Wien brachte, eingestellt wurde. Eine vortreffliche Ansicht dieses merkwürdigen kaiserlichen Lustschlosses bewahrte uns Fischer von Erlach in den werthvollen von ihm gezeichneten und von Delsenbach schön gestochenen Prachtgebäuden von Wien und seiner Umgebung. Als

die Türken 1683 zum zweiten Male vor Wien kamen, verschonten sie aus Pietät für ihren großen Sultan das Gebäude, so wie die Servitenkirche aus Ehrfurcht gegen die noch heute daselbst befindlichen Frescobilder der Propheten. Die ungarischen Malcontenten jedoch, welche 1704 die Gegend um Wien, besonders von dieser Seite, verheerten, zeigten nicht gleiche Rücksicht, verbrannten und zerstörten das Gebäude, soviel Letzteres in der Eile möglich war und erschlugen sämtliche Thiere, sich mit den Häuten der präcioseren schmückend. In der Folge wurde das Gebäude so ziemlich wieder hergestellt, die Gärten, Teiche u. verschwand jedoch später und es wurde zu einem großen Geschütz und Munitionsmagazin und Artillerie-Laboratorium eingerichtet, allein es ist wenigstens noch immer da, trägt den ursprünglichen Namen Neugebäude und bewahrt also hinlänglich die merkwürdige historische Erinnerung.

Die nicht minder merkwürdige sogenannte Türkenschanze besteht aus einer, mit noch heute sehr bemerkbaren künstlichen Erhöhungen und Vertiefungen versehenen, Anhöhe am Ausgange des Dorfes Weinhaus rechts. Sie enthält heute die Hutweide der Gemeinde Döbling, einige Gebäude und ein kais. Pulvermagazin. Auch befinden sich Steinbrüche daselbst. Hier war 1683 die große Redoute der Türken gegen das andringende Befreiungsheer errichtet und, hier war auch der Schauplatz des erbittertsten und, nach langem Schwanken, entscheidenden Kampfes. Wie erwähnt, sind noch sehr deutliche und unverkennbare Spuren dieser Verschanzungen zu sehen, und ein Ausflug dahin ist in doppelter, ja dreifacher Hinsicht lohnend, so z. B. der Nähe von Wien und der herrlichen Aussicht wegen, endlich was den Wienern auch bei der ernstesten Förschung und den lebhaftesten Geföhlen immer willkom-

men ist, befindet sich daselbst auch ein gutes Gasthaus und mehre Gelegenheiten zur Erfrischung. — Unter die von Wien enifernteren Denkmale aus der Türkenzeit sind besonders zu nennen:

Das sogenannte Türkenkreuz auf dem Wege von Perchtoldsdorf nach Brunn, auf einem Hügel stehend und den Platz bezeichnend, wo jene Streifabtheilung, welche dem Markte so großes Verderben brachte, zuerst gelagert war, und wo sie zuerst von dem Orte aus erblickt wurde. Von hier aus sollen auch die ersten Brandkugeln in den Markt geschickt worden seyn, so erzählt nämlich die allgemeine Tradition. Es ist mit seinem halbturbanförmigen Schlußbogen ziemlich verwahrloßt, obzwar geweißt; denn auch — und zwar besonders auf dem Lande, verschlingen materielle die geistigen Interessen und historische Erinnerungen werden nur so lange bewahrt, als sie mit materiellem Genuß verbunden sind. So ist es auch, und noch beklagenswerther, der Fall mit dem bereits I. Bd. S. 134 ausführlich beschriebenen sogenannten Moldauerkreuz am Gatterhölzel, dessen genaue Beschreibung an dem bezeichneten Orte zu finden ist. Nur ungern nenne ich hier das einst recht gute, wenigstens zeitgemäße und interessante Motivgemälde im Rathhause zu Perchtoldsdorf von der Türkennoth 1683, welches durch neuere profanirende Überpinselerei seine ganze Bedeutung verloren hat und zur illustrirten Lüge geworden ist.

Schließlich bleibt noch allenfalls der sogenannte Türkensprung unweit des schönen alten Schlosses Sebenstein hinter Wiener Neustadt zu erwähnen. Es ist dieß ein kleiner Platz auf einer jäh abspringenden Felsenkante, wohin sich 1532 einige Türken, die letzten Überreste von Mihál Dglu's Mordbande, geflüchtet haben sollen, und von den erbitterten Bauern

in die schroff abfallende Tiefe gestürzt wurden. Das Plätzchen ist noch heut zu Tage mit einer Art orientalischem Pavillon, bei welchem auch ein ansehnlicher Halbmond nicht fehlt, geschmückt, wird nett und reinlich gehalten und ist mit zierlichen Ruhebänken versehen. Schon die Übersicht der herrlichen Gegend von diesem Punkte lohnt einen Ausflug dahin, der von der Neustadt in einem halben Tage hin und zurück bewerkstelligt werden kann.

Jedenfalls interessanter als diese lokalen Monumente aber sind unbestritten die Trophäen, Waffen, Rüstungen und andere Gegenstände, die als ganz unzweifelhafte Denkmale jener Zeit uns vor Augen liegen und bei welchen es wenigstens nicht nöthig ist, oft mühsam genug, die Illusion zu Hilfe rufen zu müssen. In dieser Hinsicht sind es besonders drei großartige Anstalten, welche die größten und mannigfachen Schätze dieser Art bewahren: Die k. k. Ambrazer-Sammlung, das kaiserliche und das bürgerl. Zeughaus. In ersterer befinden sich folgende höchst merkwürdige und interessante Gegenstände aus den türkischen Belagerungen: 1. Ein langer viersehnidiger, hohlgeschliffener Stecher, in einer ganz silbernen und vergoldeten Scheide, welcher Mihal Dglu gehörte. Bei seiner Niederlage in der Gegend von Schönau wurde diese Waffe zur Beute gemacht und dem kaiserlichen Hofe überschickt. 2. Eine sehr große Fahne aus schwerem roth und grünverbrämten Damast, mit eingewirkten goldenen Zügen und arabischen Schriftzeichen, welche den bekannten oft wiederholten Spruch geben: „Es ist kein Gott außer Gott und Mahomed ist sein Prophet.“ Diese Fahne wurde angeblich in Kara Mustapha's Zelte gefunden. 3. Kara Mustapha's Pusikan oder Streitkolbe, mit silbernen vergoldeten Schlagblättern versehen. 4. Dessen Köcher aus blauem Sammt, mit vergoldeten

Silberblättchen reich besetzt, mit hölzernen sehr zierlich gemalten und lackirten Pfeilen und Bogen, 1703 von Kaiser Leopold I. nach Ambras geschenkt. 5. Türkische Sturmhauben und Schilde, Bogen und Pfeile, darunter mehre von besonders zierlicher und kostbarer Arbeit. 6. Mehre türkische besonders zierlich gearbeitete Feuegewehre, Pistolen, schön eingelegt. 7. Ein runder Filzhut des kaiserl. Feldmarschalls, Grafen Siegbert von Heister, mit einem goldenen Schnürchen eingefast und die abgebrochene Spitze eines Türkenpfeils daranhängend. Ein darneben befestigtes Pergamentblatt enthält folgende Erklärung: „Mit diesen Pfeil ist dieser Hut meinem Herrn Sibert Grafen von Heister als Obristen in der Wienerischen Belagerung anno 1683 auf den Kopf genaglet worden, den hiebei liegenden spitz davon hat Er mit eigenen Händen abgebrochen, und den andern Theil aus den Kopf gezogen, welche Wunde ihm aber nur 10 Tage in Bött gehalten, hernach hat er wiederum seine Dienste verrichtet, Obwollen selbige erst Ende der 6 woche zugeheillet ist: welches ich unsern Nachkömmling zu einem Gedächtnuß aufbehalten wollen. Eibenburg den 10. November anno 1683. Maria Anna Gräfin von Heister, ein geborne Gräfin von Hinzendorf.“

Das bürgerliche Zeughaus enthält folgende höchst merkwürdige Denkmale: 1. Kostbare und äußerst zierliche türkische Waffen, Gewehre, Pistolen, Köcher, Pfeile und Bogen aus den beiden Belagerungen, worunter sich besonders jene aus der ersten durch Pracht und Zierlichkeit auszeichnen. 2. Den Kopf des Großveziers Kara Mustapha in einem Glasbehältnisse mit der seidenen Schnur und seinem Todtenhemde. Dieses Hemd ist durchaus mit arabischen Gebeten, Beschwörungsformeln, talismanischen Zeichen und Zahlen auf wunderliche Weise beschrieben, wobei die Zahl Schimmer, Wien 2c.

Sieben eine große Rolle spielt und der Spruch: „Es ist kein Gott als Gott 2c.“ vielfach vorkommt. Schon um den Kragen und den Schlitz des Hemdes sind die 78 Verse der 55. Sure des Korans geschrieben. Auf dem Hemde selbst befinden sich in wunderlich abgetheilten Siebenfiguren viele Sprüche und bedeutungsvolle Charaktere, auf den beiden Ärmeln ist die Personbeschreibung des Propheten in zwei und siebenzig Sätzen enthalten. Der gelehrte Hammer hat in seiner „Wiens türkische Belagerung vom Jahre 1529“ die Übersetzungen sämtlicher Inschriften des Breiteren angeführt, die zusammen wohl einen mäßigen Band bilden dürften, hier aber anzuführen viel zu ermüdend und weitläufig werden würden. Das einzige vorhandene Authentikon über den Kopf des Kara Mustapha ist eine ebenfalls hier befindliche eigenhändige Beglaubigung des Kardinals Kolonitsch, an welchen derselbe durch die nach dem Passarowitzer Frieden nach Belgrad gekommenen Jesuiten übersandt wurde. Demungeachtet wird aber die Echtheit dieses merkwürdigen Stückes durch triftige Gründe angefochten und behauptet, Kara Mustapha sei in Adrianopel beigelegt worden. 3. Die große türkische Blutfahne, die bei dem Sturme von Neuhäusel erobert wurde. Darauf befinden sich außer dem wiederholten Glaubensbekenntnisse des Islams einige Verse aus den Suren des Sieges und der Eroberung im Koran und zwar: „Wir haben die eröffnet offenbare Eroberung, damit dir Gott verzeihe deine vorhergehenden und folgenden Sünden und seine Gnade über dich giesse und dich zum wahren Pfade führe und dir herrlichen Sieg sende.“ 4. Die vollständige Rüstung des Pfalzgrafen Philipp, Commandanten von Wien 1529. — 5. Der kupferne stark vergoldete Mond und Stern, welcher vom Jahre 1529 bis 1686 die Spitze des Stephansthurmes zierte. —

6. Rüstungen des Bürgermilitärs vom Jahre 1529 und Cuirasse der bürgerlichen Cavallerie von 1683.

Im kaiserlichen Zeughause befindet sich, außer einer Masse türkischer Waffen, auch im Hofe die große eiserne Kette von 8000 Gliedern, womit die Türken 1529 bei Ofen die Donau sperreten. Selbst der ehrwürdige große Stephansthurm besitzt einige Andenken an die zweite Belagerung Wiens, so außer dem oben erwähnten steinernen Sitz, die große sogenannte Josephinische Glocke von 402 Zentner Gewicht, welche aus dem Erze der eroberten türkischen Kanonen gegossen wurde, aus welchen die Feinde durch zwei Monate die Stadt beschossen, wie auch die Inschrift um den Rand besagt. Auch die kaiserliche Bibliothek besitzt ein Curiosum aus der Zeit der zweiten Belagerung Wiens, nämlich einen wunderbar geformten Koran in Größe und Form einer wälschen Nuß, mit äußerst feiner zierlicher Schrift, welcher in einem Zelte des Lagers gefunden wurde. Es mag wohl noch mehre und mitunter wichtige Andenken aus den Belagerungen Wiens und vielleicht selbst im Privatbesitze geben, die merkwürdigsten glaube ich jedoch hier angeführt zu haben und zwar jene, was nicht weniger zu berücksichtigen, welche Jedermann leicht zugänglich sind. Andere, welche durchaus keine weitere Gewähr, als unverbürgte, zum Theile selbst unwahrscheinliche Traditionen zum Grunde haben, so z. B. den Heidenschuß, den Türkenteller u. glaubte ich unberücksichtigt lassen zu müssen.

## Die Hetze in Wien.

Mit genauer Copie einer Original-Ankündigung.

Der Geschmack an dem blutigen Schauspieler einer Thierhetze oder eigentlich eines tödtlichen Kampfes von gereizten Thieren unter einander stammt wohl aus dem frühesten Alterthume, wie denn schon im alten Rom derlei Kämpfe häufig waren. In Wien aber wurde er hauptsächlich durch die vielen unter Karl VI. hier lebenden Spanier rege gemacht, welche zur Einführung dieses in ihrem Lande seit alter Zeit bis heute beliebten Mordspieles offenbar den ersten Anlaß gaben.

Das erste Hetztheater in Wien aber war in der Leopoldstadt und schon 1710 stand auf der sogenannten Gaide daselbst, die erst vor Kurzem mit Häusern überbaut wurde, ein plummes rundes Gebäude von Holz, worin man an gewissen Tagen Raubthiere gegen einander kämpfen ließ. Anfangs fand jedoch das Wiener Publikum wenig Gefallen an diesem rohen Schauspieler, vielleicht, wie einige Philanthropen vermuthen, aus Zartgefühl, vielleicht aber auch, und wahrscheinlicher, weil es nur aus Kämpfen, nicht aber aus Zerfleischungen bestand. Denn als der Schauplatz etwa zehn Jahre darauf in das Haus zum schwarzen Adler, ebenfalls in der Leopoldstadt, Laborstraße, verlegt wurde und daselbst die eigentliche grausame Hetze der wilden Thiere durch große Hunde begann, mehrte sich die Theilnahme und der Zuspruch sichtlich.

Hier bestand dieses rohe, aber charakteristische Schauspiel über 30 Jahre, bis endlich ein speculativer Franzose, Namens Defraigne, 1755 das hölzerne großartige Amphitheater in der Weißgerber-Vorstadt erbaute. Nun wurden die

Gezgen regelmäßig und systemmäßiger eingeführt, und erfreuten sich fortwährend solchen Zuspruchs, daß der Ausspruch jenes reisenden Franzosen, der die Geze in Wien das Schauspiel der Nation nannte, höchstens einer qualitativen Übertreibung beschuldigt werden kann und setzt man nur statt Nation — Volk, so klingt die Sache gar nicht so lächerlich, als man es oft finden wollte.

Wie besucht und gewinnreich diese Unternehmung war, mag man aus dem Umstande ermessen, daß nach dem Tode Defraines das von ihm erbaute Gezhaus mit allen dazu ertheilten Freiheiten der damals einzigen Theaterdirektion der Haupt- und Residenzstadt überlassen wurde. — Das Gebäude selbst bestand aus einem vier Stockwerke hohen, runden, unten gemauerten, in den oberen Theilen von Holz aufgeführten Amphitheater, über dessen Eingang sich ein Adler und unterhalb desselben eine Gallerie befand, von welcher man sowohl das Behältniß der Hunde als auch die herankommenden Zuschauer übersehen konnte. Der innere Platz, in welchem die Thiere gehezt wurden, maß im Durchschnitte  $22\frac{1}{2}$  Klafter. Im Mittelpunkte dieses Kampfplatzes war ein mit Wasser gefülltes Bassin, welches während des Schauspiels so lange mit eingefügten Brettern bedeckt blieb, bis man es brauchte, entweder um den von den Hunden verfolgten Bären zur Zufluchtsstätte zu dienen, oder auch um die Hunde und Gezthiere zu baden. Zu beiden Seiten des Bassins standen zwei sieben Klafter hohe Steigbäume mit Sprossen und einer horizontal wohl befestigten Scheibe in der Höhe, worauf sich die Gezknächte bei allfälliger Gefahr vor den wilden Thieren retten konnten. Aber auch die kletterlustigen Bären bestiegen diese Bäume oft, entweder zu gleichem Zwecke oder

um sich daselbst, zur Belustigung des Publikums, mühsam ihren Fraß zu holen.

Gewöhnlich bestand derselbe nach der zarten Weise dieses beliebten Schauspielles in einem lebendigen Thiere, welches der Hezmeister im ersten Stocke an einem Stricke in die Höhe zog und ihnen erst nach längeren Reizen preisgab. Hatten es die Bären endlich gierig erhascht, so würgten sie das Opfer mit Wuth und schleppten es unter dem Gejauchze des Publikums in ihre Behältnisse um es daselbst gemächlich zu verzehren.

Das Amphitheater faßte in drei Gallerien über 3000 Zuschauer; in der Mitte der ersten Gallerie waren zwei geräumige Logen und diesen gegenüber das Orchester angebracht, welches zur Zeit, als die Heze unter der Theaterregie war, aus Blasinstrumenten bestand und den Anfang des Schauspielles, so wie die jedesmalige Entree einer neuen Bestie laut-schallend anzeigte. Im Hofe des Hezhauses waren zwanzig Behältnisse, sogenannte Fallen, angebracht, worin gewöhnlich ein Löwe, ein Tiger, mehre Bären, Wölfe, Wildschweine, Luchse, Füchse und Dachse gehalten wurden. Sechs Ausgänge waren für die größeren Thiere: Ochsen, Hirsche, Pferde &c. bestimmt, ein geräumiger Auslaß war für die Hunde angebracht. Für die Reinhaltung und Nahrung der Thiere sorgte ein Hezverwalter durch sein Personale und er bewohnte deshalb ein an das Amphitheater angebautes Haus, das noch vor Kurzem in seinem ursprünglichen Zustande zu sehen war und den Eingang in die noch heute bestehende Hezgasse in der Weißgerber-Vorstadt bildete.

Das Schauspiel der Heze fand alle Sonn- und Feiertage, die hohen Kirchfesttage ausgenommen, vom März bis zum November, bisweilen aber auch, wenn es irgend die Witte-

rung zuließ, im Winter Statt und sein Anfang fiel nach  
 Verschiedenheit der Jahreszeit zwischen 3 bis 5 Uhr. Es  
 dauerte gewöhnlich eine und eine halbe, manchmal auch zwei  
 Stunden und endete stets vor Anbruch der Nacht. Die Ein-  
 trittspreise waren für die damalige Zeit nichts weniger als  
 mäßig und daß es demungeachtet jedesmal überfüllt war,  
 zeigt von der großen Beliebtheit dieses barbarischen Spektakels.  
 Der Preis für eine Loge war ein Dukaten; die Sperr-  
 sitze, welche an der rechten Seite der ersten Gallerie ange-  
 bracht waren, kosteten einen Gulden zwanzig Kreuzer. Für  
 den Eintritt in die erste Gallerie zur Rechten bezahlte  
 man einen Gulden, zur Linken vierzig Kreuzer, auf die  
 zweite Gallerie zwanzig, auf die dritte zehn Kreuzer. Die  
 letztere wimmelte wie natürlich, von dem gemeinsten Pöbel,  
 dann den edlen Lehrbesessenen des Schlosser- und Schuhma-  
 chergewerbes &c., die sich hier besonders in ihrem Elemente  
 befanden und daselbst Nahrung ihres leider jetzt zu degeneri-  
 ren scheinenden Kernwizes sogen, so hörte man z. B. nach  
 einem glücklichen Kampfe nicht selten das humoristische Ge-  
 brülle: „Bär aufa!“ — Aber es blieb auch nicht einmal  
 stets bei den festgesetzten Preisen, sondern die Herren Direk-  
 toren zeigten sich bei vorkommenden Gelegenheiten als wür-  
 dige Vorgänger heutiger Impresare und bei außerordentli-  
 chen Vorstellungen neuer oder überhaupt namhafter bestiali-  
 scher Celebritäten wurden die Preise stracks erhöht. Wer hin-  
 gegen sein eigenes Schärfslein zu dem allgemeinen Vergnügen  
 lieferte, d. i. Hunde mitbrachte, um sie bei der Hege mit-  
 wirken zu lassen, der hatte freien Eintritt; jedoch, wie bil-  
 lig nur *conditio sine qua non*, daß die Hunde auch wirk-  
 lich angriffen und nicht etwa blos timide Zuseher blieben.  
 In diesem Falle mußte das Entreegeld beim Austritte erlegt

werden und zur Sicherung desselben bleiben die furchtsamen Röder einstweilen als Faustpfand verwahrt.

Die Regiekosten der Heze belaufen sich jährlich circa auf 5000 Gulden und der gewöhnliche Stand des unfreiwilligen Personales war folgender: Ein Löwe, zwei Tiger, zehn Bären, sechs Wölfe, vier Wildschweine, zwei ungarische und zwei Schweizerstiere, zwei Hirsche, einige Füchse, Dachse und Luchse, 73 große Hunde; später kam auch ein Auerochse dazu. Außerdem wurden bei jeder Vorstellung zwei frische ungarische Ochsen von hiesigen Fleischhauern gewählt und gewöhnlich zu Lode gehegt. Am Tage vor einer Vorstellung wurde Nachmittags das Publikum feierlichst dazu folgender Weise eingeladen: Ein Mann in Jägerkleidung, den Hirschfänger an der Seite, durchritt alle Theile der Stadt und der Vorstädte. Ihm voran gingen zwei Trommelschläger, hinter ihm aber drei oder vier, später nur zwei, Hezknechte in gelber kurzer Ledermontur, welche links und rechts die nach Beschaffenheit der Umstände und der Sehenswürdigkeit des Schauspieles schwarz oder roth gedruckte Hezzetteln austheilten, welche sich an Bombast und Ankündigungspuffen: weder von den Feuerwerkszetteln, noch von den neueren Theater- und Concert-Affichen beschämen ließen.

Die meisten dieser Ankündigungen sollen, glaubwürdiger Tradition nach, von dem seiner Zeit berühmten Schriftsteller Rautenstrauch verfaßt worden seyn, welches ihm indessen nicht so sehr zur Unehre, sondern als Beweis dient, wie sehr er es verstand, daß Klimpern zum Handwerke gehöre. Da ich ohnedieß versprochenen Maßen die vollständige Copie eines Hezzettels am Schlusse liefere, so ist nur zu erwähnen, daß es nicht an anziehenden Titeln der verschiedenen Vorstellungen fehlte, so gab es z. B. eine scharfe Heze;

eine blutige — wohl auch sehr blutig Heze; eine Heze auf Mord und Tod; eine schöne Osterheze; ein starker herrlicher Thierkampf; ein Thier-Massacre ohne Gleichen; eine Lustmezelei Sanspareil; einen furchtbaren Tiger- und Löwenkampf u. Auch an zierlichen Metaphern und bildlichen Redefiguren fehlte es nicht, trotz unserer neuen sinnreichen Walzertitel; desgleichen: Der in den Elementen kämpfende Bär; die Donnerkeule des Jupiters; der Esel in der Bataille; das Maibouquet des Raufbären; die Schlittenfahrt im Sommer; der Affe als Parforcejäger; die Meerfage am Bugtische; der gespornte Solofänger u., welches nicht allein auf zeitweilige Gastspiele, sondern auch auf das, oft mit der Heze verbundene Feuerwerk, deutete. War nun endlich der große Tag einer solchen Vorstellung herangekommen, so verkündigte eine schwarz und gelbe Flagge, die mit Tagesanbruch am Steigbaum ausgehangen war, die Dinge, welche da kommen sollten.

Um zwei Uhr Nachmittags begab sich die dazu bestimmte Militärwache in das Hezhaus und bezog ihre Posten. Eine Bande Tambours und, der damals üblichen, Pfeifer besetzte den oben erwähnten Balcon und schmetterte und wirbelte den Ankommenden ihren Willkomm entgegen. Gegen drei Uhr an Sommertagen, sonst wohl vor und um 2 Uhr, strömte die neugierige Menge aus der Stadt und den Vorstädten dem beliebten Spektakel zu und auch an Equipagen und Fuhrwerken aller Art fehlte es nicht, die, nachdem sie ihres Inhaltes sich entledigt, am Glacis aufgestellt wurden. Nach einer kurzen Intrade vom Orchester begann um die bestimmte Stunde der Kampf. Den Anfang machte man gewöhnlich mit einem

starken Dachsen, der jedoch bald der Geschicklichkeit des Hekzmeisters zum Opfer wurde. Vorzugweise wählte man dazu die ungarische Race mit den langen Hörnern.

Obgleich der Dachs den Schauplatz betrat, wurden auf einem Hekzbaume zwei mit Stroh ausgestopfte rothgekleidete Puppen aufgehängt, so daß es schien, als stünden zwei Menschen in einiger Entfernung auf der Arena. Wenn nun der kampflustige Athlet aus seinem Zwinger kam, so waren diese Popanze natürlich sein erstes Augenmerk; er lief, durch die rothe Farbe noch mehr ergrimmt, welche den Wiedererkäuenden von jeher ein Gräucl, auf sie zu und schleuderte sie mit den Hörnern so lange in die Luft, bis er, durch ihr stetes Wiedererscheinen auf derselben Stelle, zu dessen Erklärung es solchem Quadruped an physikalischen Einsichten fehlt, in die höchste Wuth versetzt wurde. Nun ward ein Halbdutzend Hunde auf ihn losgelassen, wozu vorerst einige schüchterne Neulinge gewählt wurden, die sich als angehende Schauspieler des Breterfiebers noch nicht erwehren konnten und nur kläfften und winselten, wodurch der ohnedieß schon halbwüthige Dachs noch toller gemacht wurde. Dann aber erschienen erprobte Gladiatoren dieses Faches, die ihn ernstlich zu packen suchten. Im vermeintlichen Übergewichte seiner Kraft hielt nun der stüßige Dachs seinen Blagegeistern die Hörner dicht am Boden entgegen, ohne daß er, gleich einem schlechten Feldherrn, bedachte, wie er durch die übereilte Entwicklung des Centrums seine beiden Flanken preisgebe. Die klugen Hunde aber wußten sogleich die schwache Seite des grimmigen Feindes zu erspähen, packten ihn bei den Ohren und hielten ihn fest. Nun ertönte der Musik lauter Schall zu Ehren der Sieger und unter lautem Zujuchzen des entzückten Auditoriums gab der bereit stehende Hekzmei-

ster dem Überwundenen den Fang, oder die Hunde führten auf einen Wink denselben in die Coulißen ab.

Außer den Ochsen und Stieren spielten auch die Bären bei den Hetzen eine Hauptrolle; die übrigen präcioseren Thiere aber wurden nur zum Schlusse, oder wenn es eine außerordentliche Produktion gab, zum Kampfe losgelassen. Übrigens wurden diese Thiere nicht nur allein von den Hetzhunden, deren selbst viele zum Opfer fielen oder sehr übel zugerichtet wurden, sondern auch von Menschen und unter einander selbst gehetzt, was zu häufigen und mitunter bedeutenden Wetten unter den Zuschauern in Bezug auf den muthmaßlichen Sieger Anlaß gab.

Die berühmtesten und beliebtesten Hetzmeister waren Beck, Hödel und Stadelmann, welche sich durch Kraft und Kühnheit am Meisten auszeichneten. Unter der Direktion des Letztern wurde aber auf einmal dieser bereits allzusehr in Saft und Blut des Volkes übergangenen vandalischen Belustigung durch einen unerörtert gebliebenen Zufall ein Ende gemacht.

Abends den 1. September 1796 brach nämlich plötzlich im Hetz-Amphitheater Feuer aus, das in dem größtentheils hölzernen Gebäude so schnell und furchtbar um sich griff, daß nicht nur an Löschung des Brandes, sondern auch selbst an die Rettung der darin verwahrten Thiere nicht zu denken war. Unter gräßlichem Geheule kamen daher fast alle Thiere in den Flammen um. Nur der Auerochse hob durch äußerste Kraftanstrengung mit den Hörnern die Thüre seines Behältnisses aus den Angeln und ließ sich, durch das Blutmeer eingeschüchtert, ruhig bei einem benachbarten Fleischer einstellen, von wo er bald darauf in die Menagerie nach Schönbrunn kam und daselbst bis 1809 lebte. Der damals, zur Zeit der französischen In-

vasion, hier anwesende Commissär Marcel de Serres ließ nach dem Tode des seltenen Thieres dessen Haut ausstopfen, das Skelett aufstellen und sandte beide nach Paris, woselbst sie noch heute in den Gallerien des naturhistorischen Museums im Jardin des plantes zu sehen sind. Ein listiger Fuchs aber vergrub sich glücklich in die Erde und schlüpfte nach überstandener Gefahr unbeschädigt wieder hervor. Auch einige Hunde hatten sich gerettet. Der Löwe, ein Tiger, die Wölfe, Wildschweine und andere wilde und zahme Thiere aber vermehrten durch ihr Brüllen und Wüthen die Angst und Gefahr der zur Rettung Herbeigeeilten nicht wenig. Ein Commando Soldaten mußte mit scharfgeladenen Flinten bereit stehen, falls sich eines der wilden Thiere losreißen sollte, es augenblicklich niederzuschießen. Doch wurden sie sämmtlich, wie erwähnt, den Flammen zur Beute und unter den prasselnden und stürzenden Trümmern des Gebäudes begraben. Nach dem Brande wurde das Amphitheater nicht wieder hergestellt und so hatte ein grausames Schauspiel für immer ein Ende, das sich die daran gewohnte Volksmenge nur ungern auf andere Weise hätte nehmen lassen. Der Platz, auf welchem das abgebrannte Gebäude gestanden hatte, wurde hierauf Eigenthum des Kanalsfondes und zum Theile verbaut. Das an dieser Stelle neu erbaute Haus mit dem Schilde „zum schwarzen Köffel“ bildete die Ecke in die noch jetzt bestehende Hezgasse. Durch neue Bauten ist jetzt jede Spur der ehemaligen Gestaltung verschwunden und nur der Name der erwähnten Gasse, welche die Häuser Nr. 42 bis 45, dann 106 enthält, erinnert noch an dieses einst so beliebte Volksschauspiel und dessen Katastrophe.

Der Inhalt des erwähnten Zettels, von dem einst beliebtesten Volksdichter Petinet verfaßt, lautet, wie folgt:

In dem

**E. E. Sez-Amphitheater unter den Weißgärbern**

wird Sonntags den 18ten July 1790

unter einer harmonischen Musik

**Ein grosser prächtiger Thierkampf**

abgehalten werden.

Die beliebten jungen kurländer Bären werden nicht ermangeln vor Anfang des Thierkampfes die hochzuverehrenden Anwesenden durch ihre lächerlichen Grimassen bestmöglichst zu unterhalten, wobey die zwey listigen Affen sich gut verhalten werden, sodann aber wird

**NB. NB. Erstens**

dem Lehrling des Sezmeisters die Fallthüre gezogen, der seiner Leitung vollkommen entspricht und schon verschiedene Proben seines Unterrichts mit Beifall zeigte, so muß er auch heute auf gegebenes Zeichen, weil ihm auf dem Erdboden gar nichts unterkommt, auf dem Gipfel des Steigbaumes seinen aufbewahrten Raub holen, welchen er als eine Belohnung seiner Bemühung in die Falle tragen wird.

**NB. NB. NB. Zweytens.**

**Ein Stierkampf nach spanischer Art.**

Mit Ungestüm erbricht ein äußerst wilder hungarischer Dachs die Stierthore, der in seiner dummen Wildheit den Kampfplatz durchirrt und sich einen Kämpfer aussuchet, dem er die Spitze biethen will, nun stellt er sich in Postur und scharret in die Erde, daß er bereit sei zu kämpfen; der Sezmeister Ferdinand Hödl erscheint unverweilt auf seinem spanischen Rosse, welcher den Wütherich anfangs verfolgt, zuletzt aber ihm sehr geschickt den tödtlichen Lanzenstich beybringt, daß er plötzlich todt zur Erde stürzt.

## Drittens.

Öffnet sich die Falle eines russischen Bären, der sich vornahm aus allen Leibeskräften dem Hundegeschlechte der Herren Hekliebhaber zu widerstehen, und da ihm nicht gelegen ist, mit einem Paare sich zu messen, so ladet er die Bärenbändiger ein und will doch als Überwinder vom Blage treten; sein Vorhaben aber wird vereitelt, indem sie sich wieder ihn verschworen und ihn so lange zerzausen werden, bis der semmelfarbigen Kuppel der k. k. Pachtung beliebt, zwischen ihnen ein Ende zu machen.

## NB. Viertens.

Der artige Luchs will nicht ermangeln seine Kratzfüße bey dem Hundgeschlechte, der alten Gewohnheit nach, in Ausführung zu bringen; unversehens erhält einer seiner Erbfeinde eine derbe Maulschelle, daß ihm der Gusto auf lange Zeit vergeht, mit dem kleinen Ohrfeigen-Lieferanten ein tête à tête zu halten, weil er immer mit blutiger Nase abziehen muß und auf solche Art hat der Liebling des schönen Geschlechts seine Rolle tapfer mitgespielt.

## Fünftens.

Betritt mit Tod verkündigenden Schritten ein sehr böser hungarischer Vollstier den Streitplatz, seine Lage und Stellung ist den Stierfängern sehr gefährlich, weil sie aus Erfahrung schon wissen, daß es ohne Blutvergießen nicht ablaufen kann, so erbiethen sich doch viele Fänger nicht eher vom Blage abzugiehen, bis sie seiner vollkommen Meister geworden; das Vorhaben ist zwar lobenswürdig, allein zu ihrem eigenen Nachtheile werden sie gewahr, daß sie sich als Vorbothen zu viel erfrecht haben und ohne einen Nachtrapp der besten Stierfänger mit ihm nichts ausrichten können.

## NB. NB. Sechstens.

Fährt das brausende Wildschwein (von dem Lainzer-Thiergarten) wie ein Blitz aus ihrer finsternen Höhle dem Kampfplatz zu; keinen Gegenstand, der sich ihrem Gesichtskreise nähert, läßt sie unangetastet; einem trefflichen Soloschweinsfänger in einem Panzer gehüllt, eilt selbes wie ein Pfeil entgegen, ihm die Därme auszulassen; er zeigt darüber seinen lang verbissenen Groll und hält die grobe Sau bey ihren zarten Loosern.

## Siebentens.

Jagt man einen Hauptpoltron von einem siebenbürger Bären aus seiner Falle, dem es heute gar nicht behagen will mit den tapferen Bärenfängern der Herren Hezfreunde zu raufen. Jedoch die sürgeladenen Gasthunde lassen sich nicht abspeisen, nehmen ihn bey dem Schopf und beuteln ihn dergestalt, daß er Respekt vor ihnen haben muß und sich in den Schutz der Kammler von der k. k. Wachtung wirft, um ihn von ferneren Verfolgungen in Sicherheit zu bringen.

## Achters.

Stößt ein wilder hungarischer Doh die Stierthore auf und auf die ausgestopften Strohmannchen zu, sie zu durchbohren. Die armen leblosen Figürchen in Furcht und Angsten wissen nicht was mit ihnen vorgeht, geschwind eilen ein paar tapfere Gasthunde herbey, und befragen ihn, was er mit ihnen vorhaben wolle, keine kündigere Entscheidung konnten sie von einem Dohsen nicht erwarten, als Stoffen und Schlagen, so ist auch kein anderes Mittel übrig, als ihn von einem Sologasthunde abzuführen zu lassen.

## NB. NB. NB. Neuntens.

Öffnet sich das Behältniß des Beherrschers aller Thiere, des überaus großen, sehr mächtigen Riesenlöwens, der, sei-

ner angeborenen Gewohnheit nach sich auf seine faulenmäßigen Pfoten stützet, und den forschenden Blick von dem Seztihore nicht verwendet. Einige der ausgesuchtesten Bärenfänger, welche das Loos getroffen hat, ein Opfer seiner Rache zu werden, stürzen auf ihn los, wollen ihm die Stärke und Macht des Hundereiches erklären, daß viele ihrer Mitbrüder mit Ungeduld harren, mit ihm in nähere Bündniß zu kommen; allein ihr Aussenbleiben verkündigt ihnen Furcht und Schrecken, daß sie ihn gar nicht zu sehen verlangen.

NB. Es ist den 11. July in dem k. Sezampitheater im zweyten Stock ein spinnspeckenes Perspektiv verlohren worden, auf welchem die Worte Doland London gestochen sind; der nähmliche, der es gefunden hat, wird ersucht, gegen eine Rekompens von einem Dukaten in das k. Sezampitheater zu überbringen.

NB. Im k. Sezampitheater sind zwey schwarze, starke, brauchbare Klappen um einen billigen Preis täglich zu verkaufen; Kauflustige können sich allda anfragen.

#### Eintrittspreise.

Eine Loge für zwey Personen . . . . .	1 Dukaten.
Erste Gallerie rechts . . . . .	1 fl. —
mit gesperrten Sitz . . . . .	1 „ 20 fr.
Erste Gallerie links . . . . .	40 fr.
Zweyter Stock . . . . .	20 fr.
Dritter Stock . . . . .	10 fr.

Die Herren Offiziere von der hiesigen Garnison zahlen auf der Gallerie Noble 30 fr.

Die Logen und gesperrten Sitze sind im Sezhaufe im ersten Stocke zu bestellen.

Der Anfang ist mit dem Schlag 5 Uhr.

Dies war eine der gewöhnlichen Sonntags - Fezen, oft wurden aber auch außerordentliche Vorstellungen veranstaltet, wobei Wolfsjagden, Bärenkämpfe u. vorkamen. Endlich fanden von Zeit zu Zeit auch andere Vorstellungen mittelst Uebereinkommen mit der Direktion Statt, welche entweder mit dem Fezschauspiele verbunden waren, oder auch wohl für sich allein bestanden. So zeigte im Jahre 1770 der gymnastische Künstler, oder, wie man sie damals allgemein nannte, englische Reiter Potts mit seiner Gesellschaft im Fezgebäude seine Künste gegen Abgabe des Drittheils seiner Einnahme und in der Folge wiederholten sich ähnliche Productionen mehrmals, die dann auch bald mit dem Fezschauspiele verbunden wurden. Eine ähnliche hatte kurz vor dem Abbrennen des Fezgebäudes, den 16. Mai 1796 Statt, wobei der englische Kunstreiter, Johann Colter, mit seiner Gesellschaft merkwürdige Kunststücke zeigte, deren Pointe die Bataille von Marlborough war, die dem Zettel zu Folge in folgender Vorstellung bestand: „Während Marlborough mit seiner Suite spazieren reitet, kommt ein Trompeter, der den feindlichen Einfall berichtet. Marlborough, dessen Heldenmuth und Tapferkeit schon bekannt sind, rüstet sich allsogleich zum Kriege und eilt zur Schlacht, welche aber zweideutig ausfällt. Hierauf wird zu Fuße und zu Rosß turnirt, wobei Marlborough unglücklicher Weise erlegt wird. Eine allgemeine Verwirrung und Bestürzung erfolgt, Alles trauert, endlich wird er als Held, mit dem größten Pomp, ganz militärisch zur Erde bestattet.“

Am Schlusse dieser Ankündigung war noch folgendes NB.

„Wenn Jemand nach geendigten (Thier-) Kämpfen Belieben trägt, wegen Mangel des Platzes, während der Reiterei auf den Platz selbst zu gehen, so steht es jedem allerdings frey.“

Noch ist zu erwähnen, daß die Ankündigungszettel gewöhnlich roth gedruckt waren und zwei verschiedene Verzierungen am Kopfe hatten. Die erste, bei gewöhnlichen Vorstellungen bestand in einem mit Guirlanden verzierten Holzschnitte, in dessen Mitte in einem Rahmen ein liegender Löwe zu sehen war. Auf jeder Seite saß ein Affe auf einem Postamente. Bei außerordentlichen Vorstellungen lag ebenfalls ein Löwe in der Mitte, den ein Hund mit dem Stachelhalsbande attackirte. Rechts zeigte sich ein großer Affe, links eine Art Hyäne und über der Einfassung ein großer Adler, mit dem Schnabel abwärts langend.

## Die aufgehobenen Klöster in Wien.

### 1. Das Chorfrauenkloster zur Himmelspfortnerin in der Rauhensteingasse.

Schon 1230 wurde von Constantia, der Tochter Bela's III., Königs von Ungarn, die nach dem Tode ihres Vaters, des Königs von Böhmen, Ottokar I., sich nach Wien begab, dieses Kloster gestiftet, um dort mit mehren frommen Jungfrauen, ihren Freundinnen, ein von der Welt abgesondertes, beschauliches Leben zu führen. Als sich jedoch zwischen ihrem Neffen Bela IV. und dem streitbaren Friedrich von Oesterreich der Krieg entzündete, begab sie sich wieder nach Ungarn zurück. Nach ihrer Entfernung lebten die Frauen wohl fortan beisammen, aber theils die Gräuel des großen Zwischenreiches, theils der Mangel an Schutz durch den weltlichen Arm drohte dem frommen Verein die gänzliche Auflösung.

Zur Zeit, als sich König Ottokar II. in Wien befand, sah Meister Gerard, damals Pfarrer bei St. Stephan, die

Bedrängniß des Klosters und dessen nahe Auflösung und schenkte den Frauen sein eigenes Haus und mehre Weingärten unter der Bedingung, daß sie ihr Kloster nicht verlassen sollten. Auch andere Herren und Edle trugen zu deren Unterstützung bei. Den 6. December 1272 erhielt Gertrud, die damalige Oberin, und ihre geistliche Gemeinde, vom Wiener Bürger, Albrecht Pippingen \*) einen an ihr Kloster anstossenden Baugrund. 1296 gab ihnen Meister Dietrich aus Siebenbürgen, Pfarrer zu Polan, das vordere Haus zur Himmelspforte, nachdem ihnen sein Bruder Gerard bereits das rückwärtige geschenkt hatte. 1320 wurde die Königin Agnes von Ungarn, Tochter Kaisers Albrecht I., die zweite Stifterin des Klosters. Ungarische Prämonstratenserinnen mehrten den Kreis der frommen Frauen, die Kirche wurde neu erbaut und 1331 am Sonntag vor Maria Himmelfahrt zu Ehren der heiligen Agnes feierlich eingeweiht. Den Namen zur Himmelspfortnerin aber verdankten Kirche und Kloster folgender schönen Legende, deren uralte Überlieferung im Munde des Volkes ungefähr also lautet:

»Unter den heiligen Frauen des Klosterleins in der Traibottenstraße in Wien \*\*) befand sich einst eine junge bildschöne Nonne. Sie war darin auferzogen und daher mit der Welt und deren eitlen Freuden unbekannt.

Jahre kamen und Jahre vergingen, da übergab ihr die Oberin das Pfortneramt und der Böse, welcher niemals ruht, sann auf arge List, die Braut des Himmels in den Pfuhl der Verdammniß zu stürzen. Einst, als sie, vom Wachen des

\*) Von dieser reichen Bürgerfamilie hieß die Annagasse einst Pippingenstraße.

\*\*) Die Rauhensteingasse hieß früher Traibottenstraße.

Tages ermüdet, gegen ihre Gewohnheit vergaß, das ihr so theure Gnadenbild der heiligen Jungfrau zu besuchen und mit frischen Blumen zu schmücken, senkte sich ein kleiner Schlaf auf ihre Augenlider und unsichtbar schlich der Böse in ihre Zelle und gaukelte ihr einen Traum vor, der ihr alle irdischen Freuden vor die Sinne führte. Sie saß plötzlich unter riesengroßen Bäumen, von zarten Reben umwunden, in einer üppigen Landschaft, von silbergrauen Bergen in weiter Ferne umschlungen, über welche sich des Himmels heiteres, mit Rosenwölkchen besäetes Blau wölbte. Muntere Herden weideten auf dem Grunde blumenreicher Wiesen und ein stolzer Fluß wogte und strömte durch das Land, auf dem sich fröhlich Fischertähne schaukelten. Von seinen blühenden Auen herüber drang die betäubende Würze der Blumen und tausendstimmiger Vogelgesang durchschallte die Luft; die Nachtigal schlug, die Turteltaube gurrte — siehe da erwachte die Nonne mit flammendem Gesichte und vorbei war es mit ihrem Seelenfrieden, ein unwiderstehlicher Hang nach der Welt und ihren Freuden hatte sich ihrer bemächtigt. Verdroffen schlich sie ihrem Berufe nach, das Gebet erstarrte auf ihren Lippen, den ganzen Tag starrte sie trostlos beim Fensterlein und durch das Pförtengitter in den blauen Himmel hinaus, in die ziehenden Wolken und auf die flatternden Vöglein, die, wie sie vermeinte, ihr nachzukommen winkten. Ja sie glaubte, als verstünde sie ihr Zwitschern, welches sie aufzufordern schien, mit ihnen zu fliegen über der Menschen Städte und Länder hin.

Und abermals sank die Nacht auf die Welt und wieder verfolgte sie der Böse mit seinen Träumen. Diesmal dächte sie sich auf einer Garteninsel zu seyn, in einer Rosenlaube, welche Wellen wie von purem Silber umflossen, in die des Vollmonds goldene Scheibe milde, zitternde Lichtstreifen goß.

In den fernen Büschen schlug hell und laut die Nachtigall durch die stille Nacht, nahe an ihr girrte die Turteltaube und als sie sich umsah, streckte ein herrlicher Jüngling Arme der Sehnsucht nach ihr aus — sie erwachte und ging noch viel trüber ihrem Verufe nach. Ihre wunde Brust glühte und wieder zogen die Wolken wie Voten, die kamen und gingen und ohne Aufhören zwischerten die Vögel.

So vergingen Tag und Nacht und sie vergaß zum dritten Male des Gnadenbildes und der Böse schickte wieder seine Träume über sie. Sie sah sich als heißgeliebte Gattin des schönen Jünglings, als frohe Mutter einer munteren Kinderchar und wieder schlug die Nachtigall und die Turteltaube girrte zärtlich. — Plötzlich wach geworden, raffte sie sich vom Lager empor, nahm die Schlüssel der Pforte, und legte sie unter einen Strom von Thränen vor das Gnadenbild, indem sie aus vollem Herzen ausrief: „Himmliche, deine Dienerin hat sich der Welt zugewendet, nimm hin die Schlüssel und bewahre Du Dein Heiligthum!“ — Dann stürzte sie zur Pforte hinaus in die stille Nacht, in die weite Welt.

Sieben Jahre waren verstrichen. Die Sünderin hatte alle Freuden und Leiden der Welt verkostet. Betrogene Liebe riß endlich den Schleier von den verblendeten Augen und drückte ihr alle Stacheln demüthiger Erkenntniß und bitterer Reue über ihr großes Vergehen in das kranke Gemüth. Das Herz brannte ihr vor Sehnsucht in das friedliche Kloster, zu dem Gnadenbilde, dessen sie jeden Tag seit ihrer Flucht mit Schmerzen gedacht, zurückzukehren und daselbst für ihr Vergehen hart zu büßen bis an den Tod.

Und sie ergriff den Pilgerstab und Muschelhut und trat die Reise an, barfuß im härenen Bußgewande. Hundert und hundert Meilen hatte sie zu durchwandern, spitze Steine und

flachelnde Dornen zerfleischten den zarten Fuß, brennender Sonnenstich versengte ihr Antlig.

Nach unsäglicher Mühe und Leiden kam sie endlich zum Kloster in stürmischer, finsterner Nacht, ermattet sank sie auf die Stufen der Pforte nieder und klingelte und, siehe — heraustrat die Mutter aller Gnaden mit dem Jesukinde, von Himmelsglanze umflossen, die Strahlenkrone auf dem Haupte. Sie half der Ermüdeten freundlich auf, aus deren Herzen Demuth und Liebe nie gewichen, und überreichte ihr die Pfortenschlüssel wieder, die ihr das Weltkind vor sieben Jahren zu Füßen gelegt, dann kehrte sie schweigend in ihre Blende zurück. — Die Nonne aber, die sich sehr krank fühlte, berief die Oberin und ihre Mitschwestern zu sich und beichtete öffentlich ihre Vergehen. Das Erstaunen Aller war außerordentlich. Niemand hatte sie während dieser Zeit vermisst. Jede hatte sie täglich gesehen. Die göttliche Jungfrau hatte die ganze Zeit über ihr Amt vertreten und der Pforte gewartet. — Die Nonne erhielt den Ablass und fiel bald darauf in einen festen Schummer, aus dem sie nicht wieder erwachte. Die Oberin aber berichtete das Wunder nach Rom, an den heiligen Vater. Der befahl, das Kloster „zur Himmelspfortnerin“ zu nennen und also wurde es auch fortan geheißten.“

So weit die fromme Legende; wir wenden uns wieder zur Geschichte zurück. Bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts übte das Prämonstratenserstift Geras bei Neß eine Art von geistlicher Hoheit über das Kloster aus. 1491 aber unterwarf Papsf Innocenz VIII. die Nonnen dem Wiener Bisthume und mit Geras blieb nur der geistliche Zusammenhang der gemeinsamen Ordensregeln. Im Jahre 1529 nahmen die Nonnen durch einige Zeit die franken und armen Bürger bei sich auf, die bei Annäherung der Türken aus dem damaligen Bür-

gerspitale vor dem Kärnthnerthore in die Stadt versetzt werden mußten. In der großen Pest von 1586 starben die Nonnen bis auf eine einzige, die in ihre Heimat nach Ungarn floh. Erzherzog Ernst und der Wiener Bischof, Caspar Neubeck führten nun eine neue Colonie Clarisserinnen aus dem Kloster St. Jacob zu Wien hier ein und untergaben beide Klöster Einer Oberin: Dorothea von Puchheim. — Durch den Wiener Bischof und Cardinal Melchior Clesel aber wurden die regulirten Chorfrauen von der Regel St. Augustins daselbst eingeführt. Papst Paul V. erklärte auf Anlangen des Erzherzogs Mathias das nunmehrige Chorfrauenstift für unabhängig von St. Jacob. Sie wählten auch wieder eine eigene Oberin: Barbara Bauhofer, welche das Stift, vorzüglich durch Mitwirkung des Cardinals Clesel, bald wieder in guten Stand setzte. Bis an seinen Tod fuhr Clesel fort, den Himmelspförtnerinnen die größten Wohlthaten zu erzeigen, darum begingen sie auch seinen Todestag alljährlich mit feierlicher Trauer und brannten eine große, reichgeschmückte Kerze auf seinem Grabe. Von dieser Zeit an wurde das Stift wieder von mehren Edlen und Bürgern reich begabt. Es besaß ein Grundbuch über einige Häuser in der Stadt, dann über mehre Häuser in der Ungargasse, Landstraße, unter den Weißgärbern, in Lichtenthal und am Sporkenbühel, welcher Vorstadtgrund von diesen Chorfrauen den Namen Himmelspförtgrund annahm.

Den 28. September 1783 fiel den Himmelspförtnerinnen das Los der Aufhebung. Kirche und Kloster wurden abgebrochen und zu Privatwohnungen verbaut. Sie standen mit der dazu gehörigen Kaverscapelle und den Zuhäusern auf dem Raume, den die jezigen Privathäuser Nr. 921, 927, 930, 931, 948, 949, 950 und 951 in der Rauhenstein-, Ball-

und Himmelfortgasse einnehmen. Die hohe und düstere Hauptfronte mit dem Eingange zur Kirche ging in die Rauhsteingasse, gerade gegenüber dem alten Amts- und Gerichtshause.

Das Innere und Äußere von Kloster und Kirche boten in Hinsicht auf Architectur nichts Besonderes dar. Letztere hatte über der hohen, über das Dach ragenden finsternen Mauer mit kleinem, vorspringenden Eingangsthor nur einen kleinen blechgedeckten Thurm von wahrscheinlich neuerer Bauart als Kirche und Kloster selbst. An Winkeln und Ecken fehlte es nicht. Ein einstöckiges unansehnliches Gebäude zur Rechten der Kirche lief über die Ecke in die Himmelfortgasse fort. Das wunderthätige Gnadenbild, allgemein unter dem Namen der „Hausmutter“ bekannt, wurde nach Aufhebung des Klosters nach St. Stephan übertragen, wo es noch heute in der schönen Eligiuscapelle am äußersten südlichen Theile der Fronte neben dem Riesenthore verehrt wird. Auch besaßen die Klosterfrauen ein schönes, von einer Oberin, Anna Jacobina Gräfin von Duestenberg, gestiftetes heiliges Grab, eine sogenannte heilige Stiege mit vielen eingelegten Reliquien, dann einen, von dem Bischof von Wien, Philipp Friedrich, Grafen von Breuner, errichteten Ölberg.

## 2. Das Frauenkloster zu St. Jacob auf der Hülben.

Dieses alte Gotteshaus und Kloster, dessen Andenken sich in dem Jacoberggäßchen und Jacoberhof bis auf die heutige Zeit erhalten hat, verdankte seine Entstehung einer wunderbaren Begebenheit. Zur Zeit der ersten Babenberge stand auf dieser Stelle, gegen den Wienfluß zu, eine buschreiche Au.

Als einst Leopold VI., der Tapfere (virtuosus) genannt, Sohn Heinrich Jasomirgotts, an den Ufern der Wien wandelte, und den eben durch Wassergüsse im Gebirge angeschwollenen Strom betrachtete, der mancherlei Hausgeräthe, Zeugen der Zerstörung, die seine Fluthen aufwärts angerichtet hatten, daher schwemmte, erblickte er darunter auch ein kleines, 1 Schuh 5 Zoll hohes Standbild des heiligen Apostels Jacob des Größern, das er sogleich aufzufangen befahl und ihm zu Ehren gegen den Stuben zu (f. S. 284) um 1190 eine Capelle bauen ließ.

In der Folge erbaute eine fromme Matrone, Anna Kihlberinn genannt, ein kleines Kloster zu diesem Betkirchlein und von dem Namen derselben scheint sich durch Veränderung im Volksmunde allmählig der Name: »auf der Hülben« gebildet zu haben. Diese Gegend wurde vielleicht Anfangs »bei der Kihlberin,« dann »bei der Kihlben« und endlich mit leicht begreiflicher Ellision bei und auf der Hülben genannt. Wir finden diese Bezeichnung schon um 1300 und sie kommt noch urkundlich bis 1600 vor.

Drei adelige Damen aus Kärnthen: von Kulm, von Rappach und von Paar, hinterließen dieser Stiftung, in Ermanglung von leiblichen Erben, ihr ganzes Vermögen mit der Bestimmung, daß dieses Kloster den Nonnen von der Regel des heiligen Augustins übergeben werden sollte. Auch Leopold der Glorreiche, Sohn des Vorigen, begabte es mit milden Schenkungen und so erfreute sich die Stiftung schon in ihrer ersten Blüthe bedeutender Güter. Mehrmals aber kam sie durch die in älteren Zeiten häufigen und verheerenden Feuersbrünste in Wien zu großem Schaden. So wurde es schon durch den großen Brand 1256 am St. Afsratage (Den 7. August) schwer beschädigt.

Schimmer, Wien 2c.

Ein Schreckenstag für das Kloster aber war der 6. November 1452. Mitten in der Nacht brach ein fürchterliches Ungewitter mit unaufhörlichen Blitzen und Donnerschlägen, Hagel und Sturm aus, so daß die Wiener bei diesem Unwetter zu so ungewohnter Zeit glaubten, der Welt Ende sei vor der Thüre. An mehreren Orten in der Stadt zündete der Blitz und gingen Feuer auf; auch den Thurm von St. Jacob traf ein Wetterstrahl; die Glocken schmolzen, Kirche und Kloster gingen in Flammen auf und eine alte, gebrechliche Klosterfrau, die sich nicht schnell genug retten konnte, ging mitten in dem Convente in den Flammen zu Grunde.

Im Jahre 1627 verheerte abermals ein heftiger Brand Kirche und Kloster, wobei fast alle Kirchenschätze zu Grunde gingen, doch blieb bei allen diesen Unglücksfällen das Schnitzbild des heil. Jacobs unverfehrt und irrig ist die Angabe Hornmayrs, als sei es bei diesem letzten Brande zu Grunde gegangen. Die falsche Angabe beruht auf einer zu flüchtigen Benützung seiner Quelle (Fuhrmanns historische Beschreibung u. d. k. k. Residenzstadt Wien, 2. Theiles 1. Band, XII. Capitel, S. IV. S. 238), worin es ausdrücklich heißt: „Aber ob sie schon hierdurch ihres besten Vermögens und Kirchen Schatzes verlustig geworden, ward doch mehr ermelte Statue des heil. Jacobi bis her o allezeit unverfehrt erhalten.“ Diese Bildsäule war mit einem schwarzen, mit einer Muschel gezierten Hut bedeckt, führte in der rechten Hand einen vergoldeten Pilgerstab, mit der linken Hand hielt sie den Mantel von der rechten Seite in die Höhe. Der Mantel war übergoldet, unten violett, die Tunica roth, die Hefte desselben auf der Brust mit einer Muschel bedeckt. Gewöhnlich wurde sie in der Sacristei sorgfältig aufbewahrt, an hohen Festtagen

aber auf dem Hochaltar ober dem Tabernakel zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Fuhrmann fügt noch ausdrücklich hinzu, daß das ebenfalls hölzerne Postament wegen Vermoderung und Wurmsliche oftmals neu dazu gemacht werden mußte, ohne daß man an der Statue die mindeste Verletzung (bis hero) verspürt, muß sie also nothwendig selbst noch gesehen haben. Freilich weiß man leider nicht, wo dieses Standbild bei der Aufhebung des Klosters hingekommen und darum ist eine solche Lösung des gordischen Knotens freilich am bequemsten.

Außerdem besaß das Kloster auch eine sieben Schuh hohe, aus weißem Steine gehauene Statue der Mutter Gottes mit dem Kinde auf dem linken Arme und einen Scepter in der rechten Hand, welche von hohem Alter gewesen seyn soll und seit 1720 auf dem Hochaltare unter dem Namen der Schutzmutter bei feierlichen Gelegenheiten zur Verehrung aufgestellt war, zum Danke, daß das Kloster bei der 1713 in Wien grassirenden Pest gänzlich verschont blieb.

Ob schon nun die Stiftung durch die erwähnten Unfälle mehrmals hart mitgenommen worden war, so hatte es dennoch reichen Besizthum, bedeutende Grundherrlichkeiten und Burgrechte in der Stadt und den Umgebungen. So war nach alten Urkunden ein Haus, an den Kammerhof stoßend, dem Frauenkloster zu St. Jacob auf der Hülsen dienstbar. 1410 besaß St. Jacob bereits Weingärten am Alseck (in der Gegend von Hernals). 1434 erhielt es durch Herzog Albrecht V. (als Kaiser II.) ein Haus zu Schönleiten und in der Folge wurden die Besizthümer des Stiftes durch fromme Vermächtnisse noch bedeutend vermehrt. Von der Tochter des aus dem dreißigjährigen Kriege wohlbekannten Croatengenerales Isolani, erhielt das Kloster um 1650 auch das Gut Misha zum Geschenke.

Viele Äbtissinnen waren aus dem hohen Adel des Landes, so z. B. aus den Geschlechtern: Wurmbbrand, Scherf-  
 fenberg, Trautmannsdorf, Herberstein, Walterskirchen u. s. w.  
 In der Kirche befanden sich auch viele Grabmäler der edel-  
 sten Geschlechter und gelehrter Männer, so z. B. mehrer aus  
 dem Hause Lamberg; Eva, Gemahlin Hannsens von Kollo-  
 nitsch, der letzte Zweig des einst berühmten Hauses Ulrichskir-  
 chen; Emilie, Tochter des Grafen Franz Thurn, Botschaf-  
 ters in Venedig; der gelehrte Arzt Martin Stainpeis u. a.  
 1783 erging das Los der Aufhebung über das Kloster. Die  
 entweihte Kirche, der Jacoberhof und die übrigen Realitäten  
 wurden verkauft und verbaut, in das bis jetzt noch unverän-  
 derte Klostergebäude und das Zuhaus gegen die Riemer- und  
 Jacobergasse aber wurden das k. k. Stempelamt und die La-  
 bakapaldo, ferner die Staatsgüter-Administration und die  
 orientalische Akademie untergebracht. Die ziemlich ansehnliche  
 Kirche mit einem nicht hohen, blechgedeckten Thurme, befand  
 sich, von der Schulenstraße herab an der rechten Seite des  
 Jacoberhofes, mit der Rückseite hart an die Bastei ange-  
 baut, die letzte Renovation mußte 1700 Statt gehabt ha-  
 ben, welche Jahreszahl auf dem Kirchendache zu sehen war.  
 Rückwärts gegen die Bastei trug dasselbe das doppelte Kreuz  
 zum Zeichen des neuen erzbischöflichen Schutzes. Auf beiden  
 Seiten war das Kirchengebäude durch verschiedene unregel-  
 mäßige kleine Zubauten, von Sacristeien zc. entstellt. Der  
 Eingang von der Schulenstraße in den Jacoberhof war durch  
 eine nicht übel gebaute Pforte abgeschlossen, die bei dem Um-  
 baue cassirt wurde. Etwas aufwärts von der Kirche, rechts,  
 befand sich damals das kaiserliche Posthaus. Von der Kirche  
 links lief eine hohe düstere Klostermauer mit kleinen sparsam

angebrachten Fenstern längs der Bastei fort, an deren Stelle jetzt freundliche Privatgebäude stehen.

### 3. Die Allerheiligen- oder Heiligengeistkirche und das alte Bürgerspital in Wien.

Die Kirche zum heiligen Geist im Bürgerspitale gehörte zu einer uralten, erst 1530 dahin übertragenen Stiftung. Das alte Bürgerspital stand nämlich in früherer Zeit außer dem Kärnthnerthor am linken Ufer der Wien, unweit der steinernen Brücke im Bereiche der sogenannten Kumpflucken, auf derselben Stelle, wo noch vor etwa 15 Jahren eine alte verwitterte Kreuzsäule mit der Jahreszahl 1432 zu sehen war.

Leopold der Glorreiche und sein Kaplan, Meister Gerard von Belm oder Felling, stifteten 1208 dieses Spital mit einer Kirche zum heiligen Geist in der Nähe des noch älteren Gotteshauses zu St. Coloman auf der linken Seite der Brücke. 1268 wurde daselbst die Bruderschaft zur unbesleckten Empfängniß errichtet und in diese, nach den Urkunden: „auf dem sogenannten heiligen Felde (campo santo) zu Wien oder bürgerlichen Spitals-Gottesacker bei St. Coloman“ eingeführte Bruderschaft, der ältesten in Wien, ließen sich die damals in dieser Lucke wohnenden Hauer (Weingärtner) mit ihren Hausfrauen und Kindern, so wie auch Viele aus der Stadt, einverleiben. Später kam auch eine Bruderschaft zu allen Heiligen dazu. Diese Communitäten wurden mit vielen Ablässen begabt und erhielten sich hier durch 261 Jahre im größten Flore.

Das Spital zum heiligen Geist war weitläufig, groß und reich, in demselben wurde eine große Anzahl kranker, armer und alter Leute verpflegt. Es war eigentlich eine Com-

thurci, welcher ein Comthur, so wie der Kirche ein Pfarrer und auch dem Spital ein eigener Seelforger vorstand. Der letzte Pfarrer Gregor Haymerl rühmt in einem Bruderschaftsbüchlein \*), daß diese Anstalt ihres Gleichen nicht in Deutschland gehabt habe. Bei der ersten türkischen Belagerung 1529 aber wurde das ganze Gebäude, wie die Vorstädte überhaupt abgebrannt, ersteres 1532 aber zur größeren Sicherheit der Stadt bei allfälliger abermaliger Feindesgefahr von Grund aus demolirt und der Erde gleich gemacht. Leider existirt keine Abbildung von diesem merkwürdigen Gebäude.

Zu gleicher Zeit wurde das Bürgerspital in die Stadt übertragen und zwar auf dieselbe Stelle, wo vor der ersten Belagerung das Frauenkloster der Clarisserinnen gestanden hatte. Dieses hatte die Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Kaisers Albrecht I. um 1304 gestiftet und reich begabt. Anna, Tochter Friedrichs des Schönen, begab sich nach dem frühzeitigen Tode ihres ersten, dann auch ihres zweiten Gemahles, Königs Ladislaus von Polen und Grafen Johann von Görz, in dieses Kloster, wohin sie große Reichthümer mitbrachte. Zugleich mit ihr nahmen 26 vornehme Damen den Schleier und nach dem Tode der früheren Oberin wurde sie zur Äbtissin gewählt. Auch Katharina, die Tochter Herzogs Albrecht II. legte in diesem Kloster Profeß ab und so gelangte es mit der Zeit zu großem Ansehen und Reichthum, besaß auch liegende Güter und Weinberge. Herzog Rudolph IV. erteilte demselben 1380 die Freiheit, seine eigenen Bauweine im Klosterkeller ohne Entrichtung des Umgeldes auschenken zu dürfen. So nahm auch die Anzahl der Schwestern immer zu

\*) Leitstern der Allerheiligen = Bruderschaft im Bürgerspital, passim. Diplom. Ferd. I. ap. Czerwenka. Prag 1695. S. 346.

und 1450 zählte man deren bereits über 100. Die Aufsicht über Stift und Kirche hatten die Conventualen zum heiligen Kreuz (Minoriten) und genossen deshalb einen beträchtlichen Bezug von dem Einkommen.

Als 1344 die Pest fürchtbar in Wien wüthete und auf dem Gottesacker bei St. Coloman allein 14,000 Leichen begraben wurden, starb zu St. Clara nur eine einzige Nonne während der Zeit und diese im hohen Alter, woher auch das Kloster lange in dem Ruhe stand, die gesündeste Lage in der Stadt zu besitzen. Mit dem Einreißen des Protestantismus in Wien mit Anfang des 16. Jahrhunderts nahm jedoch die Zahl der Nonnen beträchtlich ab und als 1529 die Türken gegen Wien im Anzuge waren, befanden sich nur mehr wenige Ordensfrauen in demselben. Deshalb und weil das Gebäude auch so nahe an der Stadtmauer lag, wurde ihnen aufgetragen, es gänzlich zu räumen und den Soldaten zu Quartieren zu überlassen. Die Nonnen zogen daher ab und begaben sich in ihr Stammkloster nach Judenburg in Steiermark.

Im Klostergebäude wurden nun alle Anstalten zur Gegenwehre gemacht. Auf der Kirche wurde eine Halbschlange, unterm Dache des Klosters ein Falkonet aufgewlanzt; das ganze Gebäude aber mit Soldaten besetzt. Zu gleicher Zeit wurden auch die Spitalleute aus dem Krankenhause zum heiligen Geist an der Wien in die Stadt hereingeschafft und einstweilen im Kloster zur Himmelspforte in der Raubensteinergasse untergebracht. Nach aufgehobener Belagerung verordnete Ferdinand I. auf Anlangen des Wiener Magistrates, daß fürderhin das Kloster zur heil. Clara zum Bürgerospitale bestimmt seyn solle und, obgleich die einstweilen zurückgekehrten Nonnen dagegen protestirten, wurde doch endlich, 1531, ein gütliches Übereinkommen getroffen und die geistlichen Frauen kamen in

das damalige Pilgrimhaus zu St. Anna. Bei der 1541 in Wien fürchtbar wüthenden Pest wurden sie jedoch alle das Opfer dieser Seuche. Kaiser Ferdinand I. aber überließ durch ein Decret vom Jahre 1539 das alte Clarenkloster für immer an das Bürgerspital. Fortan führte die Kirche drei Namen im Munde des Volkes: Zum heil. Geist, wegen der Spitalstiftung; bei Allerheiligen, wegen des Hochaltarblattes, das die Gemeinschaft der Heiligen vorstellte und zu St. Clara, wegen des früher hier bestandenen Stiftes.

1784 wurde durch Kaiser Joseph II. das Bürgerspital nach St. Marx versetzt, die Kirche und das alte Klostergebäude wurden niedergedrückt und das noch heute bestehende weitläufige Bürgerspitalgebäude mit Zinswohnungen erbaut, welches dem Bürgerspitalfonde zugehört. Die hier bestandene Kirche hatte einen sonderbar spitz zulaufenden Thurm und wurde schon 1349 eingeweiht. Mehre Renovationen aber fanden zu verschiedenen Zeiten daran Statt, so gab z. B. ein daran gebautes Sanctuarium mit corinthischen Pilastern von neuerer Bauart Kunde. Ursprünglich befand sich über dem Eingange eine in Marmor gegrabene Inschrift folgenden Inhaltes: *Haec Ecclesia in honorem S. Clarae ab Agnete Imperatoris Friderici Filia exstructa et edificata est.* Sie wurde wahrscheinlich schon bei Versetzung der Nonnen weggenommen, da sich selbst Fuhrmann ihrer nur aus der Überlieferung erinnert; überdies enthält sie einen Irrthum, da Friedrich der Schöne zwar eine Schwester aber keine Tochter des Namens Agnes hatte und Erstere eine Gemahlin des Königs Andreas von Ungarn war. Vielleicht hieß aber die schon früher erwähnte Prinzessin Anna mit ihrem Klosternamen Agnes. Im Kreuzgange des Klostergebäudes war folgende Inschrift auf rothem Marmor zu lesen:

„Als man sechzehn hundert Jar  
 Drey und achtzig geschrieben,  
 Und die ungehlig Türckenschaar,  
 Wurd von Wien abgetrieben.  
 Gar vil von den Leuten seyndt  
 In Grufften da begraben,  
 Welche wider so starcken Feindt  
 Die Stadt verfehctet haben.  
 Weil sie als Christen Helden hier  
 Zeitlichen Todts gestorben,  
 Hat im Himmel ihr Seel dafür  
 Die ewig Kron erworben.  
 Damit sie gleichwol in der Welt  
 Auch immerwährendt leben,  
 Ist dieser Stein hierher gestellt,  
 Ihr Andenken zu geben

Im Jahre 1690.“

#### 4. Das Haus der Büsserinnen zu St. Hieronymus in Wien.

Liebe zur guten Zucht und Aufrechthaltung der reinen Sitten waren schon in frühester Zeit unter den Bürgern Wiens heimisch. Daß es in einer Stadt, welche der Mittelpunkt zwischen dem Norden und Süden, Westen und Osten Europas ist und wo schon vor älteren Zeiten ein Zusammenfluß von Menschen aus allen Gegenden und Reichen Statt hatten, nicht auch an leichtfertigen Frauenzimmern fehlen konnte, ist klar. Viele derselben waren durch Mangel aller Art zu dieser Lebensweise getrieben worden und manche würden sich gerne derselben durch bessere Erkenntniß wieder ent-

zogen haben, wären ihnen irgend Mittel und Wege offen ge-  
standen, ihre ehrliche Nahrung zu finden und der allgemeinen  
Verachtung, die auf ihren Stand lastete, zu entgehen, um  
so mehr, als zu jener Zeit offene Frauenhäuser in Wien ge-  
halten wurden, deren Bewohnerinnen schon den Stämpel der  
Unehre an sich trugen. Da stiftete zuerst Herzog Albrecht III.,  
genannt mit dem Poppe, 1384 ein Klosterlein zu Wien für  
reue Sünderinnen, von welchen Bonstetten in seiner „Hi-  
story des Durchleuchtigsten Hauses Österreich“ also spricht:  
„Dieser Herzog Albrecht hat zu sammt Throniemo ein Closter  
gestiftet den bekerten Freulin und offen Sünderinnen.“

Noch im Jahre 1384 erließ Herzog Albrecht folgenden  
Freiheitsbrief für dieses Büsserinnenhaus:

„Wir Albrecht zc. Bekennen offenleich mit diesem prief  
vnd tun khund allen lewten ewigleich von des haws vnd die  
stift, so in vnser stat ze Wienne hez vnnnd bey newen zeyt-  
ten angevengt ist zu enthaltnisse der armen freyen Frauen,  
die sich vom offenen sundtigen vnleben zu dem allmechtigen  
got puß vnd pezzerung begeben wellent, daz wir durch got  
lauterleich zu demselben haws vnnnd der stift durch daz die  
beleiblich werd gegeben haben vnnnd geben auch von furfleis-  
cher macht mit Ehrafft des gegenwertigen priefs für Vns vnnnd  
all Vnser erben vnd nachkhomen, ewigleich zu haben sollich  
recht, gnab vnd Freyheit, als hiernach geschryben stet: Des  
ersten, daz das egenannt haws da dieselben becherten armen  
Frauen hezund wonend sind oder hienach ze Wienne, vnnnd  
auch alles ir erb ob in das got hienach geb, wo das gelegen  
wurd oder durch got von yenen gegeben wurde, ewigleich ge-  
sorgt vnnnd ledig seyn uon aller stewr, stat stewr, schaz stewr,  
leben, losung Mautten vnnnd zollen, vnd vor aller ander  
vordrung. Item in daselb ir haws sol man ewigleich em-

phaben vnd innemen sollich arm Frawen, die aus dem offen  
 Frawenhawß sich vor iren sunden got zu puffer ergeben wel-  
 lent. Item daz sy oder ir verweser oder verweserin dasselb ir  
 hawß, darynne sye wonen werden nuezen vnnnd nissen mue-  
 gen vnnnd allen iren Frumen darmit schaffen mit recht gotleich  
 arbeit, ausgenommen Weinschendchen, Gastung vnnnd Kauff-  
 manschaft zu treyben, das man daryne nicht phlegen sol.  
 Item daz ir vnnnd irs egenannt hawßes erbs vnd guts zu  
 forderest vnd darnach ain offizial vnnnd der Burgermeister ze  
 Wienne Furmund seyn. Item daz si ain Offizial vnd der Bur-  
 germeister ze Wienne allweg versehen vnnnd versorgen mit ay-  
 nem frumen man zu aynem verweser, wo man denn gehalten  
 mueg, oder ob man denn zu Rhein zeit nicht haben mocht,  
 mit ainer frumen Frawe zu verweserin, wo man dye denne  
 finde. Item denselben verweser oder verweserin sol man auch  
 um ir mue vor ir hab genug tun, die weill vnnnd sy an  
 geitlichkeit beleibent vnd gemainen nutz vnnnd selenhait suchent,  
 wenn daz aber nicht gesched, so sol man sye absetzen vnnnd  
 ain anderes an ir stat geben. Item welche derselben Frawen  
 ainen frumen eleichen man nemen wil, di sol man dazu für-  
 dern vnnnd nicht hindern. Item wer auch also eine nemen wil,  
 aus welcher zech der ist, dem sol nyman khain widersprechung  
 oder jrung daran tun. Vnd sol auch derhalb daz genzlich  
 unengolten beleiben angeuer an seinen rechten an der zech,  
 darynne er ist. Es wer denn daz dieselb heurat vormals, die  
 weill so die Fraw dennoch in suntleichen leben gewesen ist,  
 angetragen vnnndt beredt wer. Item wer die Frawen unpilleuch  
 petrubet oder laidigt in khain weis, den sol man an Leib vnd  
 guet darumb peffern, nach erkantnuß Vnser vnd irs egenan-  
 ten Furmundes. Vnnnd zu ewigen Brkhund vnnnd gezeugnisse  
 diser sache, so geben wier fur vns vnd all' vns erben vnd nach-

khomen den gegenwurtigen prief versigelter mit vnsern groÿen  
fürstleich anhangunden Insigl. Der geben ist ze Wienn am  
Sannd Matthias tag nach Kristes gepurd 2c. I XXX quarto.“

Bald darauf fand die Stiftung noch mehre Wohlthäter,  
worunter besonders die Wiener Bürger und Rathsherrn  
Albrecht Boben, Johann Kronstorfer und Nikolaus Krähho-  
fer zu nennen sind. Durch deren Beiträge wurden schon im  
Jahre 1384 zwei Häuser in der Weihenburg erkaufte, mit der  
urkundlichen Bestimmung: »wo die Frauen ir wonung vnnnd  
Behawfung haben sollen, die aus dem gemeynen freyen leben,  
daz pazz (bass, besser) haizzet vanchnuße (Gefängniß) leibs  
vnd fels denn ain Freyheit, aus ire sundten in ain puzzen-  
des (büßendes) leben getreten habent.“ 1387 begabte die  
Wiener Bürgerin Clara Dietram die Stiftung mit einem  
Hause auf dem Haarmarkt; 1402 der Bürger Niklas der  
Phanzagl mit einem Hause auf der Landstraße; 1415 Anna  
Paulsuf mit einem Garten in der Rosau, den die Büßerin-  
nen lange benützten; 1437 der Kaufmann Simon Potel mit  
einem Hause in der Singerstraße, das rückwärts an das Haus  
der Büßerinnen stieß, mit demselben vereinigt wurde und  
wahrscheinlich jener Theil des Gebäudes ist, in welchem sich  
gegenwärtig die k. k. Staatsdruckerei befindet. 1455 aber  
wurde die Stiftung durch den Bürgermeister Conrad der  
Hölzler bedeutend begabt, wodurch auch die vorige Capelle  
zu St. Hieronymus in eine Kirche mit sieben Altären um-  
gewandelt, das Klostergebäude vergrößert und ein eigenes  
»Pfarrhöfel« erbaut wurde. Auch wurde die Stiftung  
durch mehre nachfolgende Regenten mit bedeutenden Frei-  
heiten begabt, so z. B. durch das Beholzungsrecht von  
König Ladislaus, von seinen Nachfolgern erneuert; durch  
das Salzgeschenk Kaisers Friedrich III., der auch 1480

alle übrigen Freiheiten erneuerte und durch mehre Gaben und Verleihungen der Kaiser Maximilian I. und Ferdinand I., wodurch allgemach ihr lehenbares Gut in freies Eigenthum überging. Die Frauen des Stiftes nannte man im gemeinen Leben Klosterfrauen der heil. Magdalena, welche aber wohl von den eigentlichen Nonnen des Frauenklosters zu St. Magdalena vor dem Schottenthore zu unterscheiden sind. Sie hatten übrigens ihren eigenen Pfarrherrn, ihre Beichtväter, Messeleser und eine Anzahl Priester, die in dem nahegelegenen Pfarrhose wohnten. Aeneas Sylvius, der nachmalige Papsst Pius II., spricht sich in seinem bekannten Bericht über Wien also über diese Stiftung aus: „Es befindet sich auch allda ein Kloster zu St. Hieronymus genannt, in welches leichtfertige aber bekehrte Frauen aufgenommen werden, welche Tag und Nacht Lob- und Bußgesänge in deutscher Sprache absingen. Sofern eine von denselben wieder in einem sündlichen Rückfall betreten werden sollte, wird sie in die Donau gestürzt und ertränkt \*). Allein sie führen ein züchtiges und heiliges Leben und selten hört man etwas Übles von ihnen.“ — Auch hatten sich die Büsserinnen vieler Gnaden des päpstlichen Stuhles zu erfreuen und namentlich wurden sie von Bonifaz IX., Martin V., Nikolaus V. und Johann XXII. in besonderen Schutz genommen. Alle Donnerstage hielten sie eine öffentliche Prozeßion mit dem hochwürdigen Gute, wobei sich viele Andächtige einfanden. Leider ist sonst wenig über die innere Organisation des Hauses in den vorhandenen Urkunden zu finden und von den Vorsteherinnen sind uns nur eine Schwe-

\*) Nach dem Wiener Criminalrechte zu dieser Zeit war das Ersäufen überhaupt die ausschließende Todesstrafe für das weibliche Geschlecht, kam also nicht etwa als besondere Strafe bei diesen Revertentinnen in Anwendung.

ster Dorothea um 1504 und die letzte derselben, von welcher bald die Rede seyn wird, bekannt.

Besondere Unfälle und mißliche Verhältnisse aller Art führten schon in der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Abnahme und endliche Auflösung dieser Stiftung herbei. Schon im Jahre 1486 zerstörte ein heftiger Brand alle Häuser dieser Gegend und nur das Kloster blieb allein unversehrt. Bei der großen Feuerbrunst den 18. Juli 1525, welche beinahe die halbe Stadt verzehrte, wurden aber auch Kirche und Kloster zu St. Hieronymus den Flammen zum Raube.

Nach diesem Unfall stand das Haus der Büsserinnen lange Zeit ohne Dach und unbewohnt; die Bewohnerinnen wurden in andere Häuser untergebracht und verminderten sich allmählig, theils durch den Mangel an strenger Clausur, theils auch wohl durch die um diese Zeit in Wien um sich greifende Reformation. Fortan mangelte es auch an wohlthätigen Zuflüssen, besonders da die türkische Invasion 1529 alle Geldkräfte der Behörden und der Bürger in Anspruch genommen hatte und so löste sich diese fromme Stiftung endlich von selbst auf, um so mehr, da der eigentliche Zweck dieser ehemals so verdienstlichen Anstalt nicht mehr existirte, indem die bisher häufig in Wien bestandenen offenen Frauenhäuser durch die Polizei-Ordnungen Ferdinand I. aufgehoben wurden. Die letzte Vorsteherin hieß Juliana Kleeberger, außer welcher im Jahre 1543 nur mehr acht Frauen vorhanden waren. Die letzte auf diese Stiftung bezügliche Urkunde findet sich in einem Visitationebuche mit folgender Stelle: »Meisterin Juliana Kleeberger verkhaufft mit wissen und willen Wolffgangen Mangolt als des Closters von Burgermeister und Rat sürgersezter Vater ein Zeuch Weingartten, genannt der Zeiselpüchel, gelegen am Rußberg zur Bezalung der schulden des

hauses um 250 fl.“ — Nächst der Sakristei der Kirche aber befand sich vormals ein seit längerer Zeit verschwundener Grabstein mit der Inschrift in lateinischer Sprache: „Hier liegt begraben die ehrwürdige Frau Juliana Kleebergerin, Oberin (Superior) bei St. Hieronymus, welche gestorben ist am St. Sebastianitag im Jahre 1553. Der Gott gnädig sei. Amen.“ Schon 1540 aber heißt es in einem Kommissionsbericht: „Nachdem die Püßerin nunmehr gar abgestorben seyndt, sol von dem Einhofen des Hauses eine Zucht = Schuell für ain Anzall junger Maidl, die hiesige Bürgerstöchter seyn, erricht werden“ und es wurde auch eine eigene Instruktion für diese „Junkhfrauen-Zucht-Schuell“ abgefaßt, unter welchen Namen eine Art Pensions- und Lehr-Institut für Bürgermädchen zu verstehen ist. Dasselbe erhielt auch von mehren Seiten bedeutende Zuflüsse, konnte aber demungeachtet nicht lange bestehen, indem urkundlich Kirche und die übrigen Gebäude schon 1589 den früher bei St. Theobald auf der Laimgrube bestandenen Franziskanern übergeben wurden welche dieselbe noch heute inne haben. Die jetzt bestehende Kirche wurde 1603 — 1611 neu erbaut und mit der früheren kleinen Hieronymuskirche vereinigt, von welcher letzterer sowohl die Außenseite gegen die Weiburggasse noch deutliche Spuren zeigt, als auch deren alterthümliche, ziegelgedeckte Glockenthürme zu beiden Seiten der Kirche noch heute zu sehen sind. Die sonderbaren ringförmigen Eindrücke und quadratförmigen Fensterchen an dem Klostergebäude scheinen ebenfalls aus früherer Zeit herzurühren. Bei Gelegenheit des neuen Baues wurden auch mehre Häuser vor der Kirche weggebrochen, welche früher enge, winklige und düstere Durchgänge bildeten und erst dadurch wurde der jetzige Franziskanerplatz geschaffen.

## 5. Kirche und Kloster der Minoriten in der Stadt.

Die Stiftung des Minoritenklosters ist eine der ältesten in Wien. Schon Herzog Leopold der Glorreiche aus dem Hause Babenberg berief 1224 einige Mitglieder aus dem Orden des zu jener Zeit noch lebenden heiligen Franz von Assisi (Seraphicus), bekannt unter dem Namen der minderen Brüder (Minores) nach Wien und erbaute ihnen ein kleines Convent sammt einem Kirchlein zum heiligen Kreuze. 1251 wurde es durch den Bischof Berthold von Passau eingeweiht. Die ersten der aus Italien berufenen Religiosen waren: Pater Johann de Plano, nachmals General-Commissär dieses Ordens in Österreich, Ungarn und Böhmen, auch Custode über Deutschland; P. Albert von Vifa, Martin von Mailand und Jakob von Larvis und weil sie aus Italien hieher gekommen waren, so erhielt die Kirche schon damals den Namen: Welsche Kirche, welcher fortan im Munde des Volkes gebräuchlich wurde und also nicht allein von ihrer Bestimmung in viel späterer Zeit sich herschreibt.

Anfänglich lagen die Gebäude des Klosters und der Kirche in der offenen Vorstadt, da aber schon Herzog Leopold die Vorstädte von dieser Seite mit Mauern und Thürmen umgeben und befestigen ließ, so kamen sie bald in der geschlossenen Vorstadt zu liegen. 1275 wurden durch eine verheerende Feuerbrunst Kloster und Kirche mit dem größten Theile der Stadt in Schutt gelegt. König Ottokar von Böhmen jedoch, der damals auch über Österreich herrschte und sich während seiner kurzen Regierung die Vergrößerung und Verschönerung von Wien sehr angelegen seyn ließ, baute das Kloster wieder besser und geräumiger auf und begann auch

den Bau einer neuen großen Kirche zum heiligen Kreuz und zwar der noch heute bestehenden, die unmittelbar an der Seite jener alten zu stehen kam. Auch die frühere Kirche wurde durch die Mildthätigkeit des damaligen österreichischen Landmarschalls, Dietrich von Billersdorf wieder in größerem Maßstabe hergestellt, doch, da der Bau der großen Kirche schon weit vorgerückt war, so wurde die kleinere nunmehr zu Ehren der heiligen Katharina eingeweiht und mit dem sogenannten kaiserlichen Spital verbunden, welche Verbindung bis auf die neuere Zeit bestand. Nach dem Tode des Königs Ottokar auf dem Schlachtfelde gerieth der Bau der großen Kirche ins Stocken, wurde jedoch wieder durch die Gemahlin Herzogs Rudolph III., designirtem König von Böhmen, der französischen Prinzessin Blanca fortgeführt und auch in ihrem Testamente 1000 Pfund zu dem vollständigen Ausbaue bestimmt. Die letzte Hand wurde von der Gemahlin Friedrich des Schönen, Elisabeth, Prinzessin von Aragonien, an den Bau gelegt und derselbe um 1325 vollendet und zu Ehren des heil. Kreuzes eingeweiht. Beide Prinzessinnen und Stifterinnen erhielten auch ihre Grabstätten in der Kirche und zwar Blanca in dem alten Chore, Elisabeth aber vor dem Altare des heil. Ludwigs, der in der Folge dem heil. Erzengel Michael geweiht wurde, in einem erhobenen Grabe aus italienischem Porphyr. Das Nähere über diese Grabstätten in der Folge.

Die Kirche hatte schon über zwanzig Jahre den Namen zum heiligen Kreuz, als sie 1350 auch in den Besitz eines großen wunderthätigen Kreuzes kam, von welchem die Legende Folgendes erzählt: „Um die Zeit vor Kreuzerfindung in dem genannten Jahre kam ein großes Kreuz mit dem darauf gemalten Bildnisse des gekreuzigten Erlösers auf der Donau Schimmer, Wien 1c.

stromaufwärts geschwommen und setzte sich an deren Ufer in der Hofau, unweit des Gasthauses zum goldenen Lamm also fest, daß es durch keine menschliche Mühe und Fleiß aus dem Wasser konnte gezogen werden. Es wurde daher eine feierliche Prozession, welcher die ganze Clerisei und eine unermessliche Volksmenge beizuhnte, dahin abgeordnet und das bisher unbewegliche Kreuz wurde von einem Conventualen des Minoriten = Ordens mittelst seines ausgeworfenen Ordensgürtels ohne Mühe aus der Donau gezogen und in die Hauptkirche zu St. Stephan gebracht, woselbst es zur Verehrung aufgestellt wurde. Aber schon am folgenden Morgen, so erzählt die Legende weiter, wurde dieses Kreuz, ohne Zuthun einer lebenden Person, in der Minoritenkirche gefunden. Dasselbst wurde es nun an dem Hochaltare zur Verehrung aufgerichtet, wo es, wie in der Folge näher erörtert werden wird, bis 1569 blieb. Allem Anscheine nach war dieses Crucifix byzantinische Arbeit, welches man aus der Figur des Kreuzes, der Vergoldung und Malerei, den Fußschemel und der vier Nägel entnehmen zu müssen glaubte und man hegte daher die allgemeine Meinung, daß es aus Thracien oder Bulgarien auf so wunderbarliche Weise nach Wien gekommen. Die Länge dieses Kreuzes war 22 Wiener Schuh, die Breite des Querholzes 14 Schuh 6 Zoll. Nebst dem Bildnisse des gekreuzigten Heilandes waren an den äußeren Theilen des Querholzes die Figuren Mariens und Johannes zu sehen. Ober der Inschrift waren in den länglich viereckigen Abtheilungen und im runden Aufsatz die Malereien nicht mehr erkennbar. Außer dem braunen Kreuzesstamm, dann dem Zwerchholze, dem Schemel und der Figuren war alles übrige Holzwerk mit feinem Golde überzogen.

In früherer Zeit standen die Minoriten in solchem An-

sehen in Wien, daß man ihre Vorstände bei den wichtigsten Handlungen als Zeugen berief und König Ottokar aus ihrer Mitte seine Beichtväter wählte. Auch erlangten zu jener Zeit drei Mitglieder ihres Ordens durch Gelehrsamkeit und Feuereifer die bischöfliche Würde, nämlich zu Lübeck, zu Chiemesee und zu Passau. 1277 wurde im Minoritenkloster jene Versammlung der Fürsten und Herren des Reiches gehalten, in welcher Rudolph von Habsburg zuvörderst die geistlichen Lehen in Österreich und Steiermark und sofort auch seinen Söhnen den künftigen Besitz dieser Länder erwarb. Auch wurde 1278 der Leichnam des gewaltigen Ottokars hier bis zu dessen Abführung nach Prag beigefetzt und Herz und Eingeweide desselben in der damaligen kleinen Kreuz-, späteren Katharinenkirche bestattet. Unter Friedrich dem Schönen hieß der Vater Ghibotto lector notabilis und Vater Martin von Krems wurde durch ganz Deutschland lector solemnissimus genannt.

Noch ist eine wunderbare Sage zu erwähnen, welche in alten Chronisten vorkommt und welche ich daher auch mit eigenen Worten eines derselben wieder geben will. „Anno 1348 hat sich allhier ein schrecklicher Zufall mit einem unwürdigen Communicanten zugetragen, so in einem Tage siebenmal das hochwürdige Gut freventlich empfangen, darauff des gähen Tods verfahren, allda begraben und folgende Nacht vom bösen Geist durch die Kirch-Mauer durch und davon geführt worden, wovon zu stetswährender Gedechtnuß das abschœuliche Loch noch vorhanden. Diese Geschichte ist in Saeculo Quinto der hiesigen P. P. Minoriten bei A. R. P. Matthæo in Latein zu lesen. Und sollcher Erzählung ganz gleichförmig, ist im Creuzgang nächst der Kloster-Porten auf der Maur in Fresco hiervon das Gemählde zu sehen, und die ganze Begebenheit im Teutschen folgendes zu lesen:

Renovirte Abbildung eines unwürdigen Communicanten.

Es ist mit allen Schriften bewiesen und bezeuget, daß einer auß Verachtung des Gebotts der Christlichen Kirchen in einem Tag das Hochwürdige Sacrament, welches er 7 Jahre zu empfangen unterlassen, 7 mahl genohmen. Darauff er allsobald mit gähem Tod verschieden und sein Leib an diesem Ort begraben worden, welchen folgende Nacht der Teuffel, als er den Sacristian gerufft, nach aufgethanen Grab heraußgerissen und zerschmettert, aus welches Mund 7 Hostien gefallen, den Leib mit sich hinweggeföhret und zu einem Zeichen das Loch, so in dieser Mauer zu sehen ist, verlassen.

Nun gedenk o Mensch, siehe! und gehe fort. Anno 1348, dessen Antiquität ist in dieser Kirche zu sehen.

Auch theilet P. Barnabas Strasser aus dem Kloster Archiv schriftlich Folgendes mit: Die Reliquien und den Staub von denen Hostien, die bis außs Jahr 1619 im wienerischen Convent aufbehalten worden, hat der um solche Zeit dieses Convents Guardian, hernach General = Minister und Bischoff zu Vitect Michael Messeratti mit andern H. H. Reliquien nach Bononien übertragen.

Diemeil aber zwei Löcher daselbst vorhanden, so meldet die vor angezogene Innschrift nur von dem jenigen, so sich nächst diesem Fresco Gemälde innerhalb der Porten, an der Kloster = Maur befindet, welches aber nicht durch und durch gehet. Das andere Loch befindet sich gegenüber an der Kirch = Maur durch und durch, ist in der Kirchen mit der schmerzhaften Mutter Gottes neuen Altar und im Kreuzgang am Winkel eines Pfeilers mit einem Bild bedeckt. Unweit davon ist oberhalb der Kirchenthür, in Kreuzgang hinein, eben diese Geschichte, dem Gemälde nächst der Porten

gleich, abcopirt, zu sehen, dessen Aufschrift aber, sogar glaublich mit der vorigen fast einerley, hat man Aelters halber von unten hinauff nicht lesen können. Dieses allein ist auf einem unten daran gehafften Täsele gar leslich: Diese Antiquität und entsetzliche Geschichte, welche sich mit einem, so unwürdig in diesem Gottes-Haus das Heyl. Sacrament des Altars empfangen, zugetragen, ist in dem Creutzgang des Klosters klärer abzunehmen.“

So weit unser Chronist und nun zur weiteren Geschichte dieser frommen Stiftung. Die in der Mitte des 16. Jahrhunderts auch in Wien und Österreich um sich greifende Reformation brachte besonders über dieses Gotteshaus viel Mißgeschick. In Folge des durch Kaiser Maximilian II. erlassenen Edictes der freien Religionsübung wurde die Kirche zum heiligen Kreuze den protestantischen Prädicanten eingeräumt, welche schon vorher das Bethaus im Landhause erlangt hatten und ihre Prediger, vorzüglich ein Dr. Dpit, erbitterten die Gemüther durch heftige Reden unaufhörlich. Der Prediger Friedrich Mausser hatte schon 1560, auf den Beistand einiger mächtiger Landherren gestützt, sich mit Weib und Kind und seinen Gefährten mit Gewalt in das Kloster eingedrängt, die Clausur gebrochen, das Kreuz vom Hochaltare genommen und an die Seitenwand befestigt, die Altäre ihrer Zierde, alles Aufputzes beraubt und die Minoriten also bedrängt, daß sie von 150 bis auf 7 zusammenschmolzen und ihnen kaum erlaubt wurde, in der St. Katharinenkapelle ihren Gottesdienst zu üben. So währte es bis nach der Schlacht am weißen Berge 1620, wo durch Ferdinand II. eine strenge Gegenreformation eintrat. Die Prädicanten wurden nun aus Wien und ganz Österreich vertrieben, die Kirche zum heil. Kreuz wurde den Minoriten wieder zugestellt und der berühmte Prediger

Barnabas Prätorius trat daselbst unter ungemeinem Zufließen der gläubigen Menge auf. Auch gewannen Kirche und Kloster durch Beihilfe mehrerer Großen, besonders der Grafen Dietrichstein und Puchhaim bald wieder das vorige, ja ein schöneres Ansehen. Die Andachten wurden vermehrt, besonders durch die neu eingeführte Kreuz-Bruderschaft, welche auch 1628 zuerst in Prozeßion nach Maria-Zell wallfahrte. Auch führten die Mitglieder derselben nach dem schwarzen Sonntag (Judica) eine große zahlreiche Bußprozeßion durch alle Gassen und Straßen von Wien ein, die jedoch, dabei eingerissener Mißbräuche wegen, 1674 durch den Wiener Bischof, Wilberich Freiherrn zu Waltersdorf, wieder abgestellt wurde.

Den 9. November 1664 betraf diese Kirche das Unglück, daß sechs große silberne Lampen, silberne Opfer und andere Zierden von den Altären des heil. Kreuzes und des heil. Anton's von Padua entwendet wurden und trotz allen Nachforschungen nicht mehr zum Vorschein kamen. 1683 erlitten Kirche und Kloster großen Schaden durch die türkische Belagerung, da die Feinde von dieser Seite die wüthendsten Anfälle machten. Der Kirchturm wurde bei dieser Gelegenheit zusammengeschossen und die Glocken gingen dabei zu Grunde. Nach aufgehobener Belagerung wurden jedoch beide wieder hergestellt. 1697 ließ die Gräfin Margaretha von Abensberg-Traun in dieser Kirche eine sogenannte heilige Stiege bauen, welche jener im Pilatus-Hause zu Jerusalem nachgebildet war und welche die Gläubigen nur knieend erklimmen. Zwei Seitenstiegen waren jedoch zum Herabgehen angebracht. 1748 wurde das bereits sehr haufällige Kloster vorzüglich durch die Unterstützung der Kaiserin Maria Theresia, wieder in vollkommene

nen Stand hergestellt und zum Theile neu erbaut. Bei dieser Gelegenheit wurden verschiedene römische Alterthümer, z. B. Grablampen, Lacrymatorien, Aschenkrüge ic. ausgegraben, auch wurde in den tiefsten Fundamenten ein Menschenkopf gefunden, um welchen rund herum sieben Hundsköpfe lagen, als ein Beweis der uralten Sitte, mit zu verbrennen oder zu begraben, was dem Verbliebenen im Leben das Liebste gewesen war.

In der Kirche waren drei Bruderschaften eingeführt, 1. des allerheiligsten Kreuzes, von welcher schon früher die Rede war; 2. des heil. Franz von Assisi, welche schon 1587 der Erzbruderschaft zu Assisi einverleibt wurde; 3. des heil. Anton's von Padua, 1652 eingeführt. Außerdem war hier seit alter Zeit der sogenannte dritte Orden des heil. Franciskus, der Büsser-Orden genannt, eingeführt, welcher von dem Heiligen selbst für Männer und Frauen errichtet wurde. Zur Katharinen-Kirche war schon 1543 von dem Spanier Diego von Sarava ein kleines Spital für 12 Männer und Weiber gestiftet worden, welches auch, weil Leopold Weinberger, ein Hauer oder Weingärtner aus Grinzing, 4000 fl. dazu beitrug, das Hauer Spital genannt wurde. Ferdinand I. vergrößerte die Stiftung auf 20 Männer und Frauen und ernannte es zum Hospital, woher es in der Folge, da es unter kaiserlichen Schutz zu stehen kam, das kaiserliche Spital zur heil. Barmherzigkeit genannt wurde. Kaiserin Anna dessen Gemahlin vermehrte es weiter auf 40 Männer, 40 Weiber und 20 Mädchen, welche die Schule dieser Stiftung besuchten und schenkte zum Unterhalte derselben die Herrschaft Wolkersdorf, sammt einigen andern Dorfschaften. 1551 wurde das Spitalgebäude vergrößert und die Kirche zu St. Katharina zur Spitalkirche bestimmt. Die Conventualen zum heil. Kreuz aber

wurden für diese Abtretung durch das Bergrecht zu Perchtoldsdorf entschädigt. 1758 aber wurde das Spital auf den Rennweg versetzt und die Katharinenkirche wieder den Minoriten übergeben.

Die große Kirche und das Klostergebäude enthielten viele ausgezeichnete und merkwürdige Grabstätten, so vor Allem jene der Stifterin Blanca. Dieselbe bestand aus einem großen marmornen Sarkophage, auf welchem die Prinzessin in Nonnentracht ruhte, ihr zur Seite ihr zartes Söhnlein, welches bald nach der Geburt, vielleicht zugleich mit der Mutter verblieb. An den vier Ecken des Sarges sah man eben so viele Genien, unten am Fußgestelle in erhobener Arbeit eine Reihe von Mönchen, welche durch Geberden und Stellung Trauer und Klage um die frühverbliebene Stifterin ausdrückten. Leider bewahrt uns dieses Denkmal, wahrscheinlich das älteste Wiens, nur mehr die mangelhafte Abbildung in Hergotts *Taphographia principum Austriae*, da es bei dem neuen Baue 1783 spurlos verschwand und seitdem leider nicht wieder aufgefunden werden konnte. Außer dieser und der ebenfalls bereits erwähnten Fürstin Elisabeth, Gemahlin Friedrich des Schönen, ruhten hier auch Margaretha Maultasch; Agnes, Leopold des Glorreichen Urenkelin, Tochter Gertruds und Hermanns von Baden (s. I. Bd., S. 37) und Gemahlin Ulrichs, des letzten Herzogs von Kärnthen aus dem Hause Ortenburg; Albrecht, Bischof zu Regensburg (gestorb. 1264); mehre Grafen von Schaumburg und Sternberg; Marschall Dietrich von Willersdorf, viele Herren und Frauen von Liechtenstein, Buchhaim, Hackelberg, Kranichberg, Lamberg u., dann viele Glieder von reichen Bürgerfamilien, z. B. von Tyrna, Breitenfelder, Wirsing, Würfel, Kronast u. A. Das Kloster besaß auch einen bedeutenden

den Reliquienschatz, worunter mehre Leiber und Reliquien von Märtyrern, ein Partikel vom heil. Kreuz, vom Kleid Mariens, dann im Archive den Gürtel des heil. Joseph, der einen wunderbaren Geruch von sich gegeben haben soll ic.

Der Bücherschatz der Minoriten galt immer für einen der vorzüglicheren Wiens. Unter Karl VI. begann P. Alexander Giesel, ein verdienter Tonkünstler, ein wahrhaft sehenswerthes Museum anzulegen, das aus einer schönen Sammlung römischer Alterthümer bestand, wovon Verschiedenes in Wien und dessen Umgebungen gefunden wurde, Einiges aber auch aus Ägypten und Herkulanum war. Ferner befanden sich daselbst eine reiche Sammlung von Mineralien, Versteinerungen, Conchylien und zoologischen Gegenständen, dann vortreffliche Arbeiten aus Elfenbein, Wachs, Holz, Perlmutter, Stein, Erz, Krytall, Steinbock- und Gamsenhörnern, mehre schöne Gemälde altdeutscher Schule, besonders Dürer und Kranach, endlich mathematische, geometrische und optische Instrumente, Edelsteine und Holzgattungen, Münzen, Medaillen und mehre höchst seltene Mißgeburten. Dieser ganze Schatz wurde jedoch in der Folge in den mehrfachen Bedrängnissen des Klosters verkauft und es ist fast nichts mehr davon übrig, als die beiden herrlichen Globen, von Coronelli gezeichnet und von Tobias Eder vollendet.

1783 wurden die Minoriten in die Kirche und das Kloster der kurz vorher aufgehobenen Trinitarier, oder sogenannten Weißspanier in der Alsergasse übersezt. Das Klostergebäude wurde zum Sitze der k. k. n. öster. Regierung bestimmt. Die Katharinenkirche wurde abgebrochen, die große Kirche aber der in Wien befindlichen italienischen Gemeinde eingeräumt und von nun an zu Maria Schnee genannt, welche Vorstellung auch das neue Altarblatt, von Unterberger gemalt, enthält.

Das große, Seite 401 erwähnte Kreuz aber wurde in die Klosterkirche desselben Ordens zu Wimpassing übersezt.

Bei dieser Gelegenheit fanden mehre Umbauten und Restaurationen im Kloster und Kirche Statt, die wohl zu den übereiltesten und profanirendsten dieser Art gezählt werden müssen, denn nicht nur gingen dadurch die meisten Grabdenkmale, unter andern auch leider jenes merkwürdige der Stifterin Blanca zu Grunde, sondern auch der altherwürdige Bau wurde dadurch so ziemlich entstellt. Freilich belehrt uns schon der äußere Anblick und die ganz von der altherkömmlichen Gestalt gothischer Kirchen abweichende Grundform, daß diese Kirche nie vollkommen nach dem ersten Plane ausgebaut wurde. Sie hat nämlich weder die gewöhnliche Kreuzform, noch die Abtheilung in Schiff und Chor, weder Thurm noch Sacrarium an der rechten Stelle. Wenn man die früheren Grundrisse und Ansichten (deren eine vortreffliche in Pessel's Werk) betrachtet, so stieß unmittelbar an die jezige Kirche rechts ein langer und hoher, vorn achtseitig geschlossener Chor mit einer großen und breiten Treppe. An die linke oder nördliche Abseite war eine ebenfalls fünfseitige Altarvorlage angebaut, die von Außen noch sichtbar ist. Der ganze hohe Chor der südlichen Seite ging jedoch bei der Erneuerung oder vielmehr Profanation der Kirche 1784 verloren und eine hohe, fahle Wand schließt nun hier die Kirche, wo der Anfang des alten Chores war.

Höchst sonderbar ist die Einrichtung, daß, gegen alle sonstige Gewohnheit, mitten zwischen den eben beschriebenen Theilen der mehreckige Thurm aufsteigt, der noch dem älteren Baue anzugehören scheint und ebenfalls in neuerer Zeit durch, vielleicht nothwendige, Abtragung des oberen Theiles, viel unansehnlicher geworden ist. Nur die Haupt-

fronte gegen Westen verdient noch von Außen hohe Würdigung. Zwar schmuckloser als die Dome und Münster der besten Zeit der deutschen Baukunst, ohne Thürme, nur durch kahle Strebepfeiler unterbrochen, enthält sie doch drei in dem schönsten und reinsten Style entworfene Eingangsthüren, deren die mittlere, größere, unstreitig die schönste in Wien genannt werden muß. Ihre Bogen, Leisten, Hohlkehlen und Stäbe sind eben so schön geordnet als die Ausschmückung mit Bildwerken reich und zierlich ist, welche in der Mitte, oben im Bogen, den gekreuzigten Heiland; auf dem zierlichen Mittelpfeiler, der den Bogen in zwei kleinere trennt, die Mutter Gottes mit dem Kinde, in den kleinen Bogen aber die den Gekreuzigten umgebenden Personen in trefflicher Steinarbeit zeigen. Auf den die Halle bildenden Säulen sind endlich sechs Heilige und der englische Gruß angebracht. Die Baldachine der Figuren zeichnen sich ebenfalls durch schöne Composition und guten Steinschnitt aus. Das Ganze gibt in seinem reinen und edlen Style Zeugniß von der schönsten Blüthezeit deutscher Kunst.

Leider wurde in neuester Zeit auch dieses herrliche Portal mit einer unpassenden, ja zweckwidrigen Ölfarbe überstrichen. Die einzige Erinnerung an den alten, gewiß einst vorzüglicheren innern Bau der Kirche bildet die doppelte Reihe von acht schön gegliederten und hohen Pfeilern, die durch Spitzbogen verbunden sind, aber auch manche ändernde Zuthat erlitten haben. Auch in den Gängen des Regierungsgebäudes, des ehemaligen Kreuzganges des Klosters, die an die Kirche stoßen, sind noch schön geschwungene Bogen mit Säulen, Stäben und Hohlkehlen, die von dem ältesten Baue zu seyn scheinen, zu sehen. Die beiden Abseiten der Kirche haben nicht nur gleiche Höhe, sondern auch gleiche

Breite mit dem Schiffe. In neuester Zeit wurde abermals ein neuer Bau, besonders im Innern der Kirche, vorgenommen, um in derselben das von Kaiser Ferdinand I. der Kirche überlassene schöne Mosaikgemälde von Rafaelli: das heil. Abendmahl nach Leonardo da Vinci, daselbst aufzustellen.

Bei dieser Gelegenheit fanden sich beim Ausgraben des Fundamentes mehre interessante Grabmäler, leider aber nicht jenes der Stifterin Blanca. Kaum begreift man, wie am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts ein solches, in so vieler Beziehung werkwürdiges, Kunstwerk mit dem ganzen Chore, worin es unter der sogenannten heiligen Stiege aufgestellt war, spurlos verschwinden konnte, während man doch fogar die Stufen dieser Stiege nach der eben damals umgeänderten Augustinerkirche schaffte, um auf ihnen einen neuen Hochaltar im römischen Style zu errichten. Allein alle Nachforschungen blieben vergebens und es ist leider schauernd zu vermuthen, daß es als — altes Steinwerk zer schlagen und zu dem neuem Baue verwendet wurde, wie es in jener Zeit mit so vielen wichtigen und ehrwürdigen Monumenten unverantwortlich der Fall gewesen war.

#### 6. Kirche und Nonnenkloster zu St. Laurenz auf dem alten Fleischmarkt.

Dieses Nonnenkloster von dem Orden der regulirten Chorfrauen von St. Augustin wurde von den Brüdern Herzog Friedrich der Schöne und Otto der Fröhliche um das Jahr 1327 gestiftet und der Bau noch in demselben Jahre vollendet. Aus dem Testamente der Gemahlin des Ersteren, Elisabeth von Aragonien, vom Jahre 1328, erhellt jedoch, daß es zuerst Dominikanerinnen bewohnten, und zwar aus der Stelle desselben (nach Pez Cod. Diplom. Part. III.):

„Hinz Sant Laurenzen den Predigerinnen zwai Phundt Pfening.“ Zu derselben Zeit bestand nämlich ein kleines Kloster mit Canonissinnen des heil. Augustin in dem heutigen Prater, welcher sich damals viel weiter in die jetzige Leopoldstadt hereinzog. Dieses kleine Kloster mochte nun baufällig geworden seyn und zu gleicher Zeit der weibliche Dominikanerorden keinen rechten Aufschwung gewinnen, worüber uns zwar die Urkunden fehlen, genug, um 1348 wurden die gedachten Canonissinnen nach St. Laurenz übersetzt und erhielten von Herzog Albrecht II., dem Weisen, 1380 die Bestätigung ihres neuen Besizes, welchen dessen Sohn, Rudolph IV. der Stifter genannt, noch bedeutend vermehrte.

Zu gleicher Zeit befand sich auch ein Kloster der regulirten Chorfrauen des heil. Augustin vor der Stadt außer dem Schottenthore, welches zu St. Magdalena genannt ward und schon von Herzog Friedrich II. dem Streitbaren, aus dem Hause Babenberg, 1239 gestiftet worden war. Dieses stand bis zur Annäherung der Türken 1529 im Flor, zu dieser Zeit aber mußte es verlassen und zerstört werden und die Chorfrauen wurden mit allen ihren Gütern und ihrem Einkommen jenen zu St. Laurenz einverleibt, welche Vereinigung auch in der Folge durch den Erzherzog (nachherigen Kaiser) Ferdinand I. bestätigt wurde.

Zur Sicherung dieser Vereinigung wurden die Magdalenerinnen durch ein Gesetz verbunden, der damaligen Vorsteherin zu gehorchen, nach deren Tode aber sollten sie ebenfalls an der Wahl Theil nehmen. Da durch diese Vermehrung die Wohnungen zu wenig wurden und sich die Nonnen sehr eng behelfen mußten, so wurde ein größerer Klosterbau beschlossen, mit dem es jedoch sehr langsam von Statten ging.

Erst im Jahre 1630, unter einer gebornen Gräfin von

Muschingen als Oberin, wurde das größere Stiftsgebäude angefangen und etwa 1660 unter Augustine, gebornen Gräfin von Abensberg = Traun, vollendet. Es soll nach dem Zeugnisse mehrerer Zeitgenossen ein sehr freundliches, helles Gebäude gewesen seyn, mit vielen Bildern ausgeschmückt und überhaupt von Innen schön verziert. Auch hatten die Nonnen ein kleines heiliges Grab, ein Loretto = Häuschen, und ein schönes Mariazeller = Marienbild, wobei sie ihre Andacht verrichteten. Sie beschäftigten sich außer den geistlichen Übungen mit kunstvollen Handarbeiten und nahmen auch Mädchen aus adeligen Häusern zum Unterrichte in Sitten und feinen weiblichen Arbeiten an. Ihre werthvollen schriftlichen Denkmale aber wurden leider durch zwei unglückliche Feuersbrünste, den 24. April 1590 und den 21. April 1627, fast gänzlich verzehrt.

Unter den Nonnen gab es viele vom Adel und mehre aus berühmten Geschlechtern, z. B. den Grafen von Kollonitsch, Buchheim, Starhemberg, Hamilton, Schwerin ic. An Realitäten gehörten zu dem Kloster: Eine Mühle zu Schwachat, der Zehent zu Leobersdorf und Leesdorf, mehre Weingärten zu Mödling so wie das Grundbuch der Vorstadt Nikolsdorf und des nach dem Kloster benannten Laurenzgrundes. Die Kirche war ein großes, eben nicht zierliches, aber gut construirtes Gebäude mit einem nicht hohen, aber schlanken Thurme. Bis an die herabgehenden starken Pfeiler war die Sacristei angebaut. Links und rechts stießen an die Kirche die Klostergebäude, jenes rechts war der Neubau und sah wohllich genug aus.

Im Innern war die Kirche sehr geräumig und hell, die Altäre wurden noch etwa 20 Jahre vor der Aufhebung neu hergestellt. Den Hochaltar zierte das Bild des heil. Laurentz

von de Harte gemalt. Außerdem waren noch sechs Nebenaltäre zu beiden Seiten und zwar zu Ehren der heil. Magdalena, der Himmelfahrt Mariens, der drei Könige, des heil. Johann Evangelist, des heil. Augustin und der vierzehn Nothhelfer. Hier wurde auch nebst anderen Heiligthümern und Reliquien der ganze Leib der Jungfrau und Märtyrin Restituta, kostbar geschmückt, in einer Capelle aufbewahrt und alljährlich vom 29. August bis 9. September in der Kirche zur Verehrung ausgesetzt. Auch befand sich ein altes, aus Holz geschnitztes Marienbild mit dem göttlichen Kinde daselbst, das bei der Feuersbrunst 1590 ein wenig gelitten hatte, da die Nonnen in der Verwirrung zu spät an dessen Rettung dachten. Jährlich wurde dieses Bildniß vom 2. bis 10. Juli, kostbar geschmückt, früh Morgens von dem Chor-Altare in die Kirche getragen, auf dem Hochaltare unter einen reichen Baldachin gestellt und daselbst zur Verehrung ausgesetzt.

Unter den Grabmälern, die sich hier befanden, waren jene der beiden Gemahlinnen des aus dem Türkenkriege berühmten Grafen Siegbert Heister, dann des Reichs-Vizekanzlers, Ferdinand Grafen von Kurz und des Rectors der hiesigen Universität und Doctors der Pariser Hochschule, Johann Trapp, die merkwürdigsten.

1783 erfolgte die Aufhebung des Klosters, die Kirche aber und die Klostergebäude wurden erst viel später abgebrochen und auf ihrem Plage 1816 das große, noch heute also genannte Laurenzergebäude errichtet, worin sich gegenwärtig das Bücherrevisionsamt und einige Buchhaltungen befinden. Leider wurde auf architektonische Schönheit bei dem Baue desselben keine Rücksicht genommen. Wie von den meisten alten Kirchen und Klöstern, nur das Königskloster und jenes der Siebenbüchnerinnen ausgenommen, ist auch von dem Kloster

der Laurenzerinnen eine schöne Ansicht in Pseffels schätzbarem Werke enthalten. Im Hintergrunde bemerkt man darauf den städtischen Getreidestadel, an dessen Stelle in der Folge das bisherige Hauptmauthgebäude errichtet wurde. Das frühere befand sich am rothen Thurme an der Stelle des jetzigen gräf. Deym'schen (Müller'schen) Gebäudes.

Einige interessante Notizen über das Innere des Klosters entlehne ich aus einem Briefe der geistreichen Lady Montague aus Wien vom 1. Oktober 1716: »St. Laurenz gefällt mir unter den hiesigen Frauenklöstern am besten. Der Überfluß und die Reinlichkeit, welche darin herrschen, sind zugleich erbaulich und erfreuend und gefallen mir ungleich besser als der Zustand jener Orden, in welchen nur ewige Kasteiungen Statt finden. Alle Nonnen sind vom Stande; ihre Zahl reicht an 50; jede hat eine kleine, vollkommen reinliche Zelle, deren Wände mit mehr oder weniger hübschen Gemälden behangen sind. Längs allen Zellen läuft eine lange Gallerie von weißem Stein, die mit den Bildnissen solcher Schwestern geziert ist, welche sich durch besondere Frömmigkeit auszeichneten. Die Capelle ist außerordentlich nett und reich ausgeschmückt. Nichts ist kleidsamer und anständiger, als der Anzug dieser Nonnen. Sie tragen ein langes weißes Kleid, dessen Ärmel mit feinem weißen Gallico aufgeschlagen sind; ihr Hauptschmuck ist ebenfalls weiß, darüber haben sie jedoch einen kleinen Schleier von schwarzem Flor, der hinten zurückfällt. Im Kloster gibt es auch eine niedrigere Gattung von dienenden Nonnen (Laien-schwester).

In diesem Kloster habe ich auch gewiß eines der schönsten Frauenzimmer von Wien gefunden. Sie besitzt nicht allein hohe Schönheit, sondern auch Artigkeit, feine Sitte und

Witz. Sie ist aus einem großen Hause, und war vormalß die Bewunderung aller höheren Zirkel. Sie sagte mir viele verbindliche Sachen und bat mich, recht oft wiederzukommen. „Mir wird das unendliche Vergnügen machen,“ sagte sie seufzend, „obßchon ich mit der größten Sorgfalt alle meine vorigen Bekannten vermeide und, wenn sie in das Kloster kommen, mich in meine Zelle verschließe. —“ Ich habe in-  
deß trotz aller meiner Bemühungen nicht erfahren können, woher ihr Widerwillen gegen ihre vorigen Bekannten rührt; ihr liebliches Bild aber wird mich auf allen meinen Reisen begleiten.“

### 7. Kirche und Kloster der unbeschuhten Carmeliterinnen bei St. Joseph, zu den Siebenbüchnerinnen genannt.

Diese Stiftung war eine der neuesten dieser Art in Wien, obßchon deren Gebäude, die uns fast noch alle in ihrem ursprünglichen Zustande vor Augen sind, alterthümlich genug aussehn. Es entstand nämlich erst 1633.

Früher standen auf diesem Plage, der das Bereich der heutigen Salzgasse gegen die Sterngasse zu einnahm, einige mehr oder minder bedeutende Häuser, wovon das größte das Hauschild „zu den sieben Büchern“ führte. Diese Gegend war damals häufig von Juden bewohnt und auch das genannte Haus hatten sie an sich gebracht, abgebrochen und ohne eingeholte Bewilligung der Behörden, daselbst den Grund zu einer Synagoge gelegt. Auf erhaltene Anzeige wurde jedoch der weitere Bau nicht nur von Obrigkeitswegen eingestellt, sondern auch der Platz durch den Fiscus confiscirt.

Nun hatte schon früher die Kaiserin Eleonora von Man-

tua, Gemahlin Ferdinand II., mehre Carmeliter = Nonnen, deren Orden sie sehr geneigt war, aus Genua nach Wien berufen und ihnen Wohnungen in der kaiserlichen Burg angewiesen. Nachdem Kaiser Ferdinand II. 1637 gestorben war, zog sich die fromme Kaiserin von dem Hofe zurück und beschloß, auf dem Platze, wo das erwähnte Haus zu den sieben Büchern gestanden hatte, ein Kloster jenes Ordens zu bauen, das sie sich selbst zum Zufluchtsort für ihre übrige Lebenszeit bestimmte. Den 22. October 1639 legte sie in Gegenwart des Kaisers Ferdinand III., der ganzen kaiserlichen Familie und des Hofstaates feierlich den Grundstein zu diesem Gotteshause, welcher von dem Cardinal und Erzbischof von Olmütz, ersten Fürsten (Franz) von Dietrichstein, geweiht und eingeseget wurde.

Die Nonnen bezogen sogleich die zu ihrer Aufnahme bestimmten Gebäude; die Kirche wurde jedoch erst 1642 vollendet und den 18. März desselben Jahres durch den damaligen Wiener Bischof, Anton Wolfrath, feierlich zu Ehren des heil. Nährvaters Joseph eingeweiht. Die ersten Ordensfrauen waren theils, wie erwähnt, aus Genua, theils aus dem deutschen Reiche hieher gekommen; in der Folge traten aber auch mehre aus den angesehensten Wiener adeligen Häusern hier ein.

In der Folge baute die erlauchte Stifterin auch links neben der Kirche, im Umfange der Clausur, ein Nebengebäude, das sie Nazareth nannte und welches zur Unterkunft für Fremde und Kranke gewidmet war; auch setzte sie eine bedeutende Summe zu deren Verpflegung aus.

Überhaupt hatte die fromme Kaiserin eine solche Neigung zu dieser ihrer Lieblingschöpfung, daß sie ihren schon lange gefaßten Entschluß, daselbst ihren immerwährenden Aufenthalt

halt zu nehmen, auch 1648, nach dem Tode ihrer geliebten Nichte, einer Prinzessin von Lothringen, ausführte. Schon den 5. August desselben Jahres bezog sie eine Zelle in dem Kloster und nur für kurze Zeit vermochte sie der Rath ihrer Ärzte, diesen Aufenthalt wegen der zunehmenden Schwäche ihres Augenlichtes wieder aufzugeben. 1652 kehrte sie jedoch für immer wieder dahin zurück, überließ sich fortan dem beschaulichen Leben und frommen Übungen und starb auch daselbst im Jahre 1657. Ihrem letzten Willen gemäß, wurde sie im Habit einer Carmeliter-Nonne nächst dem Hochaltare beigesetzt. Bald folgte ihr im Tode ihre Lehrerin und Freundin, Maria Paula da Jesus, eine der aus Genua hieher gekommenen Nonnen, die ein so gottseliges Leben geführt hatte, daß sie im Geruche der Heiligkeit starb. Ihr Körper soll, nach Pater Fuhrmanns Zeugniß (in seiner Beschreibung von Wien) ganz unverweset geblieben seyn. Das Kloster war weitläufig und geräumig, seine Lage und seine Bauart aber wurde als der Gesundheit nicht sehr zuträglich gehalten. Wenigstens fanden die grassirenden Seuchen dort leicht Eingang und schnelle Verbreitung. Die Kirche war groß und von Innen auf damalige Weise schön ausgeschmückt. Auf dem Hochaltare befand sich ein sehr verehrtes Gnadenbild der Mutter Gottes, welches das auf einem Tische stehende Jesukind, das eine Hand segnend erhob, mit beiden Händen vor sich hielt. Dieses Bild stammte aus Candia und wurde, als die Türken 1647 diese Insel eroberten, von dort gerettet, 1656 nach Wien gebracht und von Kaiser Ferdinand III. dem Kloster der Carmeliterinnen zu St. Joseph zum Geschenke gemacht. Der Kaiser versah es mit einem eigenhändigen Zeugniß, welches wie folgt lautete: „Unser Lieben Frauen Bild, so man die Mutter Gottes von Candia nennt, habe ich denen Ehrwürdigen Klo-

sterfrauen bei St. Joseph, des Reformirten Carmeliter-Ordens verehrt, welches ich von meinem Feld-Marschall-Lieutenant Baron Pompei empfangen, welcher es von einem Gubernator einer Stadt in Candia, sofern mich recht erinnere, Rettino \*) genannt, die wegen des starken Einfalls hat geschleift werden müssen, zu absonderlichen Favor empfangen und mich berichtet, daß es allezeit vor ein Gnadenbild gehalten und Lampen davor gebrennt worden, welches hiermit attestiren wollen. Wien den 2. Jenner 1656.

Ferdinandus.“

Im Jahre 1783 wurde das Kloster durch Joseph II. aufgehoben, die Kirche entweiht, sonst aber Alles im alten Stande gelassen und das ganze Gebäude zu einem Untersuchungs- und Strafort für politische Vergehen, dann zum Schuldnergefängniß bestimmt und von Innen, so viel es nöthig und thunlich war, zu diesem Zwecke hergerichtet. Das Klostergebäude mit der hohen und düsteren Hauptfronte gegen den Salzgries, mit den kleinen Fenstern und der langen unerfreulichen Mauer, in welcher die einzigen zwei bestandenen Fenster jetzt vermauert sind, trägt noch heute ganz das klösterliche Aussehen. Auch ist in dem langen und theilweise düstern Gange von der Salzgasse hinein der ehemalige Kreuzgang nicht zu verkennen. Die Kirche ist noch ganz im alten Stande. Der kleine unansehnliche Glockenthurm, die starke eisenbeschlagene Eingangsthüre von der Salzgasse, ja selbst die Inschrift über derselben auf einer Marmortafel ist noch vorhanden, auch der alte Schwibbogen rechts gegen den Kien-

\*) Rettimo, eine von den ehemaligen vier vornehmsten Städten von Candia, woselbst, so lange die Venetianer diese Insel im Besiz hatten, ein Bisthum bestand.

markt und links sieht man noch deutliche Spuren des einstmaligen Nazarethgebäudes. Die Inschrift lautet wie folgt:

D. O. M. (Deo optimo maximo).

St. Joseph. Dei. Genitricis. Sponso

Eleonora. D. F. C. Rom. Imp. Germ. Ung. Boe. Reg.

Nata Prin. Mant. et. Montisf. (Monteferrato)

In S. V. et. M. Teresiae\*) Sobolem, pietate atque

Munificentia celebris Templum hoc et Monast.

Fundavit, dicavit, dotavit 1642.

Die Güter dieser Nonnen, die aus oben angeführter Ursache im Munde des Volkes immer *Siebenbüchnerinnen*, wohl auch, durch leicht begreifliche Namensverdrehung, *Siebenbürgerinnen* genannt wurden, fielen dem Religionsfonde zu, für den sie die Staatsgüter-Administration in Verwaltung nahm. Die Leichname der frommen Kaiserin, so wie der Mutter Paula Maria aber wurden nach St. Stephan übertragen.

### **S. Kirche und Nonnenkloster zu St. Nikolaus in der Singerstraße.**

Diese Stiftung befand sich links an der Ecke der Grünangergasse und war sehr alten Ursprunges, auch sehr vielen Veränderungen unterworfen. Im Jahre 1275 schon wurde durch den Abt Heinrich von Heiligenkreuz, dann dem Wiener Bürgermeister Baltram Bazzo und mehre reiche Bürger ein Kloster zu St. Nicola in der Singerstraße gestiftet und den Sonntag vor Martini zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit, der Jungfrau Maria, den heil. Nicolaus, Bernhard und der

\*) Der Orden wurde durch die heilige Theresia reformirt.

eilftausend Jungfrauen durch den Bischof Peter von Passau feierlich eingeweiht.

Die ersten Nonnen waren sogenannte graue Schwestern von der Regel des heil. Bernhard, welche damals auch ein größeres Kloster, ebenfalls zu St. Nikolaus, vor dem Stubenthore besaßen. 1385 kaufte Herzog Albrecht III., genannt mit dem Poppe, das Haus sammt Kirche und Capelle von diesen Klosterfrauen für 50 Pfund jährlichen Zins, der ihnen aus dem Salzamte zu Gmunden zu bezahlen angewiesen wurde. Die Nonnen vereinigten sich hierauf mit jenen des Klosters vor dem Stubenthore.

In ihrem erkauften Gebäude aber richtete der Herzog öffentliche Schulen auf, in welchen die grauen Mönche des heil. Bernhard die heil. Schrift nach vorgeschriebenen Gesezen lehrten und auslegten.

Als Kaiser Friedrich III. 1468 den St. Georgs-Orden gestiftet hatte, bestimmte er Kirche und Kloster zu St. Nicola zu ihrer Niederlassung. Nachdem jedoch der erste Großmeister, Johann Siebenhirter, ernannter Fürst von Müllstadt in Kärnthen 1508 mit Tod abgegangen war, zählte dieser Orden nur mehr wenige Mitglieder und nach dem Ableben des zweiten gefürsteten Großmeisters Wolfgang Prantner (1541) erlosch er in Folge des einreißenden Luthertums gänzlich. Auch mochten die Ordensmitglieder schon früher diese Wohnung verlassen haben, indem urkundlich erhellt, daß sich die Canonissinnen bei St. Magdalena vor dem Schottenthore bei Annäherung der Türken 1529 in die Stadt flüchteten und einstweilen Kirche und Kloster bei St. Nicolaus bezogen.

Auch die Bernhardinerinnen vor dem Stubenthor verließen ihr Kloster und wurden vor der Hand in einer Herberge in der Stadt untergebracht. Beide Klöster vor der

Stadt wurden verbrannt und zerstört, auch nie wieder hergestellt. Nach aufgehobener Belagerung wurden die Ersteren ihren Mitschwestern zu St. Laurenz auf dem alten Fleischmarkt einverleibt. Die Bernhardinerinnen, oder wie man sie jetzt allgemein nannte, Cisterzienserinnen aber reichten eine Bittschrift an König Ferdinand I. ein, wieder das Kloster zu St. Nicolaus in der Stadt beziehen zu dürfen, da jenes vor dem Stubenthore mit allen ihren Gütern zu Grunde gegangen war.

Diese Bitte scheint jedoch keine Statt gefunden zu haben, sie bleiben bis zum Absterben in ihrer Herberge und der Wiener Bischof, Johann Faber, errichtete zu St. Nicolaus ein Collegium für arme Studenten, welchem er bei seinem Tode seine reichhaltige Bibliothek vermachte.

Aber auch diese Stiftung hatte nicht lange Bestand und 1545 wurden Kirche und Kloster den Franziskanern übergeben, welche ebenfalls 1529 ihr früheres Kloster zu St. Theobald auf der Laimgrube verlassen hatten und seit dieser Zeit ziemlich enge bei St. Rupprecht untergebracht worden waren. 1589 wurde ihnen endlich das aufgelöste Büsserinnenhaus mit der Kirche zu St. Hieronymus in der Singer- und Weihburggasse eingeräumt, woraus sich das noch heute bestehende Franziskanerkloster gestaltete.

Nach dem Abzuge der Franziskaner verwandelte der Magistrat das Gebäude zu St. Nicolaus zu einem Waisenhause für arme Mädchen, welches bis 1624 bestand. In diesem Jahre wurden daselbst 14 Nonnen des St. Clara-Ordens aufgenommen, welche wegen der damals in Ungarn bestehenden Unruhen sich 1606 von Preßburg nach Graz begeben hatten und bereits 1623 in Wien Aufnahme fanden. Die Kaiserin Eleonora von Mantua, zweite Gemahlin Ferdinand II. nahm sie besonders

in Schutz und die edle Frau Maria Elisabeth Freiin von Concin, stiftete noch 12 Plätze und verschrieb ihr Landgut Enzersfeld zu deren Erhaltung.

Indessen war zu dieser Zeit schon das ganze Gebäude so haufällig, daß eiligst zur Wiederherstellung geschritten werden mußte. Bei diesem Baue trugen die Chorfrauen selbst Steine, Sand und andere Materialien zu und verrichteten die niedrigste Tagelöhner-Arbeit. Bald aber gerieth die Freiin von Concin durch üble Wirthschaft ihrer Administratoren, so wie durch den Druck der schweren Zeiten selbst in Armuth und es hörte nicht nur die Unterstützung des Klosters auf, sondern sie mußte selbst fortan von den Nonnen unterhalten, ja ihr Begräbniß von ihnen bestritten werden.

Dadurch geriethen dieselben in große Bedrängniß, welcher sie jedoch durch eine junge Gräfin von Thunhausen, die dort den Schleier nahm und dem Kloster 14,000 Gulden Rheinisch zubrachte, wieder enthoben wurden. Der Kirchenbau wurde nun 1652 vollendet, das Kloster erhob sich jedoch nur langsam aus seinen Ruinen und die Abtei wurde erst 1731 vollendet. Einer der größten Wohlthäter des Stiftes war Johann David von Palm, kaiserl. Hofrath und Hofkriegs-Commissariats-Kanzleidirector, dessen beide Töchter Josepha und Gabriele daselbst eingekleidet wurden und dessen Wohlthaten aus folgenden Auszug des Kloster-Protokolls erhellt, welchen Vater Fuhrmann aus demselben wörtlich copirte: „Anno 1721 den 21. Februarii ist gestorben der Hoch- und Wohlgeborne Herr Johann David von Palm, der Röm. Kayserl. Mayestat wirklicher Hof-Cammer-Rath, geheimer Referendarius und Generalkriegs-Commissariats-Amts-Kanzley-Director ic. Herr der Herrschaft Brunn am Steinfeld ic. unsrer Schweftern Josepha und Gabrielä lieber gnädiger Herr Vater, hat

seinen Töchtern zu ihrer Einkleidung einer Jedwedern ein reiches Brautkleid machen lassen, auch einer Jedwedern zur Einkleidung und Profession einen Diamantring gegeben und jedwedere mit 4000 fl. abgefertigt. Er hat uns auch unser Baufälligcs Kloster mit eisernen Schlüssen befestigen: und gemauerte Zellen mit offenen und doppelten Fenstern, auch im Creutzgang die Fenster, die Einsiedlerey wie auch den Garten bauen und zurichten lassen; den Keller und Kellnerey pflastern und in beyde Kellnereyen Fenster und Thüren machen lassen. Er hat uns auch nach dem Tod seiner Gemahlin seel. freiwillig geschenkt 3000 fl. Er hat auch vor dem Gebäu eine Stiftung vor 3 arme Chorschwestern gemacht, mit dem Ausnahm, daß, wenn er das Gebäu erleben sollte, diese 3000 fl. zum Holz-kauffen solten angewendet werden. Anbey hat er 1000 fl. angelegt, damit eine Layenschwester zum einheizen sollte erhalten werden. Zu der Wäschkammer hat er geben 600 fl. Er hat auch die Communität und Bibliothec bauen lassen. Einmal in großer Noth hat er uns 300 fl., ein andersmal 150 fl. geschenkt, auch 3 Jahre 3000 fl. ohne Interesse geliehen. Zu den Schwestern Josephä und Gabrielä, anstatt eins Kost-Geldes, für jede 200 fl. geschenkt. Er hat auch, von Anna 1700 angefangen alle Quartal 18 fl. zugeben und dieses continuiert bis 1721. Hat auch auf ein Meß und daß ein Rosenkranz dabey gebettet werden soll 300 fl., wie auch zur Erhaltung des Gartens und der Einsiedlerey 700 fl. angeleget. Viel schöne Bücher in die Bibliothec geschenkt. Unserer lieben Schwester Lucia seel. ihre andere Heil. Profession ausgehalten; ein Instrument zum Schlagen lehren \*) für 90 fl. gekauffet. Zum Heiligsprechungs = Fest der H. Ca-

\*) Clavier oder Orgel.  
Schimmer, Wien 2c.

tharina von Bononien 100 fl., dann zum neuen Hochaltar in die Kirchen 50 fl. geschenkt, auch das wahrhaftige Contrafait unserer heil. Mutter Clarä machen lassen. Die Schindeldächer hat er abbrechen, neue Dach-Stühl machen und mit Ziegeln decken lassen; auch andere kupferne Rinnen machen lassen. Er hat auch seinen beiden Töchtern zu denen 3000 fl., welche ihnen ihr Frau Mutter seel. verschast, noch 3000 fl. darzu gelegt, welche auch nach beyder ihren Tod dem Convent zugefallen. Hat uns auch in Wein und Brot und anderen Speiß und Trank oft und vielmals ein reichliches G. Almosen mitgetheilt uns auch bey Ihro Kayserl. Mayestät und Hof-Cammer offtermals gedienet und etwas ausgebracht und sich jederzeit gegen den Ehrwürdigen Convent einen Vater erzeiget: Soll seiner Seelen also getreulich gedacht werden, sowohl mit einem jährlichen Amt, als anderen andächtigen Gebet.“

Die älteste Tochter dieses Wohlthäters, Josepha, erlangte auch 1733 die Würde einer Abtiffin, welcher sie durch 10 Jahre vorstand. Eine Gräfin von Martiniz war die letzte große Wohlthäterin dieses Klosters und lebte darin bis zu dessen Aufhebung, welche 1782 Statt hatte. Die Kirche wurde entweiht, sammt den Klostergebäuden abgebrochen und die Wohnhäuser 836, 838 in der Grünangergasse, 837 in der noch heute also genannten Nicolausgasse, dann 884 und 885 in der Singerstraße an deren Stelle erbaut.

Das Kloster zu St. Nicolaus ging in gerader Fronte in die Grünangergasse hinein. Es war ein schmuckloses, zwei Stockwerke hohes Gebäude, im ersten Stockwerke waren einfache vergitterte Fenster, im zweiten viel kleinere. Die Wohnung der Abtiffin und das Fremdengebäude war in der Singerstraße. Zwischen beiden stand die nicht große, aber zierlich

gebauete Kirche, ebenfalls mit der ganzen Seitenfronte und den zwei großen Eingangsthoren gegen die Singerstraße zu. Die angebaute Capelle machte die Ecke von der Grünangergasse. Die Kirche hatte vorne einen schönen blechgedeckten Thurm mit einem Kuppeldache und einer sogenannten Laterne darüber, zwischen sieben eingemauerten Pfeilern nach dorischer Ordnung sechs hohe stattliche Doppelfenster, das Dach war mit Ziegeln gedeckt. Im Innern war sie mit fünf Altären versehen. Der Hochaltar war dem heil. Nicolaus und der Ordensstifterin St. Clara gewidmet. Die Seitenaltäre waren dem heil. Franciscus Seraphicus, St. Maria Major, der Mutter Gottes und dem sterbenden Joseph geweiht. Auch war eine aus Silber gegossene große Statue des heil. Johann von Nepomuck dajelbst aufgestellt, worunter auf einem silbernen Schilde die chronostische Inschrift stand: **ProteCtor aegrotnatIVM InterCeDe pro nobIs.** Im Chore verehrten die Nonnen ein Muttergottesbild unter dem Titel **Salus infirmorum** (Heil der Kranken), welches bei Aufhebung des Klosters nach Maria Enzersdorf übertragen wurde.

Der kleine Garten, welcher, wie erwähnt, mit einer Ginstedelei versehen war, befand sich zwischen der heutigen Nicolaus- und Sackgasse und reichte gegen die Blutgasse zu. In der Kirche und dem Kreuzgange befanden sich merkwürdige Monumente, so z. B. des Jesuiten Claudius Jay, einer der Gefährten des Ordensstifters Ignaz von Loyola; des Hofkammerathes Johann David von Palm; des Leibarztes Leopold I. Anton von Pozzi; der Witwe des Grafen Aloys von Cordua, Elisabeth, aus dem berühmten Geschlechte der Quarient; des Schloßhauptmanns zu Ebersdorf, Johann Jacob von Weingierl ic. Sämmtliche Denkmale verschwanden leider bei Aufhebung des Klosters.

### 9. Das Chorherrenstift zu St. Dorothea in Wien in der Dorothingasse.

Den ersten Ursprung hatte diese Stiftung dem Herzog Albrecht II., genannt der Weise oder der Lahme, zu verdanken, welcher 1357 in der damals also genannten Fürbergasse ein Kirchlein zu Ehren der heil. Jungfrau und Martyrin Dorothea zu bauen begann. Da er jedoch bald darauf (1358) starb, so wurde das Gebäude erst durch seinen Sohn und Nachfolger, Rudolph IV., dem Stifter, ausgebaut und von dem Bischof von Passau 1360 zu Ehren der heil. Dorothea, der heil. Katharina, der 12 Apostel und der Erzengel eingeweiht. Anfangs war es nur eine Beneficiat-Capelle und geistliche Stiftung für Weltpriester.

1410 wurde sie jedoch durch Andreas Blauk, Kanzler des Kaisers Albrecht II. und Pfarrherrn zu Gars erweitert und in eine Propstei verwandelt. Er kaufte zu diesem Zwecke die der Capelle umliegenden Häuser zusammen, bildete ein Collegium daraus und führte mit Bewilligung des Kaisers (damals noch Herzog) die regulirten Chorherren des heiligen Augustin daselbst ein. Albrecht selbst ließ in der Folge das Collegium und die Kirche erweitern und begabte das Stift 1423 mit mehren Einkünften, so daß zu derselben Zeit die Zahl der Chorherren bereits auf 20 gestiegen war. Kaiser Friedrich erbaute den vorderen Theil der Kirche prachtvoller und war auch Willens, dieselbe zur Hofkirche zu erheben, und sie zu diesem Zwecke mittelst Durchgänge durch die nächst-anstoßenden Gebäude mit der Burg in Verbindung zu bringen. Dieser Vorsatz gelangte jedoch nicht zur Ausführung und die Kirche zu St. Augustin blieb ungestört in ihrem bisherigen Rechte.

Unter Kaiser Ferdinand I. wurde das Stift mittelst einer päpstlichen Bulle von der geistlichen Gerichtsbarkeit des Basfauer Bisthums erimirt und dem Wiener Bisthume unterworfen. Die Gestalt des Dorotheenstifts, wie es durch Ferdinand I. hergestellt wurde, ist noch in Bischers werthvoller Topographie von Oesterreich unter der Enns (1678) enthalten, die Kirche hatte zu jener Zeit nur einen blechgedeckten, aber schöngeformten Thurm. 1705 wurde die Kirche abermals und zum letzten Male erneuert und erhielt eine Form, die sie zu einer der schönsten Gotteshäuser in Wien machte.

Die Gestalt ihrer Fronte läßt sich noch heute, den protestantischen Bethäusern gegenüber, recht wohl erkennen, damals aber erhob sich in der Mitte ein zierlicher Fronton mit einem von zwei großen Engeln gehaltenen Wappen und oben mit drei Vasen geschmückt. Zu beiden Seiten erhoben sich zwei schöne, kupfergedeckte Thürme, oben mit einem Knopfe und dem Doppelkreuze. Das Portal war ebenfalls mit Statuen geziert, darüber war in einer Nische das Standbild der heil. Dorothea zu sehen.

Zu beiden Seiten des Portales waren auf zierlich geschnörkelten Postamenten Heiligenstatuen zu sehen. Von Innen hatte die Kirche sieben schöne Altäre und zwei kleine Capellen. Die Altäre waren von Marmor mit schöner Bildhauer-Arbeit, die Gemälde durchaus von Rothmayer. Alle Altäre, die Seitenwände so wie die Decke waren mit reicher Vergoldung geziert, überhaupt soll das Innere der Kirche einen prachvollen Anblick gewährt haben. Auch waren daselbst die Reliquien des heiligen Jostimus und Jonisius als Gegenstände großer Verehrung ausgesetzt.

Die Rückseite der Kirche ging in die Spiegelgasse hinein und ist daselbst noch deutlich zu erkennen. Rechts an die

Kirche stieß das Klostergebäude, zwei Stockwerke hoch mit halbvergitterten Fenstern, immer ein einfaches und ein doppeltes neben einander. Links von der Kirche erhob sich der große Dorotheerhof in ähnlicher Bauart und gleichen, aber unvergitterten Fenstern, dann mit drei Stockwerken, von Außen mit schilderförmigen Verzierungen versehen. Die Vorsteher des Stiftes waren insulirte Präpste, es besaß große Güter und Grundbücher, so z. B. die Grund- und Ortsgerechtigkeit von Oberstockstall im B. u. M. B., Rauchenwart, Neustift und Gerstthof im B. u. B. B., einen Wald bei Kalksburg, dann mehre Zehente und andere Gilte.

Die dem Stifte seit seiner Gründung vorgestandenen Äbte waren 1. Agydus 1414—1417. 2. Andreas resignirte 1421, erwarb Gerstthof, die Stampfmühle zu Gumpendorf und den Dorotheerhof zu Traiskirchen. 3. Heinrich Buol, st. 1428. 4. Nikolaus de Corona, wohnte dem Concilium von Basel bei und starb 1438. 5. Stephan von Landskron, unter welchem das Stift vergrößert wurde und durch Kaiser Friedrich III. ansehnliche Begünstigungen und Gaben erhielt, auch durch König Mathias Corvinus ein Haus gegen die Augustinergasse zu. Er starb 1477. 6. Gregor Brunnhofer, st. 1501. 7. Sigmund Kugelberger, resignirte 1503. 8. Bernard Zattmann, resignirte 1512. 9. Hieronymus Schmidl, resignirte 1513. 10. Franz Pichler, resignirte 1552. 11. Johann Weiß, genannt Albinus, st. 1563. 12. Clemens Stafelsteiner, erhielt durch Papsst Pius IV. die Pontificalien, st. 1565. 13. Gallus Mayer, starb in demselben Jahre. 14. Georg Karstner, Hofkapellan unter Max II. und Rudolph II., resignirte 1571. 15. Georg Brenner, kam 1578 in gleicher Eigenschaft nach Herzogenburg. 16. Martin Radwiesger, wurde 1586 Bischof von Neustadt. 17. Christoph Thutt,

resignirte 1610. 18. Andreas Mosmüller, war zugleich Propst zu Klosterneuburg. 19. Hieronymus König, st. 1625. 20. David König, dessen Bruder, st. 1642. 21. Jakob Nürnberger, Reformator der Kirchenmusik in Wien, st. 1662. 22. Ferdinand Soyler, st. 1670. 23. Hieronymus Hayden, aus einem alten Bürgergeschlechte Wiens, der sich um die Ökonomie des Stiftes große Verdienste erwarb und auch ein großer Beschützer von Künsten und Wissenschaften war, st. 1698. 24. Ferdinand Noltejus, unter welchem die letzte Restauration der Kirche Statt hatte. 25. Ferdinand Adler, Vermehrer der Bibliothek, st. 1734. 26. Joseph Rosner, zeichnete sich durch besondere Sorgfalt für die geschichtlichen Denkmale von St. Dorothea aus, st. 1769. 27. Ignaz Miller, Beichtvater Maria Theresia's, st. den 21. August 1782.

Nach dessen Tode wurde das Stift St Dorothea für immer mit Klosterneuburg vereinigt, die Kirche entweiht, in derselben und dem Stiftsgebäude das k. k. Versazamt untergebracht und aus dem Dorotheerhofe der jezige große Klosterneuburgerhof hergestellt, endlich die Neuburgergasse zur unmittelbaren Verbindung der Spiegel- und Dorotheergasse eröffnet. Die Güter des Stiftes gingen ebenfalls auf Klosterneuburg über, weshalb sich der jeweilige Prälat daselbst Propst zu Klosterneuburg und St. Dorothea nennt. Unter den geschichtlichen Denkmälern, welche das Stift zu St. Dorothea bewahrte, verdienen folgende Grabmäler um so mehr einer Erwähnung, da sie unsern Blicken und auch nur allzusehnell auch dem Gedächtnisse entschwunden sind: Vor Allen das Grabmal, welches dem greisen Helden Niklas Salm durch Karl V. und Ferdinand I. errichtet wurde und dessen schon Wolfgang Schmelzl in seinem Lobspruch der Stadt Wien mit folgenden Worten gedenkt:

„Die Dorotheer ha 'n ein schön Klösterlein,  
 Gepaut inwendig wie ein Schrein,  
 Darin Graf Niklas von Salm Grab,  
 Aus welchem du magst nemen ab,  
 Wie viel schlacht und erlich that  
 Der edle Graf begangen hat.“

Das Grabmal stand vor dem Hochaltare der Kreuzcapelle; ein länglicher hoher Sarg aus grauem Marmor auf drei Stufen. Auf dem Deckel kniete der Held, lebensgroß in vollem Harnisch, das große Schlachtschwert am Gürtel, den Helm auf dem Haupte, die Lanze hinter sich gelehnt, die Hände aufhebend gegen das vor ihm stehende Crucifix, an dessen Fuße der Wappenschild von Salm lehnte. Oben gegen das Crucifix flatterte ein Zettel mit der Inschrift: *Tibi soli Gloria*. Die Inschrift lautete:

Dis. Man. S. — *Incomparabilis Heros, Nicolaus Comes a Salm, Divi Ferdinandi Rom. Hung. ac. Boem. Regis. Archid. Austriae, ab arcanis consiliis, Cabi- cular. et Supremus Provinciarium terrae Austriae Ca- pitaneus. Quum D. Fridericus Rom. Imperator Dux Sigismund. D. Maximilian. Rom. Imp. Philippus Rex. Carolus V. Rom. Imperat. et Ferdinandus Rom. Cac- sar. Augusti Fratres rerum potirentur, eorum auspi- ciis. reip. annis XLVI. fortem atque strenuem operam, domi militaeque navavit. Anno porro Dni. MDXXIX. Solymano Turcarum Tyranno, Vienam obsessam atro- citer oppugnante, dum dirutis moenibus invictum gene- rosi animi robur, pro muro hostium minis opponit, Saxo percussus letale vulnus accepit. Divus Ferdinan- dus pater patriae, virtutis rerumque gestarum gloriae*

ergo, hoc ei monumentum fieri curavit. Obiit VI. die mensis Maji Anno Domini Jesu Salvatoris MDXXX. virtutem posterii imitantor. An den vier Seitenwänden des Sarkophages befanden sich 12 Basreliefs mit den vorzüglichsten Thaten des Helden. 1. Schlacht bei Gorazzo gegen Venedig (1521). 2. Schlacht bei Tokay gegen Zapolya (1527). 3. Schlacht bei Pavia gegen die Franzosen, in welcher König Franz I. gefangen wurde (1525). 4. Entsatz von Erlau (1527). 5. Wiens Belagerung (1529). 6. Schlacht bei Bicocca gegen die Franzosen (1522). 7. Die Eroberung Triauls (1509). 8. Verona's Vertheidigung (1513). 9. Wiens Vertheidigung (1529). 10. Schlacht bei Szinye wider Zapolya (1528). 11. Schlacht bei Murten gegen Karl den Kühnen, Salm's erste Heldenthat (1477). 12. Eroberung von Tokay (1528). Die Zwischenräume dieser historischen Tableaus füllten zehn Medaillons mit den Brustbildern der Fürsten, denen Salm gebient: Friedrich III., Max I., Philipp von Castilien, Karl V., Ferdinand I., Sigmund von Tyrol, Ferdinand des Katholischen, dann seinem eigenen und jener seiner Waffengefährten Bourbon und Freundsberg.

An diesem schönen Denkmale kaiserlicher Dankbarkeit stiftete Elisabeth, des Grafen Niklas von Salm Witwe, geborne Freiin von Roggendorf, einen ewigen Jahrestag nach St. Dorothea mit 1000 Pfund Pfennig. In dem von ihrem Sohne Wolfgang, nachmals Fürstbischof zu Passau erneuerten Stiftungsbrieife heißt es wörtlich: „sollte St. Dorothea einst verödet werden, so solle der Stiftungstag und die damit verbundene Armenspende nach St. Michael übergehen.“

Als St. Dorothea aufgehoben wurde, ließ der letzte Graf von Salm - Neuburg das Mausoleum nach seiner Herrschaft Oppatawitz in Mähren bringen. Da endlich 1784 die Schimmer, Wien 2c.

Linie Salm-Neuburg erlosch und ihr Besizthum in die drei Häuser Lamberg, Herberstein und Czernin überging, kam das Monument an die noch bestehende älteste Linie Salm-Reifferscheid und befindet sich seit dieser Zeit zu Raiz in Mähren.

Höchst wünschenswerth wäre es jedenfalls, daß dieses schöne, würdige und historisch-wichtige Denkmal wieder nach Wien zurück gebracht und an einem angemessenen Orte zum ewigen Ruhme des Helden und zur Erinnerung an seine Großthaten aufgestellt würde.

Außer diesem merkwürdigen Denkmale befanden sich bei St. Dorothea noch andere Grabstätten ausgezeichneten Geschlechtes, z. B. des Kammerraths Erasmus Baumkircher (st. 1558), einiger Liechtensteine der steyrischen Linie; einige aus den mährischen Häusern Boskowitz und Czernahora; Mathäus Lang, Cardinal von Gurk, dann von Salzburg; mehrer aus den Häusern Sibischwald, Rhevenhüller, Spiegelfeld, Pottendorf, Prandau u., des um Wien hochverdienten Hieronymus Beck von Leopoldsdorf (st. 1558); die Erbgrüfte der Grafen von Herberstein, Buchhaim und Rhuen, Ferdinand Grafen von Nogarola, Gouverneur zu Raab (st. 1590) und viele Andere, deren die meisten bei dem Umbau unverantwortlicher Weise verschwanden.

#### 10. Kirche und Nonnen-Kloster zu St. Maria, Königin der Engel oder sogenanntes Königs-Kloster am jetzigen Josephplaze in Wien.

An derselben Stelle, wo sich jetzt das 1784 von Moriz, Grafen von Fries erbaute, gegenwärtig dem Marchese Pal-

Iavicini gehörige schöne Gebäude erhebt, breitete sich vormalß die Hauptfronte der Kirche und des Klosters der Nonnen von dem Orden der heiligen Clara aus, während die Seitengebäude bis in die Dorotheergasse und an die alte Stallburg reichten, welche letztere ebenfalls eine Zeitlang in den Bereich des Stiftes gehörte.

Obßchon die Gründung dieses geistlichen Institutes nicht aus der frühesten Zeit datirt, so war es doch eines der angesehensten in Wien, theils durch seine Lage an der kaiserlichen Burg, theils durch seine reichen Dotationen, gewiß aber eines der Merkwürdigsten durch die Art der Stiftung, welcher es letztere zu verdanken hatte.

Kirche und Kloster wurden nämlich 1582 von der Königin Elisabeth, Tochter des Kaisers Maximilian II. und Gemahlin Karls IX. von Frankreich, gestiftet, woher letzteres den Beinamen des königlichen Frauenklosters oder kurzweg des Königsklosters erhielt. Diese Prinzessin wurde bereits in ihrem 16. Jahre (1570) mit König Karl IX. verlobt, welches Bündniß auf dem Reichstage zu Speier den 10. November desselben Jahres durch Procuracion geschlossen, den 26. November zu Mezieres vollzogen wurde. Den 25. März 1571 wurde Elisabeth zu St. Denis als Königin gekrönt.

Ihre Ehe gehörte jedoch nicht zu den glücklichen und war auch nur von kurzer Dauer. Die sanfte Gemüthsstimmung der Prinzessin konnte keinen Anklang in dem harten Herzen ihrer Schwiegermutter, der herrschsüchtigen und grausamen Katharina von Medicis finden; jenes Brandmal der französischen Geschichte, die Pariser Bluthochzeit, erfüllte Elisabeth mit Abscheu und ihre Lage wurde um so drückender, da auch ihr Vater, der weise und humane Maximilian II. jenen abscheulichen Mordanschlag laut mißbilligte. Zudem blieb ihre

Ehe kinderlos und ihr Gemahl starb schon 1575 in der Blüthe seiner Jahre, nachdem er von ihr das Gelübde genommen hatte, sich nie wieder zu vermählen. Sie blieb demselben fortan getreu und schlug die glänzendsten Anträge deshalb aus.

Da sie jedoch unter den obwaltenden Umständen nichts mehr besaß, was ihrem Herzen theuer war, so begab sie sich nach dem Tode ihres Gemahls sogleich nach Wien zurück, des festen Entschlusses, daselbst ein Kloster zu stiften und darin den Rest ihrer Tage zuzubringen. Schon 1580 kamen auf ihr Verlangen sieben Klosterfrauen des Clarisser-Ordens aus dem Stifte Anger zu München nach Wien, welche bis zur Vollendung des Klosterbaues in der Stallburg, damals dem Erzherzog Karl von Steyermark, ihrem Oheim, gehörig, jedoch ohne Clausur, untergebracht wurden.

Den 5. März 1582 wurde in Beisein der Stifterin mit ihrem Hofstaate von dem damaligen Wiener Bischöfe, Johann Caspar Neubeck, feierlich der Grundstein zum Kirchenbaue auf einem großen Gartengrunde gelegt, welchen die Gräfin Maria Anna von Rhuen zu diesem frommen Zwecke geschenkt hatte. Außerdem wurden zwei Häuser, das gräfl. Salm'sche und das Hofkirchen'sche von der Königin erkauft und, wie die Stallburg, in das Bereich des Klosters einbezogen.

Im folgenden Jahre war der neue Bau vollendet und den 2. August 1583, am Feste Portuncula, wurde die Kirche von dem genannten Bischöfe mit großen Feierlichkeiten zu Ehren der heil. Maria, als Königin aller Engel, eingeweiht. Die Nonnen aber waren schon den 17. October 1582 in die genannten Häuser und das zum Theile schon fertige Klostergebäude eingezogen und lebten von da an unter Clausur. Der Einweihungstag wurde als jährlicher Festtag

und Patrocinium festgesetzt, und Papst Sixtus V. begabte denselben mit den nämlichen Ablässen, welche der heilige Franziskus ehemals für seine Kirche zu Assisi erhielt.

Nach dem Willen der Stifterin war das Kloster nur allein dem General des Franziskaner-Ordens unterwürfig und Papst Clemens VIII. ertheilte 1597 dem Stifte die Exemption von aller Botmäßigkeit der Provinziale und Visitatoren des genannten Ordens, welche auch die Päpste Paul V., Urban VIII. und Innocenz XII. bestätigten. Die erste Äbtissin war Ursula von Kuebach, aus altem tyrolischen Geschlecht, die erste Priorin hieß Agnes Fraiß. Der Beichtvater der Königin, Don Michael Alvarez wurde zum ersten Commissarius des Stiftes ernannt; Vater Bonaventura Daum zum Gewissensrath der Schwestern. Die fromme Stifterin opferte ansehnliche Summen zum Klosterbaue und begabte es auch mit mehren unbeweglichen Gütern; unter andern mit einem ansehnlichen Hause in der Vorstadt Windmühle, das, in der Bergelgasse gelegen, jetzt die Nummer 70 trägt und noch heut zu Tage das Königsklosterhaus genannt wird; gewiß ohne daß die Meisten den Ursprung dieses Namens anzugeben wissen. Die Zahl der Nonnen aber wurde auf 60 bestimmt.

Die Königin selbst bewohnte zwar mit ihrem Hofstaate ein eigenes Haus, das genannte Hofkirchen'sche, welches in die Dorotheergasse hinabreichte; dieses stand jedoch im Bereiche des Klosters und sie hatte freien Eingang in das Convent, woselbst sie als Mitschwester des dritten Ordens des heil. Franziskus den Andachten und geistlichen Übungen der Nonnen beizwohnte. Sie aß auch meistens mit ihnen und bediente zuweilen in frommer Demuth die Schwestern bei Tische. Mit mütterlicher Sorgfalt besuchte und pflegte sie die Kranken und so oft eine Nonne in den Zügen lag, mußte man die

Königin rufen, auch begleitete sie jederzeit die Verstorbenen mit zu Grabe. Nach zehnjährigem frommen und mildthätigen Wirken starb die verehrte Fürstin zu allgemeinem Leidwesen und wurde, wie sie es ausdrücklich verordnet hatte, ohne alle Pracht vor dem Hochaltare in einem einfachen hölzernen Sarge zur Erde bestattet. So gestattete sie auch zu ihrem Grabmale nichts als einen einfachen flachen Stein mit der Inschrift:

Peccantem me quotidie et non me penitentem,  
 Timor mortis conturbet me, quia in inferno nulla  
 Est redemptio, miserere mei Deus et salva me.

Es wurde jedoch später noch folgende Inschrift in lateinischer Sprache dazu gefügt: „Hier ruht die durchlauchtigste, allerchristlichste Königin von Frankreich, Elisabeth, Tochter des römischen Kaisers Maximilian II., Schwester des römischen Kaisers Rudolph II., Gemahlin und Witwe Karl IX., die eines so großen Vaters, Bruders und Gemahls als Jungfrau, Gemahlin und Witwe durch Reinheit Treue und Beharrlichkeit wohl würdig war. — Ihre Abreise beklagte Frankreich, als wäre mit ihr alles Heil aus seinen Gränzen gewichen. Osterreich beklagte ihren Tod wie den Verlust einer heiligen Landesmutter. — Ihre ganze Seele heftete sie auf Gott, auf die Tröstung der Kranken und Armen, welchen sie ihre ganze Habe widmete. Keiner der häufigen Vermählungsanträge konnte sie diesen Mauern mehr entziehen. Sie untersagte ausdrücklich jede königliche Ehre bei der Todesfeier. Nur dieser kleine Stein sollte ihre irdischen Reste bedecken. Sie lebte 37 Jahre, 8 Monate, 7 Tage, 7 Stunden und starb den 22. Jänner 1592.“

Außer bedeutenden Vermächtnissen an das Kloster und ihre Dienerschaft hinterließ sie der Oberin des Klosters, Ursula von Kuebach eine werthvolle Copie des bekannten Gna-

denbildes Santa Maria maggiore in Rom, welches Letztere dem heil. Lucas zugeschrieben wird. Dieses Gemälde hatte der heil. Franziskus von Borgias als General der Jesuiten in Rom copiren lassen und dem König von Frankreich zum Geschenke gemacht. Die Königin hatte es stets auf das Inbrünstigste verehrt und mit nach Wien gebracht. In der Folge wurde es in einer eigenen Capelle zur Verehrung aufgestellt, gegenwärtig ziert es den Hochaltar der Hofkirche bei den Augustinern.

Außer mehren andern Heiligthümern und Reliquien, besaß das Königs-kloster noch ein sehr verehrtes Bild des schlafenden Jesukindes mit einer Taube auf der Hand, dann in der Barbara-Capelle ein großes Crucifix, von welchem die Legende folgendes erzählt: Es war früher an der Zimmerwand eines Privathauses angebracht. An einem Tische unter demselben spielte eines Tages der Hausherr mit zwei Freunden, welche Letztere, als sie in Verlust kamen, gotteslästerliche Reden führten. Alsobald fiel das schwere Crucifix von der Wand, wodurch die beiden Lästerer augenblicklich getödtet, der Hausherr aber so gefährlich verwundet ward, daß er bald darauf starb. Durch Vermächtniß gelangte dieses Crucifix an den Hofmeister des Stiftes, Johann Caspar Zwigl, der es demselben zur allgemeineren Verehrung schenkte.

Die Kirche besaß auch mehre kostbare Paramente und andere Merkwürdigkeiten, die in der Sakristei verwahrt wurden, so z. B. goldene und silberne, mit Perlen und Edelsteinen geschmückte Monstranzen, Ciborien, Kelche und überhaupt so reichen Kirchenschmuck, daß ein alter Schriftsteller sich folgender Weise darüber ausspricht: „Es will für gewiß werden, mit dem Schatze dieses königlichen Stiftes möge kein anderer Schatz eines Wienerischen Frauen-Klosters in eine Vergleichung gezogen werden und daher dem äußerlichen An-

sehen nach für unschätzbar zu halten sei. —“ Unter den Merkwürdigkeiten zeichneten sich besonders aus: Der ganze Habit des heil. Bernardin von Siena, der in eine Kiste von hartem Holze verschlossen war, welche die Aufschrift trug: „Hier liegt der Habit des heil. Bernardini Senensis, welchen er lange Zeit auf bloßem Leib getragen, durch dessen Ansehen in schweren Nöthen verwunderlicher Weise geholfen worden; dem Kloster zu Anfang der Stiftung als ein großer Schatz glaubwürdig von der Gottseeligen Stifterin gegeben. Er ist gestorben den 20. Mai 1444.“

Ferner befand sich hier ein hölzerner Becher, dessen sich der heil. Johann Capistran in seinem Leben bedient hatte. Denselben zierte ein silberner vergoldeter Deckel in Form einer Krone, welcher mit dem Namen Jesu geziert war und worauf folgende Worte standen, oben: Anno 1456 Fr. Joannes de Capistrano defunctus est (Anno 1456 ist Frater Johannes von Capistran gestorben). Im Umkreise stand: Hunc Cyatum Fr. Joannes de Capistrano D. Joanni Episcopo Gurcensi in ultima sua voluntate testatus est (Diesen Becher hat Frater Johann von Capistran in seinem letzten Willen dem Herrn Johann Bischof von Gurf vermacht). Unten: Anno 1558. Hunc capsam auro et argento fulciri facit Joannes Türg, Plebanus (Anno 1558 hat der Pfarrer Johann Türg diese Kapsel mit Gold und Silber umgeben lassen).

Das Klostergebäude, obzwar nicht eben geschmackvoll, doch ziemlich weitläufig und durchaus mit Kupfer gedeckt. Es hatte zwei Stockwerke und bestand aus drei Hauptabtheilungen, welche das Noviziat, Krankenhaus, Schlafhaus, Bibliothek, die Speisekammer &c., dann bequeme Wohnungen für 60 Schwestern in sich schlossen, wovon jedoch nur

neun, die Äbtissin und acht der ältesten Frauen zur Winterszeit geheizte Zimmer hatten. Von der kaiserlichen Burg führte ein verdeckter Gang in das Kloster, zum Gebrauche des Hofes, wenn derselbe seine Andacht dort verrichten wollte.

Die Kirche stand ungefähr in der Mitte des Gebäudes und hatte drei ziegelgedeckte Thürme, den Hauptthurm mit einem Uhrwerk und einer Sonnenuhr gegen die Klosterhöfe, rückwärts gegen die Gasse zwei kleinere Thürme zu beiden Seiten nach Art des Franziskanerklosters in Wien. Den Schluß machte die Barbarakapelle. Der Eingang von der Gasse war durch ein schön geschmücktes Portal in der Mauer, welche das Kloster von der Gasse schied. Rechts an diese stieß das Hauptgebäude, das ein großes Einfahrtsthor hatte. In Allem hatte das Kloster vier Höfe und den Gartenraum, letzteren gegen die Dorotheergasse zu.

Außer der Kirche befanden sich folgende Capellen in dem Klostergebäude: Eine Capelle, in welcher das erwähnte Gnadenbild verehrt wurde. Eine zweite Frauencapelle. Eine Capelle zu Ehren der Mutter Gottes als Fürsprecherin der armen Seelen. Eine Capelle zu Ehren des heil. Erzengels Michael. Die erwähnte St. Barbara-Capelle. Eine Capelle des heil. Blasius, dann noch sechs kleinere Capellen, die nach Art der Einsiedeleien erbaut waren und welche folgende aus Holz geschnitzte Vorstellungen in sich schloßen: 1. Die Geburt Christi. 2. Christus in der Wüste. 3. Maria Magdalena. 4. St. Peter von Alcantara in seiner Klausel. 5. Die heil. Paulus und Antonius, als ihnen der Rabe ein Brot bringt. 6. Der heil. Alexius unter der Stiege in seinem väterlichen Hause. In dem großen und hellen Kreuzgange waren elf Altäre angebracht und vollständig ausgeschmückt, um auf denselben im nöthigen Falle das Messopfer verrichten zu können.

Auch fehlte es im Umfange des Stiftes nicht an einem zierlichen Lustgarten, welcher gegen die Dorotheergasse abwärts lief und in welchem sich ebenfalls eine Loretocapelle, ein Ölberg mit den Stationen in Lebensgröße, mehre andere Heiligenstatuen und eine Einsiedelei mit einem Altan befand, welche mit schönen Heiligenbildern ausgeschmückt war, worunter sich jene der heil. Coletta, Euphrasia, Marina und Landrade befanden. In der ehemaligen Residenz der Stifterin wohnten der Pater Commissarius, zwei andere Priester und ein Laienbruder aus dem Franziskanerkloster zu St. Hieronymus, um den täglichen Gottesdienst zu besorgen und überhaupt den geistlichen Verrichtungen im Stifte obzuliegen.

1782 wurde das Kloster durch Kaiser Joseph II. aufgehoben, die vorderen und Nebengebäude abgebrochen, die Bauplätze und der Garten verkauft und darauf der ehemalige Fries'sche Palast, so wie die beiden evangelischen Bethäuser erbaut. Auch wurde die Mauer, welche vom Kloster an die Stallburg hinüber schloß, abgebrochen und dadurch die untere Breunerstraße, welche früher nur bis an die Klostergebäude und zur Stallburg reichte, bis zum heutigen Josephplatz verlängert wurde. Letzterer wurde dadurch auch zum freien Plage, da sich früher hier ein Theil des Hofgartens, später eine geschlossene Reitschule daselbst befunden hatte und nach dem Baue der kaiserl. Bibliothek derselbe Bibliothekplatz genannt worden war.

Mit der neuen Umgestaltung aber erhielt dieser Platz von dem erhabenen Veranlasser derselben den Namen Josephplatz, lange vorher, ehe die Statue des unsterblichen Monarchen darauf errichtet wurde. Das Marienbild wurde zu den Augustinern, die Leiche der königlichen Stifterin aber in die Fürstengruft nach St. Stephan übertragen.

## Uebersicht der merkwürdigsten, verschwundenen Gebäude in der Stadt und den Vorstädten.

Bei dem jetzt herrschenden Verschönerungs- und Neuerungs- verfahren in Wien wird sich dasselbe zwar bald als eine neue, schöne und überwohnlische Stadt darstellen, allein, es ist nicht zu läugnen, daß dadurch viele historisch-wichtige und interessante Erinnerungen, die sich an die verschwundenen Gebäude knüpften, mit der Zeit ganz verloren gehen. Und zwar um so mehr, je weniger, unbegreiflicher, ja sträflicher Weise, dafür gesorgt wird, wenigstens durch treue Abbildungen das Andenken derselben zu erhalten.

In dieser Hinsicht müssen wir dem ältern Merian, dem wackern Kupferstecher Delfenbach (welcher nach Fischer von Erlach's Zeichnungen stach und jetzt leider fast ganz vergessen ist) vor Allem aber dem verdienstvollen P f e f f e l in- nigen Dank zollen, daß sie uns im 17. und 18. Jahrhunderte die merkwürdigsten Bauwerke Wiens, die sie mindestens selbst noch vorfanden, in getreuen Abbildungen überlieferten. Leider aber hat uns selbst das sonst so reichhaltige Werk P f e f f e l s : Abbildung von Wienerischen Gebäuden u. Wien 1720 bis 1750, nicht alle der Erinnerung werthe Gebäude, und dafür viele unbedeutende Privathäuser und Gärten aufbewahrt, für die wir uns durchaus nicht mehr zu interessiren vermögen. So fehlen in demselben z. B. die Nonnenklöster zu St. Joseph (Siebenbücherinnen) und zu St. Agnes (Königskloster), eine vollständige Uebersicht des alten Federhofes u.

Bei dieser Uebersicht, die ich mit großer Vorliebe und nach den genauesten Forschungen in Bibliotheken und antiquarischen Sammlungen unternahm, muß ich mich daher natürlich bloß auf solche Gebäude beschränken, die entweder ganz ver-

schwunden oder durch Neubau vom Grunde aus so durchaus umgestaltet sind, daß auch keine Spur ihrer alten Gestalt mehr zu finden ist. Solche Gebäude muß ich leider ausscheiden, die schon vor vielen Jahrhunderten verschwunden sind und an deren Stelle zum Theile jetzt bereits wieder alte Bauwerke stehen, theils, weil gar kein Anhaltspunkt rücksichtlich ihrer Gestalt existirt, theils weil sie, der fernsten Tradition angehörig, kein Interesse mehr erwecken dürften.

In diese Kategorie muß ich auch viele große Gebäude nothgedrungen einreihen, welche vor und bei der ersten türkischen Belagerung Wiens vor der Stadt verschwunden sind und deren einige der bildlichen Aufbewahrung wohl würdig gewesen wären, so z. B.: Das große Frauenkloster zu St. Coloman, zu St. Nikolaus vor dem Stubenthore, das Frauenkloster zu St. Margareth, die Kirchen zu St. Anton, zu St. Johann, zu St. Wolfgang, zu St. Philipp und Jacob, zu St. Martin, welche auf der Landstraße, Wieden und in den sogenannten Lücken oder Häuserreihen, welche damals das heutige Glacis bedeckten, standen. Ferner das große Bürgerspital mit der Kirche zum heiligen Geist an der Wien bei der steinernen Brücke, endlich das große Frauenkloster zu St. Magdalena außer dem Schottenthore. Von allen diesen interessanten Bauwerken ist auch nicht der mindeste Fingerzeig mehr erhalten, wie sie ausgesehen haben mochten und ihre Erinnerung ist für uns bis auf die unbestreitbare Thatsache, daß sie einst wirklich bestanden haben, für immer verloren.

Wie natürlich lasse ich in dieser Übersicht jene Gebäude weg, die in dem vorliegenden Werke ausführlich speciell beschrieben sind und werde zu diesem Zwecke bei den Schlagwörtern auf die betreffende Stelle im Buche hinweisen. Möglich, ja sogar höchst wahrscheinlich ist es, daß trotz meiner

Vorliebe für diesen Gegenstand und meinen eifrigen Forschungen mit dieses und jenes wichtige Gebäude entgangen seyn mag, allein der Gegenstand ist zu reichhaltig und kann daher auf vollkommen erschöpfende Vollständigkeit unmöglich Anspruch machen. Das übrigens nicht dürftige Resultat meiner jahrelangen Forschungen, mit, wo es thunlich war, Angabe der bewährtesten Quellen derselben, ist folgendes:

1. Die alte Herzogburg, 1142 von Herzog Heinrich Jasomirgott auf dem heutigen Hof erbaut, schon 1206 aber unter dessen Enkel, Herzog Leopold VII., dem Glorreichen, nachdem es kurze Zeit als Münzhaus gedient hatte, den Carmelitern übergeben, da sich Letzterer an der Stelle der jetzigen Kaiserburg einen neuen Palast baute. Fortan hieß es daselbst zu den weißen Brüdern am Hof, bis das Kloster 1554 von Ferdinand I. den nach Wien berufenen Jesuiten übergeben ward, nach deren Aufhebung 1773 der Hofkriegsrath seinen Sitz daselbst aufschlug. — Daß also die alte Herzogburg genau auf derselben Stelle stand, wo sich jetzt das Gebäude des Hofkriegsrathes befindet, darüber ist kein Zweifel möglich. Wie sie aber eigentlich ausgesehen habe, darüber sind keine beglaubigten Urkunden vorhanden. Nach Fuhrmann, der in zwei kleinen Ansichten des alten Wien unter den Babenbergen diese Burg als ein längliches Viereck mit einem großen Hofe darstellt, war es ein regelmäßiges, gleichförmiges, zweistöckiges Gebäude; da uns jedoch die Quellen gänzlich unbekannt sind, nach welchen Fuhrmann seine Zeichnungen verfertigen ließ, oder, wie er häufig zu thun pflegte, selbst verfertigte, so ist deren Autorität füglich zu bezweifeln.

2. Die Kirche zu St. Bankraz auf dem Hofe, befand sich an der Stelle der heutigen Nunciatur und war, wie ältere Schriftsteller wohl nicht mit Unrecht vermuthen,

die Hofcapelle der Herzogburg, muß also wohl zu gleicher Zeit mit dieser entstanden seyn. Schon Fuhrmann sagt in seiner Beschreibung von Wien: „man weiß zu unserer Zeit nichts mehr davon,“ indessen kann sie erst um die Hälfte des sechs-zehnten Jahrhunderts abgebrochen worden seyn, da sie in einer Abbildung in Braun's merkwürdigem Städtebuch \*) noch vorkommt, obschon auf derselben nicht mehr davon, als ein kleiner spitzer Thurm zu sehen ist, auch Lazius noch, obwohl in sehr karglichen Worten, davon spricht.

3. Das sogenannte Hasenhaus in der Kärnthnerstraße, an der Stelle, wo sich jetzt das Haus zu den drei Löwen befindet. Hier erbaute sich König Mathias Corvinus, nachdem er Wien erobert hatte, eine eigene Burg mit Seitengebäuden, die er fortan bewohnte und in welcher er auch starb. Nachdem Maximilian I. Wien wieder in Besiß genommen hatte, traten abermals Privatgebäude an deren Stelle, da man so schnell als möglich alle Spuren von Mathias Anwesenheit in Wien zu verlöschen suchte. So bestand dieses merkwürdige Gebäude nur etwa 5 bis 6 Jahre. Leider besitzen wir weder eine Abbildung von der Königsburg, noch von dem alten Hasenhaufe und wir wissen nicht einmal, ob es den letzteren Namen vor oder nach der ungarischen Occupation erhalten habe; selbst der Umstand, daß sich derselbe von ehemals darauf befindlichen Jagdstücken herschreibe, ist nur Vermuthung. Wie, wenn sich derselbe vielleicht auf das schnelle Abziehen der Ungarn nach Mathias Tode bezöge? Diese Ansicht ist freilich auch nur Vermuthung, läge aber ganz im Geiste jener Zeit, wo man dem fliehenden Feinde weder goldene

---

\*) Braun et Hogenberg. Civitates orbis terrar. Lib. I. VI. Col. Agr. 1581 — 1582.

Brücken baute, noch goldene Meinungen über ihn aussprach. Man erinnere sich an die Spötteleien in den Türken-, Preußen- und Franzosenkriegen.

4. Die alte Kirche zu St. Peter, angeblich von Karl dem Großen um das Jahr 800 erbaut, stand auf dem Plage der heutigen Peterskirche in der Stadt und wurde 1702 wegen Baufälligkeit abgetragen, Anfangs jedoch mit theilweiser Beibehaltung der alten Fagade, die erst 1734 durch eine neue, die noch jetzt bestehende, ersetzt wurde. Obschon die Zeit der Erbauung nicht historisch nachgewiesen werden kann, so ist doch urkundlich erwiesen, daß St. Peter lange vor St. Stephan eine Pfarre gewesen. Der Schottner-Stiftsbrief, welcher ihrer mit St. Rupprecht, St. Bankraz und Maria am Gestade gedenkt, ist die erste urkundliche Spur derselben. Die uralte Abhängigkeit St. Peters von den Schotten hörte 1544 auf, als Ferdinand I. auf das landesfürstliche Lehensband auf den Thurm und Edelhof zu Stammersdorf verzichtete und sich dagegen von der Abtei das Patronatsrecht über St. Peter und St. Rupprecht abtreten ließ. Erbauer der neuen Peterskirche war Franz von Cischini aus Kloster-Neuburg, der im Alter von 71 Jahren den Bau begann und von dem man noch heutigen Tages, jedoch ohne allen glaubwürdigen Grund, erzählt, daß er über den kühnen Bau selbst bestürzt gewesen und, weil er ihn nicht für haltbar gehalten, entflohen sei. Der Ungrund dieser Sage ist leicht darzuthun. Hätte er diese Meinung wirklich gehabt, so wäre er ein schlechter Bauverständiger gewesen und als solcher hätte er dieses Gebäude nicht aufführen können. Die alte Peterskirche, die nur in Merians und den älteren Totalansichten von Wien abgebildet ist, von wo sie der verdienstvolle Schläger auch in seine Skizzen aufnahm, war ein nicht eben hohes gothisches Gebäude mit einem

starken und hohen viereckigen Thurme mit schlanken Giebelspitzen. Vater Fuhrmann sagt in seiner Beschreibung von Wien: „Wie man von der vorigen St. Peterkirche erzählen gehört, war dieselbe nicht nur klein, sondern finster, lag tief in der Erde und man mußte bey dem Eingang über einige Stäffeln hinunter steigen“. Wahr muß diese Angabe jedenfalls seyn, da Fuhrmann gewiß viele ältere Leute kannte, welche die alte Peterkirche noch gesehen hatten. Daß man gar keine eigene Abbildung davon hatte und bewahrte, ist unverzeihlich und also auch schon eine alte Klage.

5. Der sogenannte Heilthumsstuhl an der St. Stephanskirche wurde, als Herzog Rudolph IV. die kostbaren Reliquien von der Burgcapelle dahin übertragen ließ, um 1360 erbaut. Es war ein längliches Gebäude, das mittelst eines Schwibbogens den Eingang von der Bischofsgasse auf den Stephansplatz in der Gegend der Brandstätte bildete. Auf der andern Seite hing es durch ein daselbst stehendes kleineres Gebäude mit dem Bischofshof zusammen. Aufwärts, der Stephanskirche gerade gegenüber lief wieder ein niedriges Gebäude bis zu der damals hier bestehenden St. Magdalena = Capelle und dadurch schied sich der eigentliche Stephansplatz vom Stockmeisenplatz. Der Heilthumsstuhl hatte auf jeder Seite 15 Fenster, aus welchen die reichgeschmückten Reliquien am ersten Sonntage nach Ostern, als am Feste der Kirchweihe der St. Stephanskirche, dem andächtigen Volke herab gezeigt wurden und zuletzt mit dem darunter befindlichen Partikel des Kreuzes Christi der Segen gegeben wurde. An besondern Festtagen der Heiligen wurden deren Reliquien hier auch zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt. 1700 wurde der Heilthumsstuhl abgebrochen, wodurch der Eingang von der Bischofsgasse auf den Stephansplatz frei

wurde. Die Reliquien aber wurden in die Sacristei oder Schatzkammer der St. Stephanskirche übertragen. Eine schöne Abbildung des Heilthumsstuhles befindet sich in dem seltenen Reliquienwerke, das zu Wien 1490 von dem Buchdrucker Hans Winterburg herausgegeben wurde und wovon auch eine gelungene Copie in Schlagers Skizzen erschien.

6. Der alte Lazenhof wurde an die Stelle des heutigen von dem berühmten Geschichtschreiber Dr. Laz selbst 1530 gebaut und dessen Außenseite mit kostbaren Denkmälern aus der Urzeit Wiens, dann mit römischen Meilenzeigern, Gelübde- und Gedenksteinen und Legionärsiegeln geschmückt. Unter diesen Steinen befanden sich auch mehre höchst merkwürdige, worauf Vindobona als Municipium und Standort der Fabianischen Cohorte genannt wird. Um 1650 wurde der Lazenhof neu gebaut und bei dieser Gelegenheit verschwanden nicht nur diese herrlichen alterthümlichen Schätze, sondern sie wurden von dem unverständigsten Vandalismus sogar gleich anderem gemeinen Baumaterialie verwendet. Leider existirt gar keine Abbildung dieses verschwundenen historisch merkwürdigen Gebäudes.

7. Das Brunnenhaus am hohen Marke. Ein nettgebautes, mit einem Erdgeschosse, einer sogenannten Mezzanie und zwei Stockwerken, dann einem Mansard- oder gebrochenen Dache versehenes Gebäude, stand zwischen dem magistratischen Civilgerichtshause und dem jetzigen Sina'schen Gebäude frei am Plage. Da in früherer Zeit am Hohenmarkt der Fischmarkt abgehalten wurde, so befand sich in diesem Hause wahrscheinlich der Wasserbehälter, woher der Name. Um 1760 wurde es zur Vergrößerung des Plazes und weil seine Bestimmung wegfiel, da der Fischmarkt um diese Zeit gegen den Salzgries hin verlegt wurde, abgebrochen. In Delsenbachs und Pfeffels Werken aber ist uns seine Ansicht aufbehalten.

8. Die beiden kaiserlichen Favoriten, s. unten.

9. Der alte Freisingerhof auf dem Graben.

Ein uraltes, aus mehren Abtheilungen bestehendes Gebäude, an der Stelle des jetzigen Trattnerhofes, welches ursprünglich Otto, Bischof von Freisingen, ein Sohn des heil. Leopold um 1140 erbaute. Der dabei befindliche Korn- und Schüttkasten wurde unter König Ottokar um 1176 in eine Capelle zum heil. Georg umgebaut. Rudolph von Habsburg und Friedrich der Schöne überließen den Hof auf ewige Zeiten dem Bischof und Capitel zu Freisingen in Baiern. 1773 erkaufte ihn der Buchhändler Thomas Edler von Trattnern, ließ ihn abtragen und erbaute an dessen Stelle den heutigen weiträumigen, seinen Namen tragenden Hof. Der neue Name fand jedoch nur äußerst schwer Eingang und noch heute wird er von Vielen aus der gemeinern Classe der alten Wiener Freisingerhof genannt. Der Freisingerhof bestand eigentlich aus fünf einzelnen Gebäuden. Das erste rechts gegen die Schlossergasse zu war ein schmales, zwei Stock hohes Haus, die Fronte gegen die Gasse, mit einem Giebelbache, die unteren Fenster vergittert. Das zweite daran stand überquer, hatte drei Stockwerke mit Gitterfenstern, der erste Stock war mit einem Basrelief, die Vermählung Mariens vorstellend, geziert. Unten befand sich eine kleine Eingangspforte. Die schmale Vorderseite hatte drei unregelmäßig angebrachte Fenster, das Ganze ebenfalls ein Giebeldach mit einem Erkerfenster. Unmittelbar daran stieß die St. Georgscapelle mit einer großen Sonnenuhr, auf der linken Seite hatte dieselbe einen schlanken, hohen, viereckigen und mit Blech gedeckten Thurm.

An der Ecke der Capelle stand ein schmaler, netter Erker. An der vorderen Fronte lief ein niedriger Anbau bis fast zu dem Eingangthore des vorerwähnten Hauses fort, in wel-

hem sich Kaufläden befanden. Darauf folgte ein schmales zweistöckiges Haus mit sehr hohem Dache, welches das schon damals nicht unansehnliche Eingangsthor enthielt und auf welchem zwischen den Gitterfenstern des ersten und zweiten Stockwerkes das Freisingen'sche Wappen in Stein ausgehauen war. Das letzte Gebäude zur Linken, gegen die Dreifaltigkeitssäule zu, war ein höchst unregelmäßiges, alterthümliches Haus mit zwei Stockwerken, im ersten große Gitterfenster, im zweiten auffallend schmale, offene Fenster. Allen Anscheine nach war dieß das ursprüngliche Gebäude, da sein Ansehen fast an eine alte Burg erinnert. Zur Rechten ragte ein ganz frei stehender Schornstein bis über das Dach, darauf folgte in dem Zwischenraume einer Fensterbreite ein stattlicher Erker mit einem spitzen Dache, dann kamen noch zwei Fenster; ein fortlaufender Bau, aber mit viel niedrigerem Dache, schloß das Ganze. Letzterer enthielt nur ein großes Gitterfenster und zwei unregelmäßige offene Fenster im zweiten Stockwerke, deren eins durch den gerade in der Mitte emporstehenden freien Schornstein fast verdeckt wurde.

An der Vorderseite dieses Gebäudes war ein Haus mit drei und eins mit zwei Giebel angebaut, deren ersteres fünf kleine Gitterfenster und drei hohe Siebelfenster, letzteres aber drei große Gitterfenster mit einer Art Balcon enthielt. Die Dachgiebel reichten weit über die Gitterfenster des ersten Stockes von dem Hauptgebäude hinaus und diese sahen zwischen jenen hervor. Unten befanden sich Kaufläden. Die besten Ansichten des alten Freisingerhofes lieferten Delsenbach, Pfesfel und die über die Erbhuldigungen Ferdinand IV., Joseph I., Karl VI. und Maria Theresia erschienenen Kupferwerke, dann eine jetzt sehr seltene, 1680 erschienene Ansicht des Grabens mit der ursprünglich hölzernen Dreifaltigkeitssäule.

10. Die Kirche zum heil. Geist im Bürger-  
spitale s. S. 389.

11. Der große kaiserliche oder Maria = Zel-  
ler = Kirchhof in der Alservorstadt links hinter der ehema-  
ligen Schwarzspanierkirche, die gegenwärtig zum militärischen  
Bettenmagazin bestimmt ist. Unter den vielen, vormalig inner  
den Linien Wiens bestandenen Kirchhöfen war dieser der  
größte und ansehnlichste. Er befand sich an der Stelle, wo  
jetzt das Militärspital und andere neuere Gebäude zwischen der  
Alfer = und Währingergasse sich befinden und entstand 1570  
unter Kaiser Maximilian II.; wurde jedoch später, als unter  
Kaiser Ferdinand II. Kirche und Kloster der Benedictiner zum  
Berge Montserrat erbaut wurden, erneuert, erweitert und  
verschönert.

Schon der Eingang, gegen die Kirche zu, war imposant  
und bestand aus einem großen, runden, thurmsförmigen Por-  
tal mit großer Kuppel, mit dem Doppeltkreuze geschmückt.  
Von da gelangte man rechts in eine großartige Halle mit  
weiten bogenförmigen Öffnungen, die sich im Viereck um  
den ganzen Gottesacker zog, weite, mit Ziegel gepflasterte  
Gänge bildend. Der vordere Theil dieser Gänge gegen die  
Kirche zu, war für die Katholiken, der am entgegengesetzten  
Ende für die anderen Glaubensgenossen bestimmt. An den  
Mauerabtheilungen zwischen den bogenförmigen Ausschnitten  
waren schöne Grabmale, zum Theile mit kostbaren Basreliefs  
angebracht, die jedoch bei der türkischen Belagerung 1683  
sehr gelitten hatten. Auch der Fußboden war mit Gedäch-  
nißsteinen überlegt und so bildeten diese Hallen ein wahrhaft  
schauerlich = ehrwürdiges Denkmal des Todes. Im inneren  
freien Raume des Gottesackers befanden sich die übrigen  
Grabstätten mit ebenfalls zum Theile sehr schönen Monumen =

ten, alle Gräber aber zum wenigsten mit eisernen Kreuzen geziert. In der Mitte des Kirchhofes stand die Capelle zu Maria = Zell, ein um 1702 durch die Benedictiner errichtetes schönes Gebäude, mit dem Doppelkreuze geschmückt, doch ohne Glockenthurm. Die Vorderseite zierten ein großes vieredriges Fenster ober der Eingangsthüre und vier Pilaster nach jonischer Ordnung, den Giebel ein großes rundes Fenster. An den Seiten waren erhöhte Bogenfenster angebracht. Die Capelle besaß ein sehr verehrtes Gnadenbild der heiligen Jungfrau, nach jenem zu Maria = Zell befindlichen geformt.

Als unter Kaiser Joseph II. alle Begräbnisse inner den Linien verboten wurden, ward auch dieser schöne Kirchhof, dessen theilweise Ansicht uns Pfeffel aufbewahrte, aufgehoben, Capelle und Halle abgebrochen und der Platz in der Folge überbaut.

12. Die St. Magdalenakirche oder Capelle am Stephansfreithof. Dieses uralte Kirchlein stand neben der St. Stephanskirche gegen den Stockmeisenplatz zu und machte auf einer Seite gegen die Kärnthnerstraße, auf der anderen gegen den Stephansplatz Front. Zwischen ihr und dem kleinen Thurme der Stephanskirche, rechts, lief nur ein schmaler Durchgang, auf der anderen Seite hing sie mit einem abwärts laufenden niedrigen Gebäude zusammen, das wieder mit dem oben S. 448 beschriebenen Heilthumsstuhle verbunden war. Den Ursprung dieses Gebäudes wissen die ältesten Chroniken nicht anzugeben, alle treffen aber darin überein, daß sie in Hinsicht auf Alterthum selbst die Stephanskirche überreiche.

Sie besaß auch eine unterirdische, natürlich noch ältere Capelle, der heil. Helena gewidmet, worin sich verschiedene merkwürdige Monumente befanden. Paps Innocenz XI. be-

gabte sie 1696 mit vielen Indulgenzen und hier war auch der Hauptversammlungsort der einst in Wien so verbreiteten Bruderschaft der sogenannten 72 Jünger Christi, welche, wenn das Altarssakrament zu den Kranken getragen wurde, dasselbe stets mit Lichtern, Fähnlein und Baldachin begleiteten, wie man das in zahlreichen alten Bildern dargestellt sieht. Auch wurde in dieser Kirche die St. Johannes-Bruderschaft errichtet, welche, da sie aus Wiener Advokaten und Notaren bestand, die Schreiber-Zeche genannt wurde. Dieselben hatten auch das Vorrecht, die Metten vor den hohen Festen um 10 Uhr vor Mitternacht zu halten. Den 12. September 1781 entstand in dieser Kirche aus unbekanntem Ursachen Feuer, wodurch sie dergestalt verheert und zur Ruine gemacht wurde, daß sie ganz abgetragen werden mußte, wodurch der Platz sehr an Umfang gewann. Die Ansicht derselben ist uns in der großen Totalansicht von Wien im Vogelperspectiv in Braun's Städtebuch, dann einer Ansicht des alten Rosmarktes (Stoß im Eisenplatz) nach einer höchst seltenen Zeichnung aufbehalten. Es war ein alterthümliches, kleines, mit Zubauten versehenes Gebäude. Der viereckige zwei Stockwerk hohe Thurm stand in der Mitte desselben, seine ziegelgedeckte Kuppel lief von vier Seiten in eine stumpfe Spitze zusammen.

13. Das Nonnenkloster zu St. Laurenz, f. S. 414.

14. Das Nonnenkloster zu St. Jakob, f. S. 384.

15. Das sogenannte Königs-kloster, f. S. 434.

16. Das Nonnenkloster der Siebenbüchnerinnen, f. S. 417.

17. Das Kloster zu der Himmelspfortnerin, f. S. 378.

18. Das schöne Eingangsthor von der Stadt in die Burg. Kaiser Karl VI., dem es immer um Verschönerung der Stadt Wien und seiner eigenen Residenz zu thun war, befahl 1712, statt der bisherigen einfachen Eingangspforte, welche von dem unteren Ende des Schweizerhofes bis an die damalige Reichskanzlei (ein zweistöckiges nicht eben ansehnliches Gebäude) reichte, ein geschmackvolles Thor in Gestalt eines Triumphbogens zu erbauen. Der Bau wurde dem damaligen geschickten Hof-Ingenieur Lucas Hildebrand übertragen und war im August des genannten Jahres mit aller Pracht und Zierlichkeit der damaligen Zeit vollendet.

Es war im römischen Style mit einem mittleren großen Durchfahrtsbogen und zwei kleinern zu beiden Seiten zum Gehen, aufgeführt. Oben bildete es eine Plattform, zu beiden Seiten mit einem steinernen Geländer versehen. Die Seite gegen die Stadt war oben besonders schön verziert. In der Mitte stand ein, die Himmelskugel tragender Atlas, zur Rechten deutete ein weibliches Standbild, auf eine Säule gestützt, auf Beständigkeit, zur Linken Herkules mit der Keule auf Tapferkeit — und beide spielten zugleich auf Karls Wahlspruch: *Constantia et Fortitudine an.* Auf dem Piedestale des Atlas, der zugleich die Wichtigkeit und Bürde des Regimentes andeutete, war die Inschrift angebracht: *Imperante Caes. Aug. Carolo VI. Pio, Fe. Victore P. P. Porta Palatii. Renovata A. ER. Ch. M.DCC.XII. Imp. I.* Das ganz auf eigene Weise, wahrscheinlich des Raumes wegen abgekürzte *Fe.* hieß natürlich *Felice.* Die Buchstaben *A. ER. Ch.* heißen *Annus Erat Christi etc.* Unter die-

fer Schrift war zwischen zwei Genien der Doppeladler angebracht, mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben des kaiserlichen Namens auf der Brust. Den Schlussstein des großen Bogens bildete das Doppelantlitz des Janus. In den Feldern über den zwei Nebenportalen waren, von dem kunstfertigen Geräus, damaligen Direktor des kaiserl. Münzen- und Medaillenkabinetes angegeben, vier Marmorbasreliefs: Jason, das goldene Vlies suchend, mit der Inschrift: *Sic patriam fugimus* als Sinnbilder von Karls Reise über England, Holland und Portugal nach Spanien. — Jason mit dem goldenen Vliese zurückkehrend mit der Inschrift: *Quanta per Aequora vectum accipio.* — Barcellona's Entzug während einer Sonnenfinsterniß mit dem Motto: *Tibi signa dedit*, und endlich der an seinen Säulen ruhende Herkules, drei Lorberkränze haltend, welche an die siegreichen Schlachten anspielten, die Karls Heere 1710 bei Almenara, Saragossa und Villaviciosa erschritten mit der Inschrift: *Ter Victor in Anno.*

Am Gitter des Ganges waren auf der Stadtseite an den äußersten Enden zwei, gegen den Burgplatz aber vier große Trophäen aufgerichtet. Dieses prächtige und auch kunstreiche Werk bestand jedoch nicht länger als 16 Jahre und wurde 1728, als Karl den großartigen Plan des neuen Baues der Burg ausführen wollte und die neue schöne Reichskanzlei wirklich erbaut wurde, wieder abgetragen. Ansichten desselben befinden sich in Pfeffel, dann auch in Fuhrmann's Beschreibung von Wien.

19. Die alte steinerne Brücke über die Wien gegen die Wieden zu. Dieselbe wurde schon Anfangs des 15. Jahrhunderts erbaut und war ein schwerfälliges, massives Gebäude mit einer Durchfahrt und einem Gange auf der

linken Seite von der Stadt. Geschieden waren diese Gänge durch ziemlich hohe Mauern, auf welchen fünf große steinene Statuen standen und zwar: 1. Die Statue des heil. Domitian als eines der Landespatrone des Herzogthums Kärnthens mit der Beischrift: *SanCto DoMitlano Pio Patri. Patria CärinthI. Vienna Vnll ple StatVere*, woraus sich die Jahreszahl 1625 ergibt. — 2. Eine Statue des heil. Königs Wenzeslaus mit der Inschrift: »Franz Ignaz Bartislau Graf von Mitrowisch, der Röm. Kayf. Maj. würcklich geheimer Rath, Cammerer und Stadthalter im Königreich Böhem. Anno1704,« dann: *S. Wenceslaus Rex Boh. R. V.1762.* — 3. Eine Statue des heil. Johann von Nepomuk. — 4. Das Bildniß der schmerzhaften Mutter Gottes, Christus auf dem Schooß, dabei die Verse in Marmor eingehauen:

Vor Hunger, Pest und Kriegs-Gefahr  
O Mutter Gottes uns bewahr  
Erhör dein Volk und steh uns bey  
So seynd wir aller Straffen frey.

17. Ex Voto 39.

Das fünfte und merkwürdigste Monument war eine alte große Kreuzsäule, welche einerseits in Marmor die Inschrift führte:

»Das Kreuz haben machen lassen ain Eöbl. Handwerck der Beckhen und Beckhen-Knecht aus ihrer Beck zu Wien in die Ehren Gottes und seiner lieben Muetter, da man zelt nach Christi Geburth 1414 Jahr und hernach wiederum ben renovirt  
An. 1600 den 25. Juni.

Ren. 1691. A. 1757. I. B.«

Auf der anderen Seite befanden sich die mangelhaften Verse, welche man noch heutigen Tages auf vielen Säulen Schimmer, Wien zc.

trifft, die auf Befehl Kaiser Rudolph II., nach Wiedereroberung der Festung Raab 1598 errichtet wurden:

»O Christ, wenn du dieß Kreuz siehst an,  
So sag Gott Dank in dem Fürgang,  
Wegen der edlen Bestung Raab,  
Die uns der Türt hat drungen ab  
Im September 94 . . . wieder  
Über im 98 . . . Jar  
Im Marti wider einnehmen lahn  
Sey Lob, Ehr und Preis im höchsten Thron.«

Als diese Brücke 1821 abgetragen und die neue mit eisenen Geländern und den zwei Gehwegen erbaut wurde, verschwanden auch natürlich diese Standbilder. Das Muttergottesbild von der letzterwähnten Kreuzsäule aber wurde in einer Nische eines unweit der Brücke links am Wienflusse stehenden Hauses angebracht und eine darunter stehende Inschrift besagt dessen Ursprung und frühere Bestimmung.

Die alte steinerne Brücke vor dem Stubenthore hatte ungefähr gleiche Beschaffenheit mit der vorerwähnten und darauf stand eine uralte große Kreuzsäule mit den Bildnissen des gekreuzigten Heilandes, Maria und Johannes. Auch war ein sogenanntes Vesperbild (Schmerzhaftes Mutter) dabei, hinter Glas und eisener Gitter verwahrt. Bei dem Neubau verschwand es ebenfalls.

20. Das Siechenhaus zum Klagbaum auf der Wieden und die Kirche zu Maria-Heimsuchung an demselben.

Diese uralte Stiftung befand sich auf der alten Wieden Hauptstraße unterhalb der Piaristenkirche zu St. Thekla, an der Stelle, wo sich noch heute die Klagbaumgasse befindet und nahm die Plätze der jetzigen Häuser 442 bis 445 ein.

Das Spital sammt der kleinen Kirche wurde schon 1267 von Meister Gebhard, Pfarrer bei St. Stephan, gegründet und in Pez Collectan. rer. Austriae. lesen wir darüber: „In dem Jahre 1267 hat vorerwähnter Gebhard, Pfarr-Herr (Plebanus) zu Wien, das Haus der Ausfägigen zu Wien, an dem Orte, so Klagbaum geheissen, aus seinen Mitteln erbauet und der ehrwürdige Bischof von Passau, Herr Peter, hat in Gegenwart des Cardinals Guido die Kirche daselbst eingeweiht.“

Bei der ersten Belagerung Wiens durch die Türken 1529 wurden Spital und Kirche gänzlich zerstört; eine fromme Matrone, Barbara, Gräfin von St. Georgen und Pöfing, ließ sie jedoch wieder neu und größer aufbauen. 1683 wurden sie abermals durch die Türken abgebrannt und verheert und auf Kosten des Bürgerspitales nach dem Abzuge der Feinde wieder hergestellt. Seit dieser Zeit besorgte auch die Pfarre von St. Marx den Gottesdienst und die Seelsorge in dem Kirchlein. Als 1785 das alte Spital zum Klagbaum, nebst andern zerstreuten Siechenhäusern aufgehoben und die Kranken in das allgemeine Krankenhaus übersetzt wurden, ward es sammt dem Kirchlein abgebrochen, die Plätze wurden verkauft und zu Privatgebäuden verbaut. Das Spital war ein düsteres altes Gebäude mit niedrigen kleinen Fenstern; die Kirche, mit der Fronte gegen die Hauptstraße, war klein und unansehnlich und hatte einen niedrigen viereckigen Thurm. Folgende Aufschriften waren von Außen angebracht:

„Gebt um Gottes Willen den Armen,  
So wird sich Gott über euch erbarmen,“ dann

„Christlichen Willmainen und besten Willen, nach der Wolgeborenen Frauen Frauen Barbara, geb. Gräfin zu S. Torgen und Pöfing Wittib, so dieses Gebäu den Armen zu bessern ire Aufent-

haltung fürgenommen worden, mit und aus Verordnung des Wolgebornen Herrn, Herrn Reicharten Strein, Herrn zum Schwarzenau, Hartenstein und Tiernstein, des Tals Wocau und Freydenck: Ro. Kay. Mt. Rat, als testaments Executores.“

### Die beiden kaiserlichen Favoriten in Wien.

Als die Stürme des unheilvollen dreißigjährigen Krieges vorüber waren und der ersehnte Friede wieder seine segnenbringenden Fittige über Österreichs Gauen ausbreitete, erhob sich allgemach neues Leben und fröhliches Treiben in Wien; die seit langer Zeit unterbliebenen Belustigungen des heiter gestimmten Volkes begannen wieder, und auch Kaiser Ferdinand III., der in dem blutigen Schauspiele selbst eine wichtige Rolle gespielt hatte, wollte nun auch die Segnungen des Friedens ruhig genießen.

Deshalb erbaute er sich auf einer anmuthigen, buschreichen Au an der Donau, oberhalb der damaligen Judenstadt, später Leopoldstadt genannt, ein freundliches Schloßlein, ließ rings um dasselbe Gartenanlagen nach dem damaligen holländischen Geschmacke machen und bewohnte es mit Vorliebe in der schönen Jahreszeit. Daher der Name kaiserliche Favorita; der Garten aber hieß von dieser Zeit an: der Augarten, nachdem er vorher ein Theil der ehemaligen Wolfsau gewesen war.

Der Kaiser war so eingenommen für diese seine Lieblingschöpfung, daß er in der Folge auch auf einem freien Grunde der Vorstadt Wieden ein Lustgebäude mit einer Capelle und weitläufigem Garten anlegte, welches nun die neue Favorita, jenes im Augarten aber die alte Favorita hieß. Leopold I. vergrößerte und verschönerte die letztere in den ersten

Jahren seiner Regierung und nahm ebenfalls häufig seinen Sommeraufenthalt daselbst. Bei dem Einfall der Türken (1683) aber wurde am 17. Juli die Leopoldstadt von ihnen mit Sturm genommen und nebst allen anderen Palästen auch die alte Favorita in Brand gesteckt, die Gärten verwüstet und das Gebäude selbst so viel möglich beschädigt und zerstört. Nach deren Abzug wurden zwar die Gärten wieder in Stand gesetzt, Kaiser Leopold I. aber wandte nun seine ganze Aufmerksamkeit der neuen Favorita zu, und so blieb das Gebäude der alten bis zur Zeit Kaiser Joseph I. in Ruinen, welcher es zum Sommeraufenthalt für die verwitwete Kaiserin Mutter, Eleonora Magdalena Theresia, aufs Neue zu bauen anfang. Auch wurde von diesem Kaiser die große Lindenallee, welche den Zugang zum Schlosse bildete, angelegt. Nach dem frühen Tode Josephs aber gerieth der Bau wieder ins Stocken, da mittlerweile das neue Lustschloß Schönbrunn erbaut worden war, und so blieb das Gebäude der alten Favorita unvollendet und als Halbruine über 50 Jahre stehen und wurde erst unter Joseph II. abgetragen, um seiner neuen Schöpfung Platz zu machen, dem noch heute stehenden Augartengebäude, mit dessen Entstehen auch der Name Favorita erlosch.

Kaiser Joseph II. ließ den Augarten auch mit den schönen Kastanien-Alleen besetzen, wozu er gleich ausgewachsene Stämme aus den in Bauplätze verwandelten weitläufigen Gärten der Carmeliten in der Leopoldstadt nahm. Nach der Ansicht, die uns der verdienstvolle Pfefel aufbewahrte, war die alte Favorita ein stockhohes stattliches Gebäude mit zwölf Fenstern in der Fronte, mit nur Einem ausgeführten Seitenflügel. Es war auf französische Art gebaut, in der Mitte erhob sich ein viereckiger, zierlicher Thurm mit zwei Stagen. Ober der Eingangsthür war ein kleiner Balkon angebracht.

Den Vorplatz schmückte ein holländischer Garten mit wunderbarlich zugeschnittenen Bäumen und Larusstauben, dann seltsam geschmückelten Blumenbeeten und Rabatten.

Schon Kaiser Leopold vergrößerte und verschönerte, wie bereits erwähnt, die neue Favorita auf der Wieden. Man nigfaltige glänzende Feste fanden in den schönen großen Gebäuden und den weiten und kunstvoll angelegten Gärten Statt; so z. B. wurde jenes prachtvolle Bankett und Tafel darin gefeiert, welches der Kaiser 1698 zu Ehren Czars Peter I. gab. (I. Bd. S. 151.) Unter Kaiser Joseph I. blieb die neue Favorita weniger beachtet; ihren höchsten Glanz aber erreichte sie unter Karl VI. Dieser Monarch wählte sie bleibend zum Sommeraufenthalte, verwendete ungeheure Summen auf das Gebäude und die Gärten, alle großen Hoffeste und Belustigungen hatten daselbst Statt. Die berühmte Lady Montague spricht in ihren schätzbaren Briefen mit wahren Entzücken von den herrlichen Opern, welche in den Gärten der Favorita damals aufgeführt wurden, und behauptet, daß man nie etwas Prächtigeres der Art sehen könne, und daß sie die Angabe gar nicht übertrieben fände, nach welcher blos die Verzierungen und Garderobe derselben dem Kaiser über 300,000 Gulden Silber gekostet haben. Die Bühne war über einen großen Canal gebaut, theilte sich oft plötzlich in zwei Theile und ließ das Wasser erblicken, auf welchem von beiden Seiten her zwei Flotten von kleinen, zierlich geformten und vergoldeten Schiffen erschienen, die ein Seetreffen hielten, was einen ungemein schönen Anblick gewährte. Die Bühne war übrigens so groß, daß es dem Auge schwer fiel, das Ende derselben zu erreichen; die Maschinerie vortrefflich; auch wurden Caroussels und andere Belustigungen, worunter vorzüg-

lich große Scheibenschiefen mit kostbaren Preisen, gewöhnlich von der Kaiserin selbst ausgesetzt, dort abgehalten.

Mit dem Regierungsantritte der großen Maria Theresia aber ging die Glorie der Favorita für immer unter. Sie hatte gleich Anfangs Wichtigeres zu thun, als sich kostspieligen Vergnügungen zu überlassen, und zog, wie überall, das Nützliche dem Theuren und Angenehmen vor. Deshalb überließ sie schon 1746 das Gebäude mit allen Gärten käuflich dem Jesuiten-Collegium, um daselbst ein adeliges Erziehungs-Institut zu gründen, das von dieser Zeit an ihren erhabenen Namen trägt und nach manchen Veränderungen, die nicht hierher gehören, als solches noch heute besteht. Das Gebäude der Favorita ist noch fast dasselbe, wie es nach dem türkischen Einfalle 1683 neu hergestellt wurde, nur wurde der sechs-eckige blechgedeckte Thurm, ungefähr in der Mitte des Gebäudes abgetragen und es erhielt erst später den Fronton, welcher ober dem mittleren Thore angebracht ist. Auch stand damals das Gebäude auf freiem, geebneten Plage und die Erhöhung der Straße begann erst, natürlich um so bedeutender, nach dessen rechter Ecke. Folglich waren damals alle drei Thore frei und zur Einfahrt geeignet, während jetzt das obere zur Hälfte durch die sanft emporsteigende Straße verdeckt ist. Die weitläufigen Gärten aber wurden zum größten Theile als Bauplätze weggegeben und in der Folge überbaut. So gehörten z. B. das jezige Taubstummen-Institutsgebäude, wie selbst das jezige Artillerie-Gußhaus zu dem Bereiche der Favorita, deren Andenken uns jetzt nur mehr in der Gasse und Linie dieses Namens übrig ist.

Noch ist als merkwürdig anzuführen, daß sich im Wiener Diarium vom 14. Juni 1721 folgende wörtlich copirte kaiserliche Verordnung befindet:

„Heut wurd dahier, auf einer hohen Landesfürstlichen Obrigkeit ergangen = gnädige Verordnung durch ein öffentlichen Ruff jedermann kund gemacht. Was Massen erforderlich seyn wolle, damit denen, die Anwesenheit und Aufenthaltung Ihrer Kaiserlich und Catholischen Majestät in der Favorita, sich bei dem sogenannten Kärthnerthore durch die aus- und einführend = schwere Fuhren öfters ereignenden Beschwerden und Angelegenheiten, auch in Ansehung der aus- und einfahrend Kaiserlichen Ministern, Cavalieren und Richtern, dann andere Hof = fuhren, angeholten werden möchte, behörige fürsorg und zulängliche Vorsehung zu pflegen. Als will ein Hohe Bands = fürstliche Regierung zu den Ende und Abwendung aller Beschwerenüsse gemessen anbefohlen und gebotten haben, daß sobald ihre Kaiserlich = und Catholische Majestät in dero Favorita sich einfänden, und solange dieselbe alda sich aufhalten werden, diejenige, welche schwere fuhren, als Sand, Ziegel, Stein, Kalk, Bier, Kohlen, Kien, Heu, Holz und andere derlei fuhren, wie die Namen haben mögen, in- ober außer der Stadt zu fuhren haben, fruhe bis 8 Uhr, des Kärntnerthors mit ein- und ausfuhren, sich gebrauchen können: Dahingegen nach acht Uhr osterwentes Kärntnerthor umfahren und durch ein anderes Thor die Aus- und Einfuhr nehmen sollen.“ Da nun die Durchfahrt durch das Burgthor natürlich ohnehin nicht gestattet ward, so waren die Armen mit ihren schweren Lasten gezwungen, oft sehr beträchtliche Umwege zu machen. — Unter Maria Theresia hatte aber sogleich wieder die ungehinderte Durchfuhr Statt.

## Die merkwürdigsten historischen Monumente in der Nähe von Wien.

### Die alte Markgrafenburg auf dem Kahlenberge.

Während man, wie bereits erwähnt, bei uns in neuester Zeit durch unausgefügte Bauten für Wohnlichkeit und quantitativen Raum so viel gethan hat, werden doch alte Baudenkmale, an welche sich die wichtigsten historischen Erinnerungen knüpfen, gar unverzeihlich vernachlässigt.

Abgesehen von der so oft und vergeblich wiederholten Klage, daß man viele alterthümliche merkwürdige Gebäude in der Stadt und den Vorstädten verschwinden lasse, ohne wenigstens ein treues Abbild davon zu bewahren, will ich nur von großen, nicht durch einzelne Persönlichkeiten, sondern durch die Geschichte des Vaterlandes selbst ewig denkwürdigen Monumenten reden, um so mehr, da bei Ersteren nicht leicht an eine Abhilfe zu denken ist. Denn, daß man ein Haus, wenn es haufällig geworden ist, abbreche und wenn es dereinst von der berühmtesten Notabilität bewohnt gewesen und darin vor Zeiten die merkwürdigsten Facta vorgegangen wären, ist ganz in der Ordnung, am Ende selbst Gegenstand nöthiger, polizeilicher Vorsorge. Anders aber verhält es sich mit vereinzelt, in der Landesgeschichte für immer berühmten Baudenkmalen, die einestheils an Orten stehen, wo sie weder irgend Jemand heirren, noch Gelegenheit zu eigennütigen Speculationen bieten, noch endlich durch Baufälligkeit Gefahr drohen, wäre anderntheils ihr Bau nicht auch solcher Art, daß er noch für Jahrhunderte, ja Tausende der Elementarzerstörung troht. Und wir haben solche Denkmale mehr in der größten Nähe von Wien, als es leider viele Eingeborne, geschweige Ausländer wissen, da wir aus leidiger Indolenz, Gleichgil-

tigkeit, Geschäftsdrang oder wie man es sonst nennen mag, unterlassen, sie durch geist- oder wenigstens zahlreiche Abbildungen in fortwährende Erinnerung der Zeitgenossen zu bringen, wie es im Auslande mit jeder alten und unbedeutenden Burg, ja selbst mit jedem bemoosten Gemäuer, an welches sich oft nicht die mindeste historische Erinnerung knüpft, zu geschehen pflegt. Ja die Gleichgiltigkeit gegen die wichtigsten historischen und vaterländischen Erinnerungen ist so weit gegangen, daß gewiß wenigen, in anderer Hinsicht Gebildeten, die Geschichte dieser großartigen Baudenkmale hinlänglich bekannt ist. Darum halte ich es für ein Wort zur Zeit, die Aufmerksamkeit unserer Zeitgenossen auf diese erhabenen Denkmale zu lenken und wenn es gleich auf Kosten technischer Bestrebungen oder ephemerer artistischer Erscheinungen geschehen müßte.

Unstreitig das interessanteste, ehr- und merkwürdigste Denkmal aus Oesterreichs grauer Vorzeit sind die nun leider fast bis auf die letzte Spur verschwundenen Ruinen der Markgrafenburg am eigentlichen Kahlenberge, der aber seit 1695 den Namen Leopoldsberg führt und seinen uralten, seiner Gestalt ganz homogenen Namen, dem, früher „Schweinsberg“ genannten Nachbarberge abgetreten hat, dessen buschreiche Höhen nicht wohl damit im Einklange stehen. Betrübend ist indessen der Umstand, daß nicht Zeit und Witterung, sondern größtentheils Menschenhände, theils aus leidiger Zerstörungswuth, theils aus übelverstandener Neuerungswuth, dieses erhabene Monument vernichteten. Freilich trugen die immerwährenden Unruhen und Kriegsläufe früherer Zeit viel zu dem Untergange desselben bei; aber heilige Pflicht wäre es gewesen, wenigstens soviel als möglich davon zu erhalten, was jedoch leider nicht der Fall war, und so sehen wir jetzt kaum mehr, als die Grundfesten des ursprünglich mäch-

tigen Baues, die uns wenigstens noch einen Begriff von dessen einflügeltem Umfange geben.

Die Zeit der Erbauung dieser einst so prachtvollen und gewaltigen Burg fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Als durch die Tapferkeit der glorreichen Babenberge Österreichs Gauen bis an die Leitha von den Magyaren befreit waren, beschloß Leopold IV., genannt der Heilige, um als wahrer Markgraf den Marken (Gränzen) seines Landes näher zu seyn, und sie gegen die gefährlichsten Nachbarn besser überwachen zu können, die bisherige Residenz Melk zu verlassen und sich eine neue, stromabwärts in der Nähe des bereits in Ausnahme begriffenen Städtleins Tabiana, das schon „Wiene“ im Munde des Volkes genannt wurde, zu erbauen. Er ließ deshalb eine große Menge werkverständiger Leute aus Süden und Westen (Italien und Franken) kommen und legte den 8. März 1101 unter großen Feierlichkeiten und im Beiseyn vieler Ritter und Edlen den ersten Grund zu seiner neuen Burg auf dem damals ausschließlich und mit Recht also genannten Kahlen (Calen-)berge.

In Zeit von wenigen Jahren war das Gebäude vollendet und bereits im Jahre 1106 führte er seine edle Gemahlin, die durch ihren Liebreiz in allen deutschen Ländern hochgepriesene Agnes, Tochter Kaisers Heinrich IV. und Witwe des Herzogs Friedrich von Hohenstaufen, daselbst mit großem Gepränge ein und bewohnte fortan mit ihr und seinem Hofstaate die neue herrliche Burg, die 1117 noch mit neuen Festungswerken umgeben wurde. Aus einer gleichzeitigen Chronik entnehmen wir, und die Lobgesänge der Minnesänger am Hofe des späteren großen Herzogs Leopold VII. des Glorreichen bestätigen es, daß diese Burg mit königlicher Pracht aufgeführt und mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückt

war. In dem geräumigen Schloßhose, sowie in den glänzenden Sälen und Gängen war eine große Anzahl der herrlichsten Marmorbildsäulen von ausgezeichneter, meistens byzantinischer Arbeit aufgestellt. Springbrunnen und anmuthige Lustgärtlein belebten die wohnlichen Räume und mancherlei fröhliche Feste, Turniere und Ringelrennen fanden daselbst Statt. Hier war es auch, wo der fromme Markgraf an einem Frühlingsabende mit seiner lieblichen Gemahlin von einem hohen Erkerfenster die lachende Gegend übersah, als der Fürstin durch einen raschen Windstoß ihr kostbarer Schleier entführt wurde, welche Begebenheit bekanntlich den romantischen Anlaß zur Gründung des Stiftes Klosterneuburg gab. Hier gebar sie ihm auch 18 Kinder und hier starb den 15. November 1136 der edle und fromme Markgraf, nachdem er mit demüthigem Sinne die ihm angebotene Kaiserkrone ausgeschlagen und durch sein frommes, mildthätiges Leben sich der im Jahre 1484 erfolgten Heiligsprechung würdig gemacht hatte.

Sein Sohn und Nachfolger, Heinrich, genannt Jasmirgott, Oesterreichs erster Herzog, baute sich eine neue Residenz in dem ihm liebgewordenen Städtlein Wiene, das durch seine Sorgfalt zuerst zur Bedeutung gelangte, und nun blieb die Burg auf dem Kahlenberge durch längere Zeit verlassen und wurde nur durch einen Castellan verwaltet.

Erst Theodora, die griechische Kaisertochter (von Manuel II.), bezog 1230, nach dem Tode ihres Gemahls, des glorreichen Leopold, den alten Fürstensitz wieder. Daselbst mußte sie den unglücklichen Tod ihres letzten Sohnes, Friedrich des Streitbaren, der die ruhmvolle Reihe der Babenberge beschloß, erfahren und starb kurze Zeit nach ihm am gebrochenen Herzen. In ihrem Testamente aber vermachte sie die Burg dem Stifte Klosterneuburg, welches sich jedoch nicht

lange in dem Besitze derselben erhalten konnte, ja es wurde bald darauf durch Markgraf Hermann von Baden, Gemahl Gertrudens, Tochter Herzogs Heinrich des Grausamen, Friedrich des Streitbaren älteren Bruders, dann aber durch den gewaltigen Ottokar daraus verdrängt. Die Burg blieb nun wieder landesfürstliches Eigenthum und wurde durch Vögte verwaltet.

Als aber 1290 die Wiener gegen den Herzog Albrecht I., welcher die Reihe der Habsburger in Oesterreich eröffnete, einen Aufstand erregten, flüchtete sich dieser mit seiner Familie und seinen Rätthen in das Schloß am Kahlenberge und bewohnte es so lange, bis sie, durch Hunger und Mangel gezwungen, wieder zu ihrer Pflicht zurückkehren mußten.

Mit der Regierung des Herzogs Albrecht III., genannt mit dem Poppe, trat zuerst ein trauriger Wendepunct für das Kahlenberger Schloß ein. Er fühlte sich sonderbarer Weise von der ebenen und sumpfigen Gegend bei Larenburg so angezogen, daß er sich 1377 ein Schloß daselbst erbaute, und in diese seine Lieblingschöpfung die prachtvollen Marmorbildnisse, so wie alle Einrichtungsstücke, welche damals noch auf dem Kahlenberge vorhanden waren, übertragen ließ. Von dieser Zeit an blieb die alte Fürstenburg ganz unbewohnt und nahte sich allmählig dem Verfall. Herzog Albrecht V. (als Kaiser II.) ließ sie zwar 1431 wieder herstellen und erneuerte auch die Capelle zum heiligen Georg; allein als nach seinem und seines Sohnes Ladislaus Posthumus frühzeitigem Tode der unselige Bruderkwitz zwischen Kaiser Friedrich III. und Herzog Albrecht VI. emporloderte, und Oesterreich dadurch auf allen Puncten verheert wurde, hatte auch diese Burg wieder viel zu leiden und 1462 wurde sie von Albrechts Partei überfallen und den Flammen preisgegeben. In den folgenden

ruhigeren Zeiten nach Albrechts Tode stellte sie zwar Kaiser Friedrich wieder her, allein bei den Einfällen des mächtigen Ungarkönigs Mathias Corvinus, 1477 und 1484, wurde das Schloß abermals mit gewaffneter Hand genommen und erlitt große Verheerungen. Da indessen Mathias große Verehrung für den Markgrafen Leopold hegte, und unter seiner Regierung in Österreich auch dessen Heiligsprechung auf seinen eifrigen Betrieb Statt hatte, so ließ er auch dessen Residenz wieder herstellen und von dieser Zeit an wurde sie durch landesfürstliche Pfleger verwaltet. Die Geschichte nennt uns als solche 1490 Hans Nura, 1493 Hans Steyer und 1502 den Jägermeister Wolfgang von Fugger. Als sich 1529 zum ersten Male die türkischen Heere der Hauptstadt näherten, fand man für nöthig, Schloß und Capelle zu schleifen, um dem vordringenden Feinde keinen festen Standpunct in der Nähe der Residenz zu überlassen.

Auf den Befehl Ferdinand I. wurde demnach dieses ehrwürdige Denkmal alter Zeit und Herrlichkeit bis auf einen festen Wartthurm gesprengt. Unbegreiflicher Weise und aus unbekannter Ursache erfolgte auch 1557, als die Türkengefahr längst vorübergegangen und auch sobald keine neue zu besorgen war, auf kaiserlichen Befehl die Sprengung dieses letzten Restes der alten Burg und nun lag dieselbe über 150 Jahre in, obwohl großartigen, Ruinen da, deren Gestalt uns glücklicher Weise Matthäus Vischer und Mathias Merian in ihren schätzbaren Topographien aufbewahrten. Man ersieht aus diesen Abbildungen noch deutlich den Umfang und theilweise auch die Gestalt des zerstörten herrlichen Gebäudes und einer späteren Zeit war es vorbehalten, die letzten Spuren davon zu vernichten. Als nämlich 1679 die große und verheerende Pest in Österreich wüthete, that Kaiser Leopold I. das Ge-

Lübbe, eine Capelle auf dem Kahlenberge, und zwar zu Ehren des heiligen Leopold, zu erbauen, und bereits den 9. August desselben Jahres legte der Kaiser den Grundstein zu diesem neuen Baue, zu welchem natürlich die ehrwürdigen Ruinen das meiste Materiale liefern mußten. Abermals 1683 durch den zweiten türkischen Einfall zerstört, noch ehe er vollbracht war, wurde der Bau 1694 vollendet und von dieser Zeit an hieß der Berg: Leopoldsberg. In der Folge benutzte eine Bande von Zigeunern und anderem liederlichen Gesindel die noch übrigen Ruinen zu ihrem Schlupfwinkel und bald verbreiteten sich die wunderlichsten Sagen von Spuckgeschichten und unheimlichen Erscheinungen daselbst, die nach der Sitte jener Zeit fast allgemeinen Glauben fanden und welcher sich jenes Raubgesindel trefflich zu ihrem Zwecke zu bedienen wußte.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nahm endlich ein Domherr von Wien, Ignaz Albin Graf von Suiz, seinen bleibenden Aufenthalt daselbst, ließ die Trümmer wegschaffen, das Gesindel vertreiben und das Schloßgebäude auf eigene Kosten, jedoch im Geschmacke seiner Zeit, also ohne die geringste Ähnlichkeit mit dem alten Baue, wieder herstellen. 1718 baute Karl VI. das Schloß nach einem größeren Plane vollends aus, ohne jedoch von dem früheren Entwurfe abzuweichen, und errichtete auch an der Stelle der Capelle eine größere Kirche, sowie sie noch heute zu sehen ist.

1784 wurde die daselbst seit ungefähr 100 Jahren bestandene Priesterstiftung für den Religionsfond eingezogen, das Schloß sammt dem Berge an das Stift Klosterneuburg, seiner alten Ansprüche wegen, überlassen und der Berg nach Heiligenstadt eingepfarrt. In neuerer Zeit überließ das Stift sowohl den Leopolds- als auch den nahen Kahlenberg dem Fürsten von Liechtenstein auf längere Pachtung. Wie be-

reits erwähnt, sind von der ehemaligen Markgrafenburg nur mehr äußerst wenige Spuren vorhanden, die sich fast nur auf Bruchstücke der alten Ringmauern und des Wartthurms beschränken, die jedoch schon sehr dem Verfall nahe sind. Das neue Schloß ist zwar ein festes, starkes Gebäude mit besonders dicken Mauern, aber von dem Ansehen einer einstigen landesfürstlichen Residenz, ja eines Palastes überhaupt, ist keine Rede mehr. Die Kirche ist im einfachen Style gebaut, mit 2 kupfergedeckten Thürmen versehen. Im Innern hat sie drei Altäre ohne besondern Kunstwerth.

### Die alte Herzogburg in Mödling.

Diese einst so gewaltige Felsenburg der ruhmwürdigen Babenberge, von welcher wir auch nur mehr wenige, obzwar großartige Ruinen erblicken, wurde von Heinrich Jasomirgott, dem ersten Herzoge Österreichs, um 1134 erbaut und zum bleibenden Sitze einer Seitenlinie des erlauchten Fürstengeschlechtes bestimmt, die sich davon Herzoge von Mödling nannte. In der Folge wurde sie Residenz Heinrichs des Grausamen, des entarteten Sohnes Leopold des Glorreichen und der Mittelpunkt von dessen wüsten Treiben. Damals war die Burg Mödling sowohl ihrer kühnen, weitläufigen Bauart als auch ihrer kostbaren Einrichtung wegen eine der schönsten Zierden des Landes. In der Mitte erhoben sich gewaltige Thürme und stattliche Gebäude mit hohen Erkerfenstern, die einen weiten Überblick gestatteten, in kühnen Bogenwindungen zogen sich die dicken Mauern am Abhange des Felsenberges hin, die manchen schönen Tummelplatz zu ritterlichen Spielen und Übungen, manchen mit Bäumen, Blumen und Springbrunnen versehenen Zwinger einschlossen.

Als das Haus Habsburg zur Regierung in Oesterreich gelangte, blieb das mächtige Schloß während der häufigen Kriegsunruhen jener Zeit weniger beachtet und ging endlich als Eigenthum an die gewaltigen Grafen von Sily über. Durch Stürme mancher Art, worunter der zerstörende Einfall der ungarischen Mißvergnügten 1607 einer der heftigsten, wurde die Burg zwar Ruine, aber eine der großartigsten Ruinen, wie noch in Wischers Darstellung zu sehen. Trotz aller Verheerungen, welche Zeit und Kriegsunsfälle an dieser ehrwürdigen Burg verübten, zeigte sich dieselbe noch vor ungefähr 80 Jahren in majestätischer und imposanter Gestalt. Der rohen Gefühllosigkeit, dem Eigennutze; folglich dem Vandalismus neuerer Zeit war es vorbehalten, dieses unschätzbare Denkmal des Alterthums fast gänzlich zu zerstören. Schauderhaft ist es, aber wahr, daß in der damaligen Zeit (1780—1790), die nebst so vielem Segensvollen auch leider eine gänzliche Mißachtung ehrwürdiger, historischer Erinnerungen mit sich brachte, fast alle Häuser in der sogenannten Klaus bei Mödling aus dem abgerissenen Mauerwerke der alten Herzogburg erbaut wurden. So blieb von dem Überresten eines mächtigen Gebäudes, an welches sich so viele Erinnerungen des Vaterlandes und an eines der herrlichsten Fürstengeschlechter knüpfen, dem Oesterreich so Vieles verdankt, nichts mehr übrig als einzelne, unzusammenhängende Ruinen der Ringmauer und einige hohe Wände, welche aber dennoch auf die Größe und den einstigen Umfang der Burg hindeuten und in ihrer grandiosen, aber dauernden Einfachheit der vielen nahen und winzigen modernen Antiquitäten, die hier und da trostlos und unerfreulich an Hügelchen kleben, zu spotten scheinen. Wahrscheinlich würden auch diese letzten Reste vergangener herrlicher Zeit von der Erde vertilgt worden seyn, wenn nicht

zum Glücke in der Folge eine höhere Verordnung dem Unfuge Einhalt gethan und so wenigstens das gerettet hätte, was von diesen ehrwürdigen Überresten der vaterländischen Helldenzeit noch gerettet werden konnte.

### Geschichte der Feste Kammerstein bei Kaltenleutgeben.

Auf einer waldigen Anhöhe links auf der Straße von Nobaun nach Kaltenleutgeben, im Perchtoldsdorfer Gebiete in der Nähe der besuchten Waldmühle, sind die spärlichen Überreste der alten Feste Kammerstein in romantischer Lage zu sehen. Ihr Ursprung fällt in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Der jetzt landesfürstliche Markt Perchtoldsdorf war damals im Besitze der Herren gleichen Namens, deren die Geschichte bereits Anfangs des zwölften Jahrhunderts gedenkt. Sie waren auch die Gründer dieses historisch-merkwürdigen Marktes.

Der berühmteste ihres Geschlechtes, Otto III., besaß große Reichthümer und bekleidete auch die hohe Würde eines Kämmerers von Osterreich. Um 1250 erbaute er sich eine feste Burg auf dem nahen waldigen Berge, die er, als sich 1260 der gewaltige Ottokar von Böhmen des östereichischen Erbes bemächtigte, fortan, zurückgezogen von dem Hofstaate des neuen, unwillkommenen Herrschers bewohnte. — Doch schien ihm dieser demungeachtet seiner Aufmerksamkeit würdig gehalten zu haben, denn als der letzte Besitzer von Eckardsau wegen seiner Räubereien geächtet wurde und die Todesstrafe erlitt, belehnte Ottokar die Söhne Otto's erster Ehe (mit einer Edlen von Tannenbergl) mit den sämmtlichen Gütern

desselben, welche auch das neue Geschlecht der Edlen von Eckardsau gründeten.

Otto blieb jedoch immer dem neuen Herrscher abgeneigt und war auch einer der Ersten unter den Edlen Österreichs, welche dem Rufe Rudolph von Habsburg folgten. Er focht in dem kaiserlichen Heere auf das Tapferste und trug zu dem siegreichen Ausgange der Entscheidungsschlacht auf dem Marchfelde Vieles bei; ja Otto von Berchtoldsdorf war es, welcher König Ottokar auf dem Schlachtfelde, seiner Rüstung beraubt, von Wunden bedeckt und sterbend fand. Er labte ihn mit Wasser aus der nächsten Quelle, bedeckte dessen Blöße mit seinem eigenen Wamme und hob des Königs Haupt aus dem Staube auf seinen Schoß, wo er auch verschied. Rudolph selbst fand ihn noch in dieser Stellung, beweinte das Schicksal des gefallenen Helden und belohnte Otto's Tapferkeit und Edelmuth durch reiche Gabe. Er verwandelte die Güter, welche Otto bisher zu Lehen getragen hatte, in freies Eigenthum und schenkte ihm fortwährend sein volles Vertrauen.

Im vorgerückten Alter nahm jedoch Otto nicht mehr an den öffentlichen Geschäften Theil, er zog sich auf seine Burg zurück, welcher er, mit Beziehung auf seine hohe Würde „den Kammerstein“ genannt hatte und beschäftigte sich fortan nur mehr mit frommen Übungen und Betrachtungen. Auch bewies er dem ebenfalls durch ihn gegründeten Markt, der den Namen seines Geschlechtes erhielt, große Vorsorge und legte zuerst den Grund zu dessen nachheriger historischen Bedeutung. Otto starb 1286. Schon vier Jahre darauf, 1290, erfolgte der bekannte Aufstand des Landadels von Österreich gegen Albrecht II. und in Folge dieser Unruhen wurde die Burg Kammerstein, nachdem sie kaum 40 Jahre bestanden hatte, den Flammen Preis ge-

geben und zerstört. Ob aber der letzte Heinrich von Berchtoldsdorf, Otto's Enkel, der um 1297 kinderlos starb, noch Besitzer der Feste war, ob er es mit dem Herzog oder mit dem auführerischen Adel gehalten und durch welche Partei folglich die Burg zerstört wurde, darüber fehlen uns leider alle Urkunden. So viel ist gewiß, daß die Angabe des österreichischen Annalisten Thomas von Haselbach, als sei das Schloß noch bei Lebzeiten Otto III. zerstört worden, weil dieser großen Antheil an dem Aufstande genommen, schon aus dem einzigen triftigen Grunde unrichtig und unmöglich ist, weil Otto urkundlich schon 1286 starb und jener erst vier Jahre darnach ausbrach.

Seit dieser Zeit, also bis heute volle 557 Jahre, besteht diese merkwürdige Burgruine und die noch immer gewaltigen Überreste derselben lassen uns auf die einstmalige Stärke dieser Feste schließen. Schon als eine der unstreitig ältesten Ruinen Österreichs, so wie auch durch seine interessanten historischen Beziehungen und Erinnerungen bleibt der Kammerstein höchst merkwürdig.

Von dieser Burg geht auch noch heute die Sage, daß sich von ihr ein unterirdischer Gang bis in die alte Capelle oder sogenannte unterirdische Kirche zu Berchtoldsdorf gezogen habe und man zeigt noch heute einen sonderbar geformten Winkel in letzterer, welcher dessen Ausgang gewesen seyn soll. Allein es ist weiter keine Beglaubigung und kein Beweis dafür aufzufinden. Auch trug man sich vor noch nicht gar langer Zeit mit allerlei Spukgeschichten, die in dem alten Gemäuer vorgefallen seyn sollten und einige Male wurden läppische und thörichte Versuche zum Schatzgraben daselbst gemacht. Die Ruinen bestehen übrigens nur mehr in einem Paar gewaltigen Mauerstücken, durch deren eines eine mächtige

Öffnung ausgebrochen ist und durch welche die Ansicht des Kaltenleutgeber Thales sich höchst malerisch ausnimmt.

Zu wünschen wäre es jedoch, daß bessere Obacht über diese interessanten und keineswegs unbedeutenden Ruinen geschähe, auf daß sie nicht endlich bloß durch Nachlässigkeit und unverzeihlichem Muthwillen mehr und mehr und endlich ganz verfallen, und gewiß wäre es besser und zweckmäßiger, als, wie seit Kurzem geschieht, die herrliche Waldnatur auf dem nahen, durch seine schöne Lage und prachtvolle Fernsicht ausgezeichneten sogenannten Föhrenberge durch kleinliche Blumenpflanzungen und andere moderne Ländeleien zu profanieren und zu entstellen. Cultur ist wohl eine schöne Sache, sobald aber auch die freien Berge, diese ewigen Burgen Gottes, und die majestätische Waldnatur in ihren beengenden Kreis gezwängt werden, ist sie abgeschmact und ärgerlich. Zarte Damen und süße Herren finden allenthalben Rosen und Nelken, ohne daß sie deswegen nöthig finden sollten, eine ihnen ohnedies etwas beschwerliche Bergreise zu unternehmen.

---

### Das alte Fürstenschloß zu Perchtoldsdorf.

Unbegreiflicher Weise hat selbst Wischer, der doch sonst so manches unbedeutende Gemäuer in seine Topographie gewissenhaft aufnahm, die alte Herzogsburg zu Perchtoldsdorf, deren Geschichte mit jener des Vaterlandes und seiner Regenten so innig verwebt und welche dabei noch heut zu Tage so wohl erhalten ist, ganz übergangen.

Der Bau derselben fällt in das vierzehnte Jahrhundert. Herzog Albrecht II., genannt der Weise, schenkte 1340 den

Ort, für welchen er, vermuthlich seiner schönen Lage wegen, viele Vorliebe hatte, seiner Gemahlin Johanna von Pfirt mit allen dazu gehörigen Gütern zum Leibgedinge und begann, gleichzeitig mit dem Baue der großen Kirche, jenen eines stattlichen Schlosses dicht hinter derselben. Er erlebte jedoch die Vollendung nicht und diese wurde erst durch seinen Nachfolger, Rudolph IV., um 1362 vollbracht. Nach dem Tode dieses Fürsten nahm seine Witwe, Katharina, Tochter Kaisers Karl IV., ihren Witwensitz daselbst, wo sie erst 1395 starb. Seit dieser Zeit blieb das Schloß Witwensitz der Herzoginnen von Oesterreich und noch sieht man an den großartigen Ruinen im ersten Stockwerke eine nun vermauerte Thüre, durch welche der Hof über einen kurzen Gang, der jedoch lange nicht mehr existirt, in die Emporkirche gelangen konnte.

Die große Wohlthäterin Berchtoldsdorfs, Beatrix von Zollern, bewohnte nach dem Tode ihres Gemahls, Albrecht III. mit dem Poppe, (1395), das Schloß durch 19 Jahre bis zu ihrem Tode. Von dieser Zeit an blieb es, der nachfolgenden Kriegsläufe wegen, ziemlich lange unbewohnt, und wurde nur von einem Castellan verwaltet. Überhaupt war seine eigentliche Glanzperiode vorüber, obschon nicht seine historische Wichtigkeit. Über den letzten Willen des 1439 verstorbenen Kaisers Albrecht II., der seine Witwe Elisabeth von Böhmen im Zustande der Schwangerschaft hinterlassen hatte, die bald darauf den Prinzen Ladislaus Posthumus gebar, wurde im Dezember 1439 eine große Versammlung der Landstände in der Burg zu Berchtoldsdorf gehalten.

1452 lieferte Kaiser Friedrich III., auf das Andringen der österreichischen und ungarischen Stände, seinen Neffen und Mündel, den jungen König Ladislaus, an dieselben aus und dieser wurde von seinem Großoheim, dem Grafen Ulrich

von Gilly, vorerst in die Burg zu Berchtoldsdorf gebracht, von wo aus er den 13. September d. J. seinen glänzenden Einzug in Wien hielt. Nach dem frühzeitigen Tode des Königs hatten Ort und Schloß Vieles durch die Zwistigkeiten zwischen Kaiser Friedrich und seinem Bruder Albrecht VI. zu leiden und beide wurden bald von dieser, bald von jener Partei überfallen und verwüstet. Herzog Albrecht verpfändete sogar, geldbedürftig, wie er immer war, 1462 die Burg an den Grafen von Pöding.

Als aber Kaiser Friedrich nach dem Tode seines Bruders (1463) etwas willkürlich, wie es seine Gewohnheit war, dieselbe ohne Zahlung zurückforderte, weigerte sich der Graf natürlich dessen und rief zum Widerstande gegen den Kaiser den gewaltigen Parteigänger Smikosky mit 800 Mann Söldnern zur Besatzung hieher. Da die versuchten Unterhandlungen zu keinem erwünschten Erfolge führten, so befahl der Kaiser endlich Gewalt zu brauchen und sein Feldhauptmann Georg von Pottendorf, rückte 1464 vor das Schloß und belagerte es förmlich. Lange und verzweifelt wehrte sich das muthige Häuflein, da wurde auf einmal ihr Anführer, als er eben auf dem Walle erschien, von einer Stückugel getödtet. Nun sank der Muth der Belagerten; die Kaiserlichen unternahmen einen allgemeinen Sturm und eroberten die Burg, die jedoch durch das heftige, unausgesetzte Bombardement zur Ruine geworden war und sich nie wieder zu ihrer alten Herrlichkeit erheben konnte.

1495 wurde die in Ruinen liegende alte Burg von Kaiser Maximilian I. an einen Doctor Mangen von Hönberg verkauft, zwar mit der Bedingung, daß, wenn sie je wieder hergestellt würde, der Landesherr das Recht zum Rückkauf haben sollte; die Herstellung kam jedoch nicht wieder zu Stande

und später kam der Markt in den Besitz dieser großartigen Ruine, ohne zu wissen, was er damit anfangen sollte.

So besteht sie noch heut zu Tage, nur daß in neuerer Zeit die äußeren Fortificationsgründe in Privatgärten umgewandelt und die äußere Ringmauer gegen den Platz zu, die auch Kirche und Thurm umgab, abgetragen wurde. Ja es war sogar noch kürzlich die Rede davon, das ganze alte — unbrauchbare. — Gemäuer der Erde gleich zu machen, um dadurch freien Raum (zu Krautfeldern vermuthlich) zu gewinnen, und dieses herrliche historische Monument rettete vielleicht nur das Andenken an den mächtigen Schutz, welchen die hohen Mauern bei dem Brande von 1811 dem ganzen Orte gewährten, oder vielleicht die Rücksicht auf die Kosten der Abtragung, vor dem unverantwortlichen Untergange.

Ob schon aber demungeachtet soviel als möglich gethan wurde, diese ehrwürdigen Überreste alter und großer Zeit zu profaniren, so daß z. B. auf vielen seiner Burgzwinger jetzt Kohlpflanzen wachsen, der ehemalige große Schloßgarten zum Leichenhofe (offenbar dem Orte allzu nahe) umgeschaffen und der in einer Ecke desselben gestandene altergraue Burg- und Wartthurm in ein gestalt- und geschmackloses Mausoleum mit einer wunderlichen Vermischung von Aufwand und Parsimonität, so wie künstlerischem Ungeschmacke verwandelt wurde, so sind dennoch die noch bestehenden Ruinen so großartig und wohlerhalten, als die von wenigen anderen alten Burgen. Es sind z. B. noch Stiegen, Gemächer und Hallen etc. vorhanden, die Höhe der Mauern mit den noch bestehenden Fenstern und Thüren, so wie der Umfang des Gebäudes sind bedeutend und der Anblick des Schlosses von der Rückseite der Kirche gibt noch ein deutliches Bild von dessen ursprünglicher Gestalt und Großartigkeit.

Dennoch bin ich überzeugt, daß die Wenigsten kaum von der Existenz desselben wissen und sich bei ihrem allfälligen Besuche um viel unbedeutendere Sachen bekümmern, so z. B. um die in neuerer Zeit unverantwortlich übertünchten Gemälde auf dem Rathhause oder um die noch unverzeihlicher verrenovirte und profanirte unterirdische Kirche, als um diese ehrwürdigen und großartigen Überreste der landesfürstlichen Burg, die so viele wichtige historische Erinnerungen bewahren.

---

### Der landesfürstliche Markt Perchtoldsdorf bei Wien, die alte Pfarre und das große Spital daselbst.

Mehre Orte in der Umgebung von Wien besitzen unstreitig großes historisches Interesse und spielen eine bedeutende Rolle in der vaterländischen Geschichte. Vor der Hand aber habe ich es vorgezogen, den äußerst merkwürdigen Markt Perchtoldsdorf allein für diese Sammlung zu bearbeiten, da mir über ihn so äußerst wichtige und seltene Quellen zu Gebote standen, deren Zusammenfluß zu einer und derselben Zeit wohl nicht leicht wieder Statt haben dürfte, zum Theile aber auch darum, weil gerade über diesen, in der österreichischen Geschichte so wichtigen, großen und der Residenz so nahe liegenden Ort bisher gar so wenig und sogar Manches Falsche und Unbeglaubigte geschrieben und nachgeschrieben wurde.

Der eigentliche Ursprung dieses alten landesfürstlichen Marktes liegt wohl, wie jener vieler anderer bedeutender Orte in Oesterreich, ja der Hauptstadt selbst, so ziemlich im Dunkeln und wir müssen uns größtentheils mit der Angabe

älterer, nicht immer zuverlässiger, Schriftsteller behelfen. So viel ist jedoch urkundlich gewiß, daß bereits im zwölften Jahrhunderte eine angesehenere Familie der Herren von Perchtoldsdorf (Pertoldesdorf) existirte und nach der Klosterneuburger Chronik, einer der ältesten und schätzbarsten Chroniken Österreichs, die 1491 zu Basel im Drucke erschien, sind die Herren von Perchtoldsdorf mit den Familien der Chuenringe, Pottendorfe, Falkenberge, Starckenberge, Hackenberge u. a. Abkömmlinge des berühmten Azzo von Chuenring, Herrn zu Sobartsburg, der um 1070 lebte. Die Meinung Cuspinian's, welcher die Entstehung des Marktes schon in die Zeiten des ersten österreichischen Markgrafen aus dem Hause Babenberg, Leopold des Erlauchten (953—988) setzt und dessen angebliche drei Brüder Perchtold, Gumpold und Guntram als Gründer von Perchtoldsdorf, Gumpoldskirchen und Guntramsdorf nennt, ist geschichtlich durchaus nicht beglaubigt, auch kommt der Name des Marktes urkundlich erst im dreizehnten Jahrhunderte vor. Daß er aber früher erbaut und bevölkert wurde, ist wohl gewiß und der gelehrte Lazius, welcher seinen Ursprung in das Ende des 11. oder Anfangs des 12. Jahrhunderts setzt, mag wohl der Wahrheit am Nächsten kommen. Um das Jahr 1135 kommt ein Heinrich von Pertoldesdorf als Zeuge in einem Schenkungsbriefe vor, den Markgraf Albrecht (ältester Sohn Leopold des Heiligen) über einen Hof zu Gögendorf dem Stifte Klosterneuburg ausfertigte. Ein anderer Heinrich von Pertoldesdorf ist in einer Urkunde Leopolds VI. (starb 1194) unterzeichnet. Auch in dem Saalbuche des Stiftes Klosterneuburg kommt um 1190 eine Gertraud von Pertoldesdorf als Wohlthäterin vor und der letztgenannte Heinrich schenkte im Vereine mit seiner Gattin dem Stifte das Gut Willehalmsdorf (Wil-

helmsdorf im B. U. B. B.) Aus einem Manuscripte des Dr. Lazius, welches die kaiserliche Hofbibliothek besitzt und das eine Beschreibung der adeligen Familien Unterösterreichs enthält, erhellt sogar, daß der Stammvater der Herren von Perchtoldsdorf Otto, Castellan von Mödling sei, dessen die Urkunden von Heiligenkreuz schon um 1114 gedenken. Dessen Söhne Wolfker und Rapoto, bekleideten gleichfalls die in jenen Zeiten so ansehnliche Würde eines Castellanes und besaßen mehre Güter. Andere Geschichtsschreiber widersprechen zwar dieser Angabe, ohne indeß Beglaubigteres bieten zu können und darin kommen fast Alle überein, daß ein Perchtold oder Berthold, Enkel jenes Otto, als durch Heinrich Jasomirgotts Besitznahme Mödlings sein Castellanen-Amt daselbst aufhörte, in dieser Gegend, nahe an dem Dörflein Arnstetten, welches gegen Rodaun zu lag, sich einen Hof erbaute. Durch den Bau mehrerer Hütten für seine Leibeigenen aber gewann die neue Besetzung bald das Ansehen eines Dörfchens, dem der Erbauer wohl dem Namen Perchtoldsdorf gegeben haben mag. Schon der erste Besizer des Ortes mochte die Capelle, welche noch heute als St. Martinscapelle zu sehen ist, erbaut haben, denn weniger die von Vielen für unecht gehaltene Jahrzahl 1114 an derselben, als ihre offenbar uralte und der habenbergischen Zeit eigenthümliche Bauart bezeugt, daß sie lange vor der großen Pfarrkirche erbaut worden sei. Gegenwärtig ist sie geschlossen und wird zu einem Depositorium für verschiedene Gegenstände verwendet. Die ersten Bewohner des Ortes aber waren der Kirche zu Brunn zugewiesen, die ihrerseits wieder unter der Obforge des Pfarrers zu Mödling stand.

Allgemach nahm nun das Ansehen der Herren von Perchtoldsdorf zu und ihr neues Besizthum vergrößerte

sich. Ein Otto der Ältere war unter Leopold VII., dem Glorreichen, Kämmerer von Oesterreich und wir finden ihn als Zeugen in mehren Stiftsbriefen, so wie in der Urkunde, mit welcher Friedrich der Streitbare 1231 dem Propste zu Klosterneuburg die Mauthfreiheit an der Donau bestätigte. Seine Gemahlin war Elisabeth von Bolheim und er erbaute auch 1216 eine eigene Capelle zu Ehren der heiligen Jungfrau, die unter dem Namen der unterirdischen Capelle noch heute besteht und in der neuesten Zeit so unverantwortlich modernisirt wurde. Auch entließ sie Bischof Urban II. von Passau von der bisherigen Mutterkirche und räumte Otto das Recht ein, einen eigenen Priester zu ernennen. Ein späterer Otto, so wie ein Heinrich von Berchtoldsdorf kommen in mehren Urkunden (1240 — 1260) vor, z. B. auch in dem Schenkungsbriefe der römischen Königin Margaretha (Schwester Friedrich des Streitbaren) über einige dem deutschen Orden überlassene Güter. Der Berühmteste des Geschlechtes aber war der dritte Otto, der ebenfalls die Würde eines Kämmerers von Oesterreich bekleidete, die überhaupt in der Familie erblich gewesen zu seyn scheint und über welchen sich das Nähere Seite 474 — 477 findet.

Mit dem Tode Heinrichs von Berchtoldsdorf erlosch auch der Name dieser Familie für immer. Unter den Herren von Berchtoldsdorf hatte der Ort allmählich sehr aufgenommen. Zwar macht schon die früher erwähnte Urkunde des Bischofs Ulrich von Passau Meldung von einer Gemeinde daselbst, dieselbe war jedoch Anfangs sehr klein; bald aber lockten die schönen Wein Hügel mehre Ansiedler herbei, der Weinbau wurde eifrig gepflegt und die Einwohner kamen dadurch in bedeutenden Wohlstand, der sich schon damals, der frommen Sitte gemäß, in vielen Stiftungen an die Kirche an

den Tag legte. Übrigens ist zu erwähnen, daß noch 1309 eine Katharina von Perchtoldsdorf in einer Urkunde des Klosters Zwettel vorkommt, die sich daselbst ihre Ruhestätte wählte und wahrscheinlich eine unverehelichte Schwester des letzten Heinrichs (oder vielleicht gar dessen Vaters) gewesen ist. Von dieser Zeit an aber gedenkt die Geschichte dieses Namens als Adelsgeschlecht nicht mehr.

Schon im Anfange des 14. Jahrhunderts finden wir Perchtoldsdorf als landesfürstliches Besitztum, ob es aber von dem Herzog Albrecht als erledigtes oder verwirktes Lehen eingezogen, oder vielleicht von der erwähnten Witwe Gertraud an diesen vererbt worden ist, wird uns nicht bestimmt nachgewiesen und wenn das erstere dem Laufe der Dinge nach wahrscheinlicher ist, so widerspricht wieder die Thatsache, daß König Rudolph bereits 1278 die Lehen der Perchtoldsdorfer in erblichen Besitz verwandelte. So viel aber ist gewiß, daß der Ort von der Zeit an, als er landesfürstliches Eigenthum geworden war, geschichtliche Merkwürdigkeit gewann, an Umfang und Bedeutung zunahm, ja bald seinen höchsten Glanzpunct erreichte, von welchem jetzt noch bedeutende, aber freilich nur mehr einzelne Spuren vorhanden sind. Schon unter dem ersten Herzog Österreichs aus Habsburgischen Stamme scheint Perchtoldsdorf als Witwen-Dotation der Herzoginnen bestimmt gewesen zu seyn, denn bereits in einem Briefe Albrecht II. des Weisen (Wien 1347) ist von einem Spital die Rede, das seine Mutter Elisabeth, geborne Prinzessin von Kärnthen und Tyrol, auf der Brandstätte der Hofmarch in Perchtoldsdorf erbauen wollte. Es kam dieses Project jedoch damals noch nicht zu Stande, da die herzogliche und kaiserliche Witwe zu viel mit anderen Dingen beschäftigt war, um ihre Stiftung ausführen zu können. Nach

ihrem Tode 1313 erbte Heinrich der Freundliche, Kaiser Albrechts dritter Sohn, Schloß und Markt. Wir wissen von ihm, daß er das Dörflein Arnstetten dem Stifte Heiligenkreuz zum Geschenke gab, von welchem es nach Baden eingepfarrt wurde, eine jedenfalls etwas beschwerliche Bestimmung für die Einwohner, um so mehr, als auch die Verstorbenen nach diesem, zum mindesten zwei Stunden entfernten Orte gebracht werden mußten. Von dieser Zeit her schreibt sich auch das Gerücht, als wäre die alte Capelle in Perchtoldsdorf im Besitze der Tempelherren gewesen und noch Fuhrmann liefert eine ausführliche und weitläufige Beschreibung ihres Aufenthaltes und Besißes daselbst und in Mödling. Von Wien hält man es vollends allgemein für ausgemacht, daß die Tempelherren daselbst gehaust und die Kirche inne gehabt haben sollten, welche später den Dominikanern übergeben wurde.

Die wichtigste Quelle dieser Behauptungen ist der Geschichtschreiber Ranzius, der übrigens weder gleichzeitig war, noch überhaupt verläßlich genannt werden kann, indem er gar zu gerne alte traditionelle Fabeln aufnahm und ihnen so viel als möglich geschichtliche Weihe zu geben suchte.

Die Kunde von Besizthümern des Tempelordens in Oesterreich beruht nur auf zwei unbedeutenden Urkunden, deren eine, von dem verdienten Genealogen, Freiherrn von Hohenegg aufbewahrt, besagt, daß die Tempelherren ihr Gut zu Schwechat, Fischamend und Rauchenwart einem Herrn von Haslau verkauft und sich über diesen Kauf am Mathiasstage 1309 verglichen haben. Durch die andere vom 28. September 1302 vertauscht Bruder Ekko, des Tempelordens Commendhur in Böhmen, Mähren und Oesterreich mit dem Schottenabte Wilhelm II. die dem mährischen Tempelhause zuständige Abgabe vom Leinsaltshof mit anderen von einer Bäckerei in

der Rabstraße (jetzt Dorotheergasse). Daraus geht hervor, daß das Eigenthum der Templer in Oesterreich so unbedeutend war, daß es bloß eine Zubehör der mährisch-böhmischen Besitzungen ausmachte, die allerdings bedeutender waren.

Von Mödling und Perchtoldsdorf fällt der Aufenthalt und der Besitz der Templer daselbst vollends dem Gebiete der Sage anheim, ja zu eben der Zeit, wo sie sich in Perchtoldsdorf, jener Sage nach, hätten aufhalten sollen, finden wir urkundlich einen Weltpriester, Namens Eberwein, welcher der Capelle vorstand und sich Decanus und Plebanus in Perchtoldsdorf schrieb. Dieß konnte jedoch nimmermehr der Fall seyn, wären die Templer im Besitz der Capelle gewesen, die bekanntlich immer ihre eigenen Priester (Presbyter) hatten.

Mit dem Regierungsantritte Albrecht II., des Weisen, aber beginnt für Perchtoldsdorf eine neue, erfreuliche Epoche und von dieser Zeit an wurde der Ort einer der bedeutendsten in Oesterreich. Albrecht behandelte ihn, vielleicht seiner schönen und günstigen Lage wegen, mit großer Vorliebe, schon 1340 wies er seiner Gemahlin, Johanna von Pfyrt, den Ort mit allen dazu gehörenden Gütern zum Leihgedinge an und, um ihr den Aufenthalt daselbst recht angenehm zu machen, begann er gleichzeitig mit dem Baue einer größern Kirche, auch jenen eines stattlichen Schlosses hinter derselben, dessen mächtige Ruinen noch heut zu Tage Ehrfurcht erwecken. Albrecht betrieb übrigens den Bau mit großer Eile, wie denn überhaupt in diesem Zeitalter schnell und gut zugleich gebaut wurde. Denn er hatte selbst die Absicht es zu bewohnen, da ihm seine bekannte schwächliche Gesundheit nicht erlaubte, die alte Residenz am Raxlenberge zu benützen. Wie bereits erwähnt, faßte Albrecht zu gleicher Zeit den Entschluß, die

Capelle zu vergrößern und in eine stattliche Schloßkirche umzuwandeln.

Die Gewölbe der alten Capelle wurden, der alten Bauart gemäß, tüchtig genug gefunden, so daß es nicht nöthig war, einen neuen Grund zu legen und der neue Bau wurde sogleich über das alte Kirchlein begonnen, ein Beispiel, das man auch an anderen Orten, so in Mödling, St. Veit u. findet.

Man ist ziemlich allgemein der Meinung, der starke viereckige Thurm sei später als die Kirche gebaut worden, dieser kann ich aber aus mehreren gewichtigen Gründen nicht beipflichten. Die solide und einfache Bauart desselben macht ein früheres Alter unbezweifelt. Nur war offenbar seine ursprüngliche Bestimmung nicht die eines Glockenthurms. Sein äußerst fester Bau aus großen Quadersteinen, seine scharfe viereckige Form, der Umstand, daß er ganz abgesondert von der Kirche, von allen Seiten frei steht, machen es höchst wahrscheinlich, daß er ursprünglich als feste Warte, ja als wirkliches Festungswerk gebaut wurde und erst in neuerer Zeit seine jetzige Bestimmung erhielt. Gewiß reichte auch sein primitiver Bau nur bis etwas über die starke Gallerie, welche den Thurm umgibt und endete mit einer ausgezackten Mauer, wie man es häufig an alten Festungswerken findet. Die jetzige Bedachung mit den vier blechgedeckten Eckthürmchen mag dann später dazu gekommen seyn und wirklich liest man über einer Uhrtafel die Jahreszahl 1521, wo er also wahrscheinlich auf heutige Art vollendet wurde. Freilich könnte die Frage entstehen, wo sich vorher die Glocken befanden, allein dazu konnte leicht ein benachbartes, nicht mehr existirendes niedriges Gebäude gedient haben, wie es z. B. noch heute in Mödling der Fall ist und wirklich sehen wir in Abbildungen, noch aus der Hälfte des 18. Jahrhunderts, deren ich selbst eine besitze, ein

rundes Gebäude mit spitzem Dache vor dem großen Thurme, vor welchem sich der damalige Gottesacker befand und das wohl zu diesem Zwecke gedient haben konnte. Will man aber diese übrigens keineswegs der Wahrscheinlichkeit entbehrende Angabe nicht gelten lassen, so mochten die Glocken immerhin auch in dem starken Gebäude untergebracht gewesen seyn. Daß es aber zugleich auch als Festung diente, ist unbezweifelt und noch in den türkischen Einfällen 1529 und 1683 wurde es dazu benützt. Endlich bemerken wir noch in Merians Ansicht von Müdling vom Jahre 1649 den Thurm von Berchtoldsdorf in angemessener Ferne hervorragend, der bei Weitem noch nicht die Höhe und Gestalt des heutigen hat.

Ungeachtet der Schnelligkeit, mit welcher Herzog Albrecht II. diese seine Lieblingschöpfung betrieb, erlebte er doch deren Vollendung nicht. Die Kirche wurde jedoch noch bei seinen Lebzeiten zu Ehren unserer lieben Frauen Himmelfahrt durch den Pfarrer Heinrich von Wurmbrand eingeweiht, welcher würdige Priester auch nach dem Ableben des Herzogs den Bau mit großer Sorgfalt fortbetrieb. Die Mittel dazu stellte er theils aus Eigenem her, da die Pfarre Berchtoldsdorf damals sehr reich dotirt war, indem schon Herzog Albrecht das Patronatsrecht über dieselbe gegen die Pfarre Grillenberg vom Stifte Melk eingetauscht, den Pfarrbezirk erweitert hatte und die Dörfer Arnstetten, Rodaun und Kalksburg, die sämmtlich früher nach Gaden gehörten, nach Berchtoldsdorf einparrte. Theils aber fanden sich bei dem zunehmenden Wohlstande der Einwohner durch den gesegneten Weinbau so viele Wohlthäter, daß ein förmlicher Wettstreit entstand, sowohl für die Vollendung der Kirche zu sorgen, als auch deren Vorsteher reichlich mit den Bedürfnissen des Lebens zu begaben.

So entstand schon im Jahre 1348 eine Bruderschaft zu unserer lieben Frauen, 1389 entstand eine neue zu Ehren des heil. Frohnleichnams, bald darauf jene der Zwölfboten (Apostel), dann im 16. Jahrhundert eine Verbrüderung zum Troste der armen Seelen und noch später eine fromme Gesellschaft zu Ehren der heiligen Jakob und Sebastian. Durch diese frommen Vereine sowohl, als durch Vermächtnisse und Stiftungen flossen der Kirche und dem Seelsorger namhafte Summen zu. Darum waren auch in den ersten Zeiten nicht nur Priester und Kirche auf das Reichlichste bedacht, sondern die Zahl der Ersteren war sehr bedeutend. So ersehen wir aus einem Stiftbriefe, in welchem Stephan Lang, ein Bürger aus Wien verlangt, in Perchtoldsdorf begraben zu werden, daß acht Priester aus dem Pfarrhose bei seinem Jahrtage zugegen seyn sollten. Eben so forderte der berühmte Geschichtschreiber Thomas Ebendorfer von Haselbach, Domherr zu Wien und Pfarrer zu Perchtoldsdorf (st. 1464) zur Feier seines Gedächtnistages zwölf Priester aus der Pfarre. Mehre Pfarrer von Perchtoldsdorf waren zugleich Domherren in Wien, wie z. B. Meister Hans Gluck, welcher sogar 1420 Rector-Magnificus an der Wiener Universität war, Erhard Pirger u. a. Der erste ernannte Bischof von Wien, Leo, Freiherr von Spauer, war ebenfalls früher Pfarrer zu Perchtoldsdorf und wurde von da unmittelbar an seine hohe Stellung abgerufen.

Da Johanna von Pfyrt, Gemahlin Herzog Albrecht II. schon fünf Jahre vor ihrem Gemahle starb, so kam sie nie zum eigentlichen Besitze des Schlosses von Perchtoldsdorf; nach dem Tode Herzog Rudolph IV., genannt der Stifter, durch seine vielen Wohlthaten für Wien unvergeßlich, aber erhielt es dessen Witwe Katharina, Tochter des Kaisers und

Königs von Böhmen Karl IV. als Witthum durch die Herzoge von Osterreich und bewohnte es für kurze Zeit. Zwar vermählte sie sich bald wieder mit dem Markgrafen Otto von Brandenburg, doch als auch dieser Fürst ihr nach vierjähriger Ehe wieder durch den Tod entrißen wurde, nahm sie 1379 abermals ihren Aufenthalt zu Perchtoldsdorf und lebte dort in frommer Zurückgezogenheit bis 1395, in welchem Jahre sie den 25. April daselbst starb und neben ihrem ersten Gatten bei St. Stephan beigesetzt wurde. Von dieser Zeit an blieb das Schloß Perchtoldsdorf zum Witwensitze der Herzoginnen von Osterreich bestimmt. (Über die ferneren Schicksale des Schlosses zu Perchtoldsdorf, siehe vorstehenden Artikel.)

Nach dem Tode Herzog Albrecht III., genannt mit dem Bopse (1395), nahm seine Witwe Beatrix von Zollern, Tochter des Burggrafen von Nürnberg, von dem erledigten Witthume Besitz und lebte hier durch 19 Jahre, während welcher Zeit ihr Perchtoldsdorf viele und große Wohlthaten zu danken und unstreitig seine glänzendste Epoche hatte. Herzog Albrecht IV., genannt das Wunder der Welt, ertheilte dem Orte auf ihre Verwendung die Marktgerechtigkeit mit dem Rechte, am Sonntage nach Maria Himmelfahrt offenen Markt zu halten, dem acht Tage vor- und acht Tage nachgehen sollten. Schon 1405 erhielt der Ort durch Herzog Wilhelm einen zweiten Jahrmart auf den Tag des heiligen Augustin, der noch heute, obschon von geringer Bedeutung, besteht, während der erste im Laufe der Zeiten eingegangen ist\*). Auch erhielt der Markt von diesem Herzog durch eine Urkunde vom Jahre 1406 die Freiheit, gleich andern Städten

---

\*) Ein zweiter Markt wird gegenwärtig am Tage St. Leonhard, den 6. November, gehalten, ist aber ebenfalls von geringer Bedeutung.

und Märkten in Österreich, einen Richter und Rath zu wählen.

Endlich ertheilte er dem Orte ein eigenes Wappen, das aus dem österreichischen Schilde besteht, in dessen Querbalken ein fester Thurm mit einer Pforte mit hinauf gezogenen Fallgitter und oben mit drei Zinnen enthalten ist. Da Herzog Albrecht IV. 1411 mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes (nachmals Kaiser Albrecht II.) gestorben war, Herzog Wilhelm aber schon 1406, so übernahm deren jüngerer Bruder Leopold IV. die Vormundschaft über den jungen Herzog und bestätigte in dessen Namen nicht nur alle dem Orte von seinen Vorgängern ertheilten Privilegien, sondern gestand ihm sogar 1412 das Recht zu, einen Bürgermeister zu wählen, welches jedoch damals noch nicht ausgeübt wurde, sondern der Vorsteher des Gerichtes hieß Marktrichter und zwar bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die größte Wohlthat aber, welche Perchtoldsdorf durch die edelherzige Beatrix erhielt, war die Stiftung eines Spitales daselbst, das noch jetzt zu den am reichlichsten dotirten Anstalten dieser Art auf dem Lande gehört. Der Bau desselben begann um 1410 und er war 1412 bereits nebst der dazu gehörigen Kirche vollendet, welche die fromme Stifterin zum Andenken der Herzogin Elisabeth, welche den ersten Plan dazu faßte und zu Ehren der heiligen Elisabeth weihen ließ. Auch stiftete sie einen Priester dahin, der die Obsorge über diese fromme Stiftung führen und den Gottesdienst besorgen mußte. Der erste Priester hieß Niklas von Zwettel, dem jeweiligen Pfarrer war die Ernennung desselben vorbehalten und zur Sicherung dieses Rechtes wurde 1428 von dem bereits erwähnten Pfarrer Hanns Fluck eine eigene Urkunde abgefaßt, wonach der Priester in dem Spitale die Wohnung haben,

den Unterhalt aber von dem Pfarrer erhalten sollte, wofür dieser jährlich aus dem Fonde des Spitals zehn Pfund Pfennige zu beziehen hatte. Zur Erhaltung des Ganzen schenkte die Herzogin dem Spital die zunächst gelegenen Häuser, welche sie von dem Stifte Gaming gegen andere Güter eingetauscht hatte. Dieselben wurden in der Folge zum Theile damit verbaut und in einem derselben, in welchem eine eisenhältige Quelle aufquillt, befindet sich jetzt das Mineralbad. Durch Schenkungen und fromme Stiftungen wurde der Spitalfond auch noch in der Folge bedeutend vermehrt, die Beneficiatsstelle in der Kirche aber ging im Laufe der Zeiten wieder ein und gegenwärtig steht die Spital- oder Elisabethkirche in ihrer alterthümlichen, einfach-edlen Bauart mit ihrem schlanken, kühn gebauten Thurme, der fast ein höheres Alter vermuthen läßt, verwaist und widerlich roth übertüncht da, nur am Tage der Frohnleichnamsp procession (am 3. Sonntag nach Pfingsten) wird darin das dritte Evangelium abgelesen und nur bei besonderen Gelegenheiten Gottesdienst gehalten. Die Oberaufsicht über das Spital aber besorgt noch heute der jeweilige Ortspfarrer, die ökonomische Verwaltung aber ein von dem Magistrate bestellter Spitalverwalter, oder wie er allgemein genannt wird: Spittelmeister. 1559 erhielt das Spital auch von dem Marktrath zu Berchtoldsdorf eine schöne Buchen- und Eichenwaldung hinter Kalksburg (ursprünglich Colochesperg) im Reichslesingerforste zum Geschenke, den es noch heute besitzt und woraus es jährlich bedeutenden Nutzen zieht. Folgendes ist der wörtlich getreue Inhalt des Bestätigungsbriefes des Königs Ladislaus Posthumus vom Jahre 1450:

„Wir Ladislaus ic. bekennen vund thun Kund öffentlich mit dem Brief, als Weyl. die Hochgebohrne Fürstin Frau

Beatrix von Nürnberg, unser liebe Frau und Uran, ain  
 Spital zu Perchtoldsdorf in der Knappenstraffen gelegen, er-  
 hebt und das Bewidmet und Gestift hat, mit diesen nachbe-  
 nannten Güttern und Stücken, die sie und andere frome  
 Leuth anzu gegeben haben und nachmahlen gekauft seyn wor-  
 den, nach Lauth der Brief, die darum gegeben und gemacht  
 sind, die unser lieber Herr und Vater, König Albrecht Röm.  
 und zu Hungarn und Böhheim 1c. König, Herzog zu Öster-  
 reich Böbl. Gedächtnus mit sein Brief bestätt hat, und wöllen  
 Wir derselben unser lieben Uran und Herrn und Vater gu-  
 ten Werken in allen Dingen billich nachfolgen und haben da-  
 durch und zur vorderist Gott zu Lob und Ehren, zu Aufhal-  
 tung und Narung der Siechen und dürftigen Menschen in  
 dem Spital wohnhaft, dieselbe Stiftbewidmung auch Be-  
 stätt und Bestätten die Wissentlich in Kraft des Briefs, in  
 solcher Maß, daß die obgenannte Güter und Stück mit Ih-  
 ren Zugeherungen bei demselben Spital nun Fürbas ewig-  
 lich bleiben und da inngehabt und genossen sollen werden, ohne  
 männiglichs Ihrung vnd Hinternus nach der obgemelten  
 Briefinhabung ohn gewährte, Wir haben auch dasselb Spital  
 mit sammt sein Leuthen und Gütern in unser sondern Gnad und  
 Schirm genommen Wissentlich und Wöllen und Mainen das  
 und sein Leuth bey ihren Rechten, Gütern, Nutzen und  
 Gülten, die es jetzt hat und hinsühro gewiedmet, Gnädiglich  
 beschirmen und zu halten vor Gewalt und Unrecht und seynd  
 das die obgemelten Güter und Stück, von ersten drei Häu-  
 ser, die sie wegen unser Frau und Uran mit den geistlichen  
 Leuthen von Gaming außgewechslet hat, daß Haus zunächst  
 demselben Spital gelegen, ain Mühl, genannt die Markt-  
 mühl daselbst zu Perchtoldsdorf in der Knappenstraf gelegen,  
 die Weyl. Stephan Lang, Burger zu Wien darzu geben.

hat, davon man demselben Spital jährlich am St. Michaelstag diennet Sechs schilling Pfennig, der Hof, genannt der Walchhof, auch daselbst in der Knappenstrass gelegen, den Weyl. Barbara und Afra des Gäßlicher Töchter darzu geben haben; Item zwo Fleisch Banck zu Lembach in dem Markt gelegen, eine zunächst des Hochmeisters Banck und die andere an dem Ort daselbst, die Aigen und Gekauft worden sind, von Albrechten Würfel von Eisesperg. Geben zu Wien am Freytag vor dem heiligen Pfingstag, nach Christi Geburt Vierzehn Hundert und im fünf und funfzigsten Jahre, unseres Reiches des Hungarischen im funfzehnten und des Böhmischen im andern Jahr.“

Zu den Besizthümern des Spitales gehörten auch seit 1364 einige Güter zu Wolfersdorf, seit 1514 die sogenannte Spaichmühle und dann der Zehent zu Jaidendorf und Gänserndorf, worüber der Markt mit dem Stifte Melk Prozeß führte, welchen ersterer bis auf den Burgrechtsdienst behauptete. 1687 begab sich das Stift auch dieses Rechtes und überließ es dem Markte. In der Folge wurden jedoch die Zehentrechte zu Jaidendorf, Lengbach und Gänserndorf, da dessen Einbringung mit zu vielen Kosten verbunden war, sowie die Güter zu Wolfersdorf und die Spaichmühle zum Besten des Spitalfondes verkauft.

Zu großer Blüthe und Bedeutung gelangte um diese Zeit die Pfarre daselbst, besonders seit der berühmte Thomas Ebendorfer dieselbe (1434) angetreten hatte. Sie stand aber damals auch auf ihrem Zenith und bald trugen verschiedene feindselige Umstände zu ihrem allmäligen Verfalle bei. Ehe wir aber die Geschichte der Pfarre weiter verfolgen, ist es nothwendig, einige Umstände anzuführen, die auf das Schicksal des Marktes nicht immer den erfreulich-

sten Einfluß hatten. Herzog Albrecht V. (als Kaiser II.) hatte noch vor dem Tode seiner Großmutter, der Herzogin Beatrix, die Freiheiten und Privilegien des Marktes bestätigt, und zu demselben noch ein völliges und ganzes Gericht gefügt, was sogar den Blutbann berührte und mit allen Würden und Ehren, wie andere landesfürstliche Städte und Märkte in Österreich. Gleich der erste Gebrauch, den der Marktrath von Perchtoldsdorf von diesem Rechte machte, war mit empörender Grausamkeit begleitet. Als nämlich 1421 die unselige Judenverfolgung in Österreich Statt hatte, verfuhr man in Perchtoldsdorf mit solcher erbarmungsloser Strenge gegen diese Unglücklichen, daß sich daselbst (wie auch in Mödling) viele reiche Jüdinnen selbst den Tod gaben und sich erhängten oder erdroffelten, um nur den Händen ihrer grausamen Verfolger zu entgehen. Es war dieß die Zeit des höchsten Fanatismus in Österreich, der sich, Gottlob, in gleichem Grade nie mehr wiederholte.

Bald darauf gerieth die Pfarre zu Perchtoldsdorf in einen hartnäckigen und langwierigen Streit mit dem Stifte Melk. Als nämlich dieses Stift dem Herzog Albrecht II. das Patronatsrecht über Perchtoldsdorf abtrat, mochten die Güter der Kirche von jenem des Stiftes nicht gehörig geschieden worden seyn und daraus entstand im Laufe der Zeit eine unheilvolle Verwirrung, die nun bei der Frage um rechtmäßiges Eigenthum jede Partei zu ihrem Vortheile benutzte. Erst 1438 kamen beide Theile überein, die ganze Sache unparteiischen Schiedsrichtern zu überlassen, die dann endlich zu beiderseitiger Zufriedenheit, den Streit beendigten. Dem Stifte Melk blieb jedoch das Zehentrecht, in dessen Bezug von den meisten fruchtbaren Gründen des Ortes es noch bis auf den heutigen Tag ist. Wegen dessen Einhebung wird von

dem Stifte gewöhnlich ein Pauschalvertrag mit dem Markte geschlossen. Auch erhielt die Pfarre in Folge dieses Streites eine neue Gränzbestimmung und auf das Ansuchen des mehrerwähnten Pfarrers Ebendorfer erhielt der Pfarrhof jene Freieung, welche bisher nur die Burg besessen hatte, so wie der jeweilige Pfarrer das Recht, daß Niemand die Unterthanen der Kirche wegen geringer Vergehungen richten oder strafen dürfe. Auch erlaubte Kaiser Albrecht II. 1438 der Pfarre das Schankungsrecht sowohl in kleinen als großen Gefäßen und verbot die Anmaßung der Vogtei über die Pfarre. In der Folge gingen jedoch diese Privilegien theils verloren, theils wurden sie, als nicht mehr zeitgemäß, aufgehoben.

Bald sollte jedoch die Pfarre eine bedeutende Veränderung erfahren, die sie in noch glänzenderen Stand zu setzen versprach. Als im Jahre 1480 Wien zum Bisthume erhoben wurde, dachte Kaiser Friedrich daran, dem Domkapitel Glanz und Ansehen zu verschaffen. Der Domdechant erhielt daher die Pfarre Mödling; die noch immer reiche Pfarre Berchtoldsdorf aber erhielt nach Spauers Beförderung der Dompropst Thomas Prekolar, später Bischof zu Constanz, und noch ein halbes Jahrhundert nach Haselbachs Tode befand sich die Pfarre in blühenden Umständen.

Nach dem Tode des Königs Matthias, als die Ungarn Oesterreich verließen und mit dem Regierungsantritte des Kaisers Maximilian I. traten wieder ruhigere Zeiten für Oesterreich ein und auch Berchtoldsdorf hatte sich deren Segnungen zu erfreuen. Die Bürger aber, welche einsehen gelernt hatten, wie wichtig die Befestigung des Ortes in bedrängter Zeit sey, erhöhten und verstärkten die Mauern, welche Schloß und Kirche umgaben, setzten die vier Thore: auf der Hochstraße gegen der Kirche, in der Wienergasse bei dem Schimmer, Wien 2c.

jetzigen kalten Bade, im sogenannten Brunnerort unweit des Brauhauses und in der Holzgasse ober dem alten Melkerhof, in guten Stand und erbauten, oder vielmehr nach meiner bereits geäußerten Ansicht (f. S. 484), umstalteten auf Anrathen des Pfarrers Johann Putsch, Nachfolger Prekofar's, den starken Thurm, in dessen unterer Halle auch damals der noch daselbst befindliche Brunnen gegraben wurde, um im Falle einer Belagerung die Bürgerschaft und Besatzung mit Wasser zu versehen. Mit diesen Arbeiten waren sie, wie die Inschrift auf dem Thurme bezeugt, 1521 zu Stande gekommen und bald sollte sich auch der Nutzen derselben zeigen.

Als im Jahre 1529 die türkischen Scharen Österreich überschwemmten und Wien belagerten, hielt sich die gewaffnete Bürgerschaft mannhaft in ihren Verschanzungen und Befestigungen und nur die Häuser außerhalb der Mauern und Thore, so wie die Spitalkirche wurden den Flammen Preis gegeben. Nach dem Abzuge der wilden Horden erholte sich jedoch der Markt bald wieder durch mehre gesegnete Weinjahre, die abgebrannten Häuser, so wie die halbzerstörte Kirche wurden wieder hergestellt und in diese Zeit, von 1530 bis 1550 fällt auch die Erbauung einer neuen Kirche auf der steilen Anhöhe hinter dem Orte, zu Ehren des heiligen Leonhard, wohin, da derselbe bekanntlich in der katholischen Kirche auch als Patron der nutzbaren Hausthiere verehrt wird, jährlich an dessen Festtage den 6. November häufige Wallfahrten von allen Seiten her geschahen. In der Nähe dieser Kirche, etwa 50 Schritte links, befand sich eine Klausur, in welcher ein, manchmal auch zwei oder drei sogenannte Einsiedler lebten, welchen, unter Oberaufsicht der Pfarrer, die Besorgung dieser Kirche anvertraut war. Vom Markte aus ging durch das sogenannte Weingäßchen der Weg zur Kirche, der mit den

12 Stationscapellen und 20 hohen schlanken Säulen mit Heiligenstatuen versehen war und vom Fuße des Berges an aus einer Lindenallee bestand, deren Spuren, so wie die ersten zwei Säulen, noch heutzutage zu sehen sind. Die Kirche war im gewöhnlichen Style der kleineren Landkirchen gebaut und hatte einen kleinen ziegel-, später blechgedeckten Thurm. Das Jahr ihrer Erbauung ist leider nicht aufzufinden, aus einer Urkunde des Kaisers Ferdinand I. erhellt aber, daß sie schon 1556 gestanden habe. Über ihre weiteren Schicksale wird in der Folge die Rede seyn.

Als sich in den der türkischen Invasion folgenden Jahren die Gefahr eines neuen feindlichen Einfalles wiederholte, schrieb Kaiser Karl V. große Rüstungen aus und forderte zu deren Bestreitung Beiträge nicht nur von jedem Unterthan, sondern auch von den Kirchen und Klöstern die Abgabe des entbehrlicheren Goldes und Silbers. Perchtoldsdorf lieferte allein vierzehn von den achtzehn silbernen Kelchen, welche die Kirche damals besaß, dann mehre goldene Monstranzen und andere Kleinode, überdieß eine bedeutende Summe baren Geldes. Auch die Spitalkirche brachte von zwei silbernen Kelchen einen dem Vaterlande zum Opfer. Die Bruderschaften sowohl, als die Pfarre verkauften mehre ihrer eigenthümlichen Weingärten und opferten die daraus gelöste bedeutende Summe zum Besten des Vaterlandes. So kam es denn, daß sich die Schätze der Kirche und Pfarre allgemach minderten, wozu noch andere unglückliche Zeitereignisse das Ihrige beitrugen. So z. B. waren die Pfarrer durch ihre Würde als Prälaten und Rätthe des Bischofes von Wien, oder auch als Lehrer der Universität an die Stadt gebunden, einige nachlässige oder ungetreue Stellvertreter verminderten die Einkünfte, manches Gut und Recht ging verloren. Eine Maßregel des Kaisers Ferdinand I.,

der dadurch diesem Sinken abzuhelpen gedachte, beförderte jedoch gegen dessen Willen, den fast gänzlichen Verfall der Pfarre. Er hob nämlich 1556 ihre Einverleibung mit der Dompropstei zu Wien gegen eine Entschädigung von 250 fl. aus den pfarrlichen Einkünften auf und befahl, wieder eigene Vorsteher anzustellen. Die Ernennung derselben, so wie die der Pfarre zustehenden Dienste, Äcker, Wiesen, Wälder, Weingärten, Bergrechte und Zehente aber überließ er an den Marktrath und so sank die ehemals so reiche Wirthschaftspfarrre zu einer bloßen Manualpfarre herab, wie das Visitationsprotokoll des Bischofs von Wien, Caspar Neubeck von 1582 bestätigt.

Den letzten Schlag aber erhielt die Pfarre durch die im 16. Jahrhunderte entstandene und auch in Oesterreich schnell um sich greifende Reformation. Leider war es ein Priester, Magister Georg Deder, welcher um 1530 in Perchtoldsdorf lebte und die Bürger selbst mit der neuen Lehre bekannt machte. Ein strenges Decret des Reichsverwesers, Erzherzogs Karl, suchte zwar die Anmaßung der Reformatoren zu hindern, allein die neue Lehre fand demungeachtet fortwährend viele Anhänger. Ja es ging schon so weit, daß uns die Annalen um 1582 einen Pfarrer nennen, der im Ehestande lebte. Da der protestantische Gottesdienst jedoch im Orte selbst nicht gestattet wurde, so besuchten die Einwohner häufig denselben in Inzersdorf und Wösendorf und sie hatten sogar im Sinn, 1587 einen Freund der Reformation, Hans Schlachter, zum Ortsvorsteher zu wählen, welchem Vorhaben jedoch Bischof Glesel durch einen Bericht an die Regierung zuvorkam und es verhinderte. Für die Pfarre trat unter diesen Umständen ein so bedauernswürdiger Zustand ein, daß sich Pfarrer Paul Bösius 1613 bewogen fand, sich um das

vacante Beneficium zum heiligen Pankras auf dem Liechtenstein zu bewerben.

Die Gewaltmaßregeln, welche Kaiser Ferdinand II. zum Schutze der katholischen Kirche zu ergreifen für gut fand, erregten daher große Unruhen. Ein Einwohner von Berchtoldsdorf, Namens Valentin Schenkerl reizte seine Mitbürger sogar zur Widerseßlichkeit gegen die kaiserlichen Befehle auf. Seine heftigen Reden verfehlten ihre Wirkung nicht und es kam zu einem förmlichen Aufstande, zu dessen Stillung die Regierung sogar kaiserliche Commissäre und zwar die Doctoren Panzmann, Jacob Berthold und Johann Hüttendorfer, absenden mußte. Endlich gelang es zwar durch Überredung und manches Beispiel der Strenge, welche besonders Schenkerl empfinden mußte, die vorige Gestalt der Dinge wieder herzustellen, allein die Folgen für die Pfarre blieben empfindlich und machten ihrem Wohlstand für immer ein Ende.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts floß für Berchtoldsdorf so ziemlich ruhig dahin und von den Wirren des unseligen dreißigjährigen Religionskrieges wurde der Markt nur in so weit bedrängt, als andere, dem Kriegsschauplatz entfernt liegende Orte, nämlich durch Kriegsbeisteuern an Geld und Mannschaft. Durch den reichen Segen seiner Weinberge aber verwand es diese Opfer leichter, als andere, von der Natur weniger begünstigte Ortschaften. Nur gleich Anfangs dieses Jahrhunderts, 1604, als die wilden Kriegerscharen Stephan Bocskay's bis vor die Mauern Wiens streiften und die Umgebung verwüsteten, traf auch den Markt das traurige Loß der Verheerung. Es wurde von ihnen die Spitalkirche angezündet und heinahe der ganze Markt ausgeplündert. Durch den bald darauf geschlossenen Frieden mit Kaiser Mathias aber wurde diese Gefahr wieder entfernt.

Nach dem Abzuge der räuberischen Horden fanden mehre Bauten in Perchtoldsdorf Statt und zu dieser Zeit auch war es, wo das fast ganz zerstörte Dörflein Arnstetten mit der Hochstraße von Perchtoldsdorf vereinigt und zusammengebaut wurde und von nun an ward dessen Namen nicht wieder gehört. Gegen das Ende des Jahrhunderts aber warteten desto furchtbarere Prüfungen des Ortes. In dem verhängnißvollen Jahre 1679, als der Bürgengel der großen Contagion vom Oriente her Österreichs blühende Fluren durchzog und Alles mit Jammer und Verheerung erfüllte, blieb auch Perchtoldsdorf nicht von dem allgemeinen traurigen Schicksale verschont und viele Personen wurden die Opfer dieser furchtbaren Seuche. Obgleich dieselbe nicht so schrecklich wie in Wien wüthete, was der Lage des Ortes wegen ganz natürlich ist, so ist es doch nur oberflächliche Forschung und Verwechslung mit späteren Daten, daß mehre, ja fast alle Schriftsteller, welche über die Schicksale des Marktes schrieben, behaupten, es sei derselbe 1679 ganz davon befreit geblieben. Glaubwürdige Tradition weiß sich noch viel von den Schrecknissen dieser Zeit zu erzählen und selbst die hübsch gearbeiteten Basreliefs an der Säule am Plage, deuten auf Schauderscenen jener Tage, die nimmermehr bloß allegorisch zu nehmen sind.

Das schrecklichste Loß traf den Ort jedoch im Jahre 1683, als sich die Türken zum zweitenmale mit einem furchtbaren Heere vor Wien einfanden und die Gegend umher verheerten. Diese Verheerungen, so wie die Katastrophe von Perchtoldsdorf sind bereits nach authentischen Quellen in dem Aufsatze: „Die Gräuel der Türkenzeit in Österreich“ I. Bd. S. 106 u. f. ausführlich erzählt, es erübrigt hier nur, jene lokalen Daten nachzutragen, die in jenem Aufsatze nicht füglich vorkommen konnten. Wie 1529 hatten sich die Bürger,

nebst vielen dahin geflüchteten Fremden, inner ihre Ringmauern zurückgezogen und die angemessensten Vertheidigungsmaßregeln getroffen. Den 9. Juli wurde auch der erste Anfall mit tapferer Hand zurück gewiesen. Damaliger Marktrichter war Adam Streninger, auch der Pfarrer mit einem Cooperator hatten sich der Gemeinde angeschlossen. Den 15. erschien eine bedeutendere Truppenabtheilung in dem Orte, die sogleich Brandkugeln und Pechkränze hinein schleuderte, wodurch an verschiedenen Orten Häuser in Brand geriethen. Die Bürgerschaft wagte zwar einen muthigen Ausfall, allein die kleine Schar, etwa 50 Mann stark, wurde von den Türken niedergemezelt und keiner kam mehr lebend zurück. Theils wegen der großen Übermacht der Feinde, theils wegen Mangel an Munition waren nun die Bürger gezwungen, den Ort gänzlich Preis zu geben und sich in die durch ihre starken Mauern wohl verwahrte Kirche und Thurm zurückzuziehen. Den 16. endlich erschien die große Türkenschar und nun erfolgten jene schaudervollen Begebenheiten, welche in dem erwähnten Aufsatze vollständig quellengetreu erzählt sind. Bei dem fürchterlichen Blutbade, welches auf das Zeichen des Pascha erfolgte, wurden über 3500 Personen niedergemezelt. Die im Thurme befindlichen Weiber und Kinder aber wurden nebst dem Pfarrer und seinem Cooperator in die Slaverei geschleppt und man hörte nie mehr etwas von ihnen. Ein einziger Mann kam nach etwa 15 Jahren wieder zurück. Da er jedoch in Folge der vielen erlittenen Mißhandlungen Gehör und Sprache verloren hatte, so konnte man nicht erfahren, auf welche Weise er sich selbst befreite, noch was aus den Übrigen geworden sei.

Die allgemeine Angabe, als hätten zwei Bürger ihr Leben dadurch gerettet, daß sie sich unter dem Kirchendache

verborgen hielten, entbehrt aller Wahrscheinlichkeit, indem die Türken die Kirche in Brand steckten. Freilich gelang es Dreien, der allgemeinen Verheerung zu entgehen, allein auf ganz andere Weise. Der Eine, mein eigener Urahn, Hans Schimmer, ein ehrsammer Schneidergeselle, flüchtete sich sichtlich noch vor Annäherung der Gefahr nach Mariazell, kam nach deren Entfernung zurück und starb 1720 als wohlbestallter Meister und Hausbesitzer Nr. 8. Der Zweite, ein Weinbauer, Jacob Holzer, hatte sich wahrscheinlich im ersten Tumulte glücklich ins Freie gerettet. Der Dritte, ein Weber, Balthasar Frank, soll sich in dem Brunnen der Thurmhalle versteckt und dann zur Nachtzeit davon gemacht haben. Authentisch beglaubigt sind jedoch nur die ersten zwei Angaben. Aus der oben angegebenen, urkundlich beglaubigten Zahl der Todten mag man leicht ermessen, daß sich auch viele Menschen aus andern Ortschaften hierher geflüchtet hatten, da die Einwohnerzahl des Marktes sich nie so hoch belief und überdies die in Slaverei Geschleppten noch eine bedeutende Mehrzahl bilden. Auch mochten sich mehre Vornehme darunter befinden haben, da man bei einer neueren Abgrabung des Kirchenhügels, woselbst die unglücklichen Opfer ihr Grab fanden, nebst vielen Geldstücken auch einige recht werthvolle goldene Ringe fand, deren einen, mit Email und einem kleinen Brillant geziert, ich selbst an Ort und Stelle der Ausgrabung an mich brachte und besitze. Zum Andenken dieser schaudervollen Begebenheit aber wurde, als die grausamen Feinde aus Oesterreich vertrieben waren, ein feierliches Seelenamt gestiftet, das jährlich den 17. Juli für die unglücklichen Opfer abgehalten wird.

Furchtbar verödet lag der Ort nach dem Abzuge der Türken da, Kirchen und Häuser lagen in Asche und fast alle

Einwohner waren ermordet oder in die Sklaverei geschleppt. So mußte man denn Fremdlinge zur Wiedererbauung und zur Bevölkerung des Marktes herbeirufen und unter Andern zog auch eine Colonie Steyermärker hieher, die sich hier festhaft machten und welche die Ahnherren der meisten heutigen Bewohner des Marktes sind. Kaum waren jedoch die Häuser nur etwas wieder aufgebaut, als man auch mit vereinten Kräften zur Herstellung der Gotteshäuser schritt. Die Pfarrkirche war bereits 1686 wieder in gutem Stande und in demselben Jahre schritt der Marktrath zur Ernennung eines neuen Pfarrers, da von dem vorigen sammt seinem Caplan keine Meldung mehr geschah. In den folgenden Jahren wurden auch die anderen zwei Kirchen wieder aufgebaut und so allmählig die Spuren der schrecklichen Verheerung verwischt. Im Jahre 1700 war auch der obere Theil des Rathhauses wieder hergestellt, das Archiv war durch seinen festen Bau glücklicher Weise verschont geblieben, und der damalige Marktrichter, Jacob Trinksfeld, ließ die unglückliche Katastrophe des Marktes durch ein Gemälde, welches die ganze breite Seite des sogenannten Partheizimmers einnimmt, darstellen und mit einer Erklärung versehen. In neuester Zeit wurde daselbe leider, nebst den höchstinteressanten Bildnissen der Marktrichter im Rathssaale, (von 1480 bis etwa 1750) durch eine ungeschickte Hand höchst unglücklich restaurirt und mit grellen Farbenklexen übertüncht.

Im Jahre 1713, in welchem die Pest abermals und zwar bis heute zum letztenmale Österreich verheerte, ging ihr fürchtbares Wüthen für Perchtoldsdorf zwar glücklich, aber keineswegs, wie es fast in allen geschichtlichen Werken heißt, ganz spurlos vorüber, denn nach urkundlichen Angaben wurden von ungefähr 1800 Bewohnern sechs das Opfer dieser Seuche. Sie begann daselbst den 13. August und endete den 19. Sep-

tember. Zugleich ersehen wir aus derselben Quelle, daß der Markt damals schon wieder 240 Häuser zählte. Zum Danke für die größtentheils glückliche Abwendung der beiden Pestseuchen errichteten die Bürger eine Säule zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit auf dem Plage, dem Rathhause gegenüber, eines der einfachsten, aber zierlichsten Denkmale dieser Art. Im Jahre 1711 ging von Berchtoldsdorf aus den 22. Juli die erste feierliche Frohnleichnamsp procession nach Maria-Zell ab und wird seit dieser Zeit alljährlich wiederholt. In den folgenden Zeiten hatte sich der Markt größerer Ruhe zu erfreuen und sein Schicksal ging mit jenem der Hauptstadt Hand in Hand.

Ein fürchterlicher Sturmwind, welcher den 9. November 1720 wüthete, richtete große Verheerungen an, besonders litt der große Thurm, der fast ganz abgedeckt wurde. Während des ersten Preußenkrieges hielten sich die gefangenen preussischen Generale Sinf, Wunsch und Nebentisch längere Zeit in Berchtoldsdorf auf.

Den 25. Juni 1749 brach ein fürchtbares Ungewitter über Berchtoldsdorf aus, wodurch nicht nur die meisten Weinpflanzungen durch den mit fürchterlicher Gewalt und in ungewöhnlicher Größe fallenden Hagel zerstört wurden, sondern auch die wild daher strömenden Bergwasser vielen Schaden verursachten.

Da die Wiederherstellung der Kirchen und die von Zeit zu Zeit nöthigen Reparaturen dem Markte große Summen gekostet hatten, und sich zu mehren Lasten, die er zu tragen hatte, auch um diese Zeit eine mangelhafte Administration gesellte, so gerieth die Bürgerschaft um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in bedeutende Verlegenheiten und sah sich gezwungen, schon 1756 mit den vorgeschriebenen Zahlungen zurückzubleiben. Nun wurde dem Markte allmählig das bisher ausgeübte Patronat lästlich. Der Rath legte daher in einem

Gesuche an den Landesfürsten das Bekenntniß ab, daß er nicht mehr im Stande sei, die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen und vereinigte die Bitte damit, ihn des bisherigen Patronatsrechtes zu entheben. Nach vielen gepflogenen Untersuchungen und Verhandlungen wurde endlich der Cardinal-Erzbischof von Wien, Graf Migazzi, von der Kaiserin Maria Theresia aufgefordert, die Pfarrherrschaft sammt den Gütern, jedoch unter den Bedingungen zu übernehmen, welche der Markt hätte erfüllen sollen. Er erklärte sich dazu bereit und sagt in seiner Übernahmsnote: „Nachdem der gütige Gott und die übergroße Milde Ihrer Majestät der Kaiserin mich mittelst des Bisthums Waigen in den Stand gesetzt hat, Gutes zu thun, so werde ich auch nicht entstehen, mein Möglichstes beizutragen, um die Seelsorge und den Unterricht in Perchtoldsdorf zu befördern.“ Der würdige Prälat blieb auch seinen Worten getreu und besonders setzte er sich durch den Bau des neuen Pfarrhofes, in welchem sich Größe und Bequemlichkeit vereinigt, ein bleibendes Denkmal. Fortan blieb die Pfarrkirche zu Perchtoldsdorf unter dem Patronate des jeweiligen Fürst-Erzbischofes von Wien.

Die Reformen Kaiser Joseph's hatten auch auf Perchtoldsdorf Einfluß. 1782 befahl der Kaiser, da drei Kirchen für den Umfang und die Bevölkerung des Ortes zu viel schienen, eine davon abzubrechen. Dieses Schicksal traf die Wallfahrtskirche zu St. Leonhard am Hügel gleichen Namens, die sofort abgetragen und demolirt wurde, so daß heutzutage kaum mehr der Platz zu unterscheiden ist, wo sie gestanden. Das Altarbild des heiligen Leonhard aber wurde in die Pfarrkirche auf den Seitenaltar rechts des Hochaltars übertragen, wohin noch alljährlich Wallfahrten Statt haben, jedoch nicht mehr in so großer Zahl und

mit so ganz eigenthümlichen Gepräge, wie es der Fall war, als die Leonhardskirche noch bestand. Denn damals wurden Herden von Hausthieren an dem Festtage des Heiligen auf den Berg getrieben und mit besonderen Ceremonien rings um die Kirche geführt. Auch wurde zu dieser Zeit die Einsiedlerklause nahe dieser Kirche aufgehoben und zu einem angenehmen Landhause verbaut. Noch besteht aber dabei die alte Kreuzcapelle, wo das Volk gerne seine Andacht verrichtet. 1783 wurden auch die Gränzen der Pfarre beschränkt, die Dörfer Rodaun, Kaltenleutgeben und Kalksburg, welche früher hier einverleibt waren, davon getrennt und erstere zu Localien, letzteres aber zur selbstständigen Pfarre erhoben. Noch ist zu erwähnen, daß der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts verstorbene Pfarrer Flessel testamentarisch dem Pfarrhose eine ansehnliche, noch daselbst befindliche Bibliothek hinterließ.

Im Jahre 1786 wurden die vier oben erwähnten Marktthore abgetragen. Zu beiden Seiten der Häuser, an welchen sie gestanden hatten, sieht man noch Spuren der einstmaligen Thorpfeiler und in der Wienergasse besagt auch eine Inschrift, daß hier einst ein Marktthor gestanden habe. 1791 wurde auch die Ringmauer um Kirche und Thurm, sammt mehren andern in der Nähe befindlichen alten Gebäuden, so z. B. die sogenannte alte Mefnerrei, die unmittelbar an den Thurm angebaut war, an welchem man auch noch heute ihre Spur sieht, abgebrochen und der Platz besser planirt, wodurch das Ganze zwar ein freundlicheres Ansehen erhielt, aber auch viele historische Erinnerungen verloren gegangen sind. Zugleich wurden die Fortificationsgründe, welche sich hinter der Kirche weg bis gegen die Hochstraße zogen, an die Hausbesitzer zu Gartengründen vertheilt. Am Plage, der Drei-

faltigkeitssäule gegenüber, stand bis 1838 ein alterthümliches, der Marktgemeinde gehöriges Gebäude, die Zeche genannt, in welchem vor Einführung der Normalschulen in Oesterreich Schule gehalten wurde und welche auch der Schauplatz einer durch viele Jahre daselbst abgehaltenen Vorstellung von geistlichen Comödien, durch die Bürger selbst vorgestellt, war, deren naive, aber oft nicht unpoetische Dichtungen gewöhnlich auch von begabteren Mitgliedern der Gemeinde herrührten. Dieses Schauspiel währte, aus dem 17. Jahrhundert stammend, etwa bis 1780. Endlich befanden sich in dieser alten Zeche noch Beamtenwohnungen, Gewerbsläden, ein Bierhaus und große Keller. 1837 wurde das alte Gebäude abgebrochen und an dessen Stelle das jetzige ziemlich weitläufige und elegante Kammeramtsgebäude hergestellt, das ein großes Gasthaus mit schönem Tanzsaal, dann mehre Laden und Wohnungen enthält, welche sämtliche Localitäten zum Besten des Kammeramtes verpachtet, letztere auch zu Offizierswohnungen des hier garnisonirenden Militäres verwendet werden, indem die um 1785 in der Wienergasse erbaute Caserne zu wenig geräumig dazu ist. Endlich bestehen hier auch einige Freihöfe, von denen der ehemals sogenannte Knappenhof, von welchem früher die Wienergasse den Namen Knappenstraße führte, dann der Eisenbeckhof, ebenfalls in der Wienergasse, die vorzüglichsten sind. In ersteren kam 1795 eine noch bestehende Kattun-Druckfabrik, in letzteren wurde 1840 die Schwimm- und Kaltbadeanstalt eingeführt.

Zur Zeit der ersten Gefahr einer französischen Invasion, 1797, machte sich auch der Markt sehr durch ein zahlreiches Aufgebot um den Staat verdient, und der damalige Bürgermeister, Joseph Schimmer, erhielt für sein eifriges Wirken dabei die große silberne Aufgebots-Medaille. Auch besitzt

der Markt von dieser Zeit her eine eigene Aufgebothsfahne. Bei der ersten großen französischen Invasion 1805 hatte der Markt durch das kluge Benehmen des damaligen, überhaupt höchst verdienstvollen Bürgermeisters, Andreas Gißl, weniger zu leiden, als andere Ortschaften, welche weiter von der Hauptstadt entfernt und nicht so gut überwacht waren. Doch traf ihn auch eine bedeutende Contribution. 1809 litt Perchtoldsdorf besonders durch lange Einquartirung der Franzosen.

Den 24. September 1811 drohte dem Markte ein großes Unglück. Abends gegen acht Uhr kam in der hiesigen bürgerlichen Schießstätte, welche sich links neben der Kirche, etwas zurück, befand, aus unbekannter Ursache Feuer aus und da das Gebäude größtentheils aus Holz erbaut war, so stand es bald in vollen Flammen. Überdies befanden sich daselbst eine große Anzahl (über 300) alte, größtentheils in Öl gemalte Scheiben, große Zughirsche u., die den Flammen willkommene Nahrung boten. Ungeachtet aber das Feuer trotz der größten Anstrengungen die ganze Nacht durch währte und zugleich ein starker (zum Glück jedoch Südost-) Wind ging, so verbreitete sich der Brand doch nicht weiter, was man hauptsächlich dem Gemäuer der alten Feste hinter der Kirche zu danken hatte, die sich dem Weiterdringen desselben wirksam entgegen setzte. Doch flogen die ganze Nacht eine Anzahl Funken und feuriger Brände umher auf die Dächer und erforderten die größte Vorsicht. Wäre das alte Mauerwerk nicht gewesen oder hätte der gewöhnlichere Nordwestwind geweht, so konnte der ganze Markt den Flammen zum Raube werden.

In neuerer und neuester Zeit fielen in Perchtoldsdorf keine besonderen Ereignisse vor, die nicht auch andere Orte gemein mit demselben gehabt hätten, so z. B. die Errichtung eines Brauhauses, einer Kaltbade-Anstalt u.

Als eine besondere Eigenthümlichkeit muß noch angeführt

werden, daß der Ort das ausschließende Recht besitzt, die Frohnleichnam=Procession den 3. Sonntag nach Pfingsten abzuhalten, ein altes Vorrecht, welches schon Pappst Nikolaus V. um 1450 dem Markte verliehen haben soll. Indessen ist gewiß, daß in früherer Zeit zur größeren Verherrlichung dieses Festes an verschiedenen Orten die Processionen an den Sonntagen nach Frohnleichnam und zwar bis zu dem vierten Sonntag nach Pfingsten abgehalten wurden, so daß die benachbarte Geistlichkeit sich wechselweise ausbelfen konnte. Kaiser Joseph II., dem es um Vereinfachung alles Ceremoniellen zu thun war, befahl, daß alle Processionen am Frohnleichnamstage abgehalten werden sollten. In der Folge aber wußten einzelne Gemeinden die verschiedenen Rücksichten, welche mit dieser Feier verbunden sind, so eindringlich vorzustellen, daß mehre derselben die Erlaubniß erhielten, die Procession wieder am Sonntag nach Frohnleichnam abzuhalten und dem Markte Perchtoldsdorf wurde sogar die alte Begünstigung wieder eingeräumt, dieselbe auf den zweiten Sonntag nach diesem Feste verlegen zu dürfen.

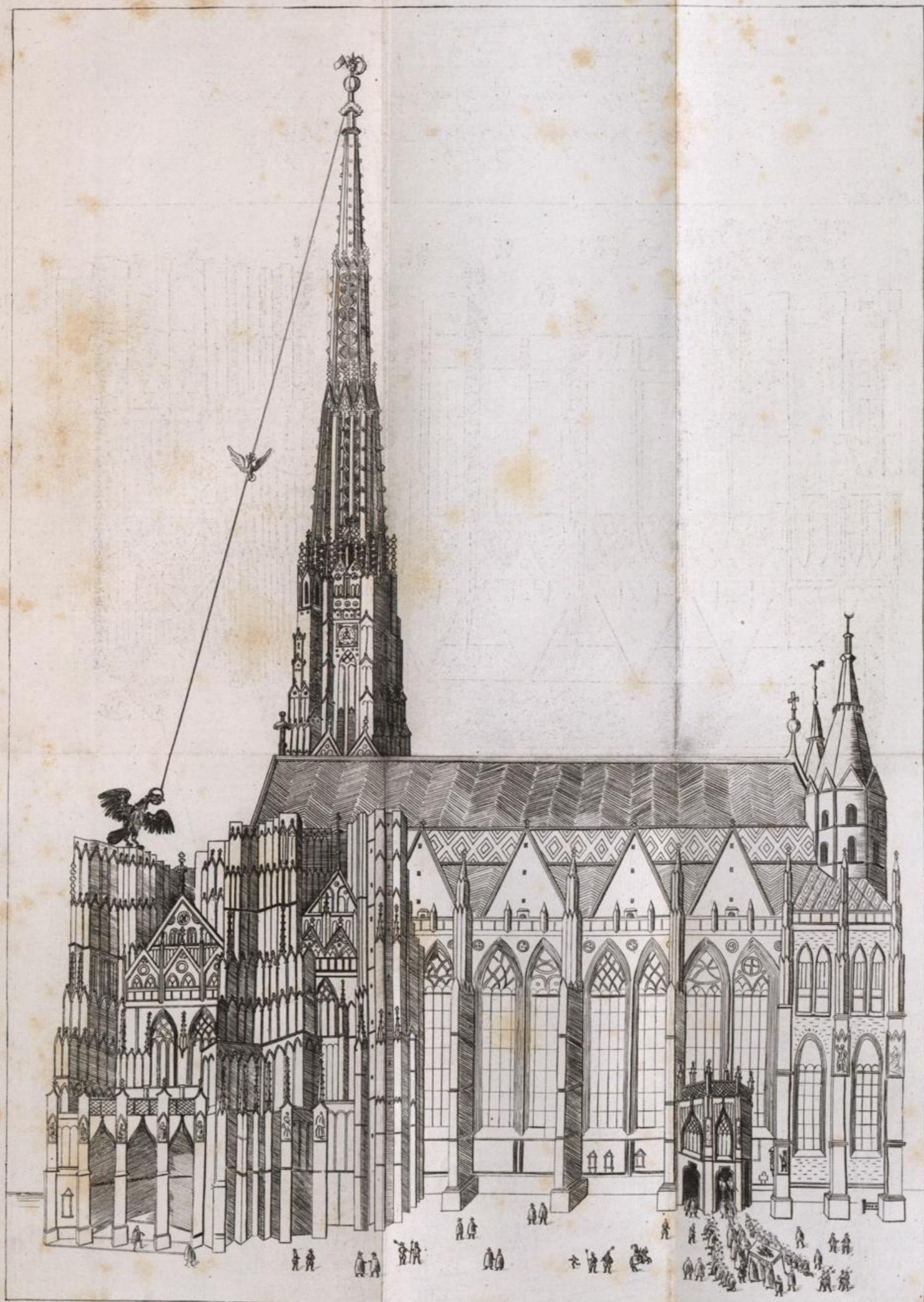
Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß auch selbst in Wien vor Kaiser Joseph die Frohnleichnam=Processionen in den verschiedenen Kirchen und Klöstern an verschiedenen Tagen abgehalten wurden. Diese Feierlichkeiten dauerten gerade eine Octave und fanden folgender Weise statt: Am Frohnleichnamstage selbst bei St. Stephan, wobei auch der kaiserliche Hof zugegen war. Den folgenden Tag bei den Minoriten. Am zweiten Tage darauf, Samstag, in der Heiligengeistkirche im Bürgerhospital. Am folgenden Sonntag bei den Dominikanern. Montag bei den Schotten. Dinstag bei den Franziskanern, wobei auch zuweilen der Hof erschien. Mittwoch war der sogenannte spanische Umgang und zwar sowohl Vor- als Nachmittags, in der Alfer- und Währingergasse, woran

auch die damaligen Pauliner von Hernal's Theil nahmen. Am Donnerstag endlich wurde die letzte feierliche Procession, ebenfalls von St. Stephan ausgehend, durch die halbe Stadt abgehalten, und auch dieser wohnte der kaiserliche Hof bei. Den nächsten Sonntag, als dem dritten nach Pfingsten, wohnte der kaiserliche Hof noch der Frohnleichnam's-Procession zu Laxenburg bei.

Um mit der Geschichte Perchtoldsdorf zu schließen, so besitzt der Markt seit 1788 einen organisirten Magistrat mit einem Bürgermeister und drei bürgerlichen Rätthen, welscher ersterer auf Lebenszeit, letztere hingegen nur auf die Zeit von vier Jahren von der Bürgerschaft gewählt werden. Die Leitung der juridischen Geschäfte besorgt ein vom Markte besoldeter, vom Magistrate gewählter Syndicus, welcher auch erster Magistratsrath ist. Sämmtliche Wahlen bedürfen der Bestätigung der Landesregierung.

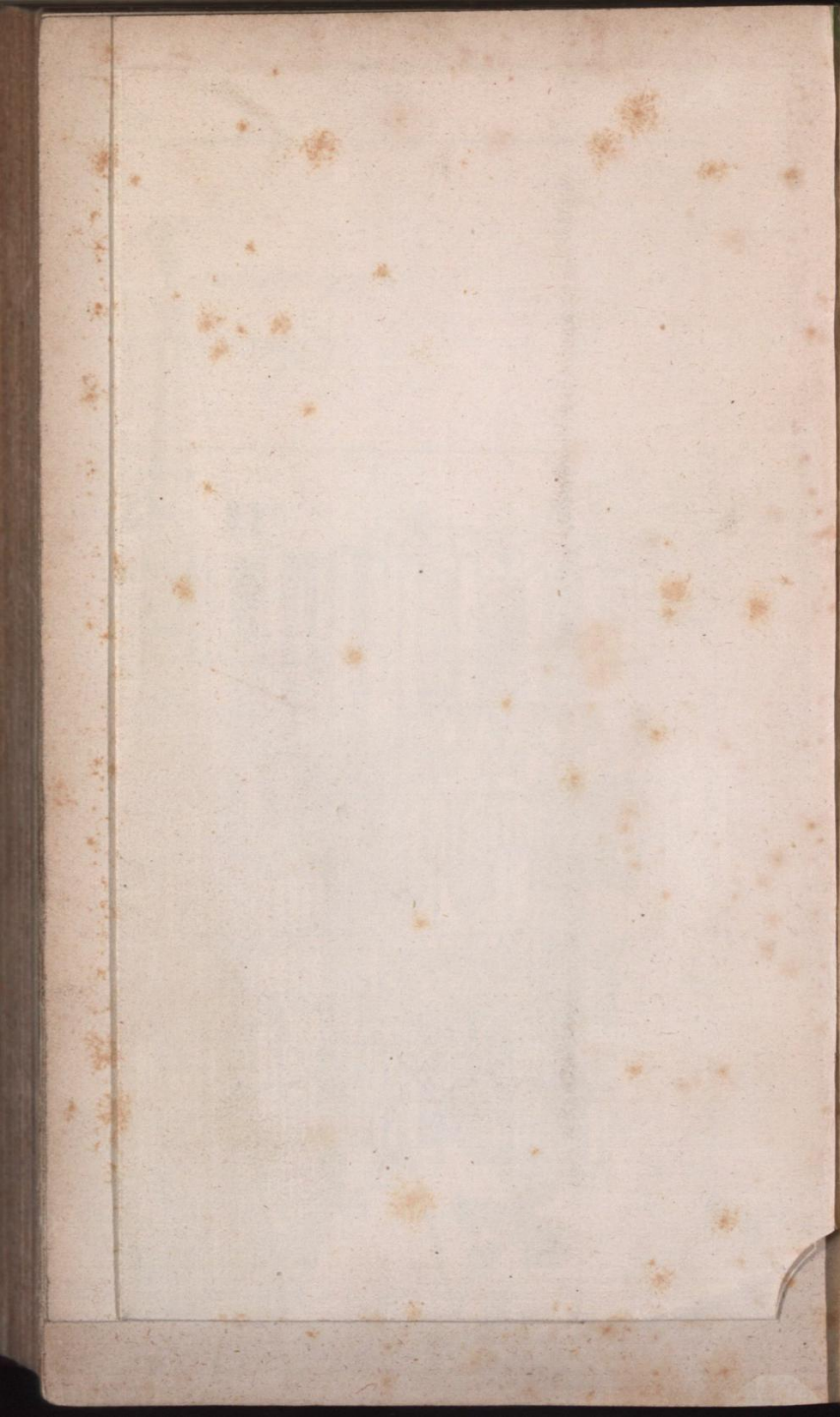
### Druckverbesserungen.

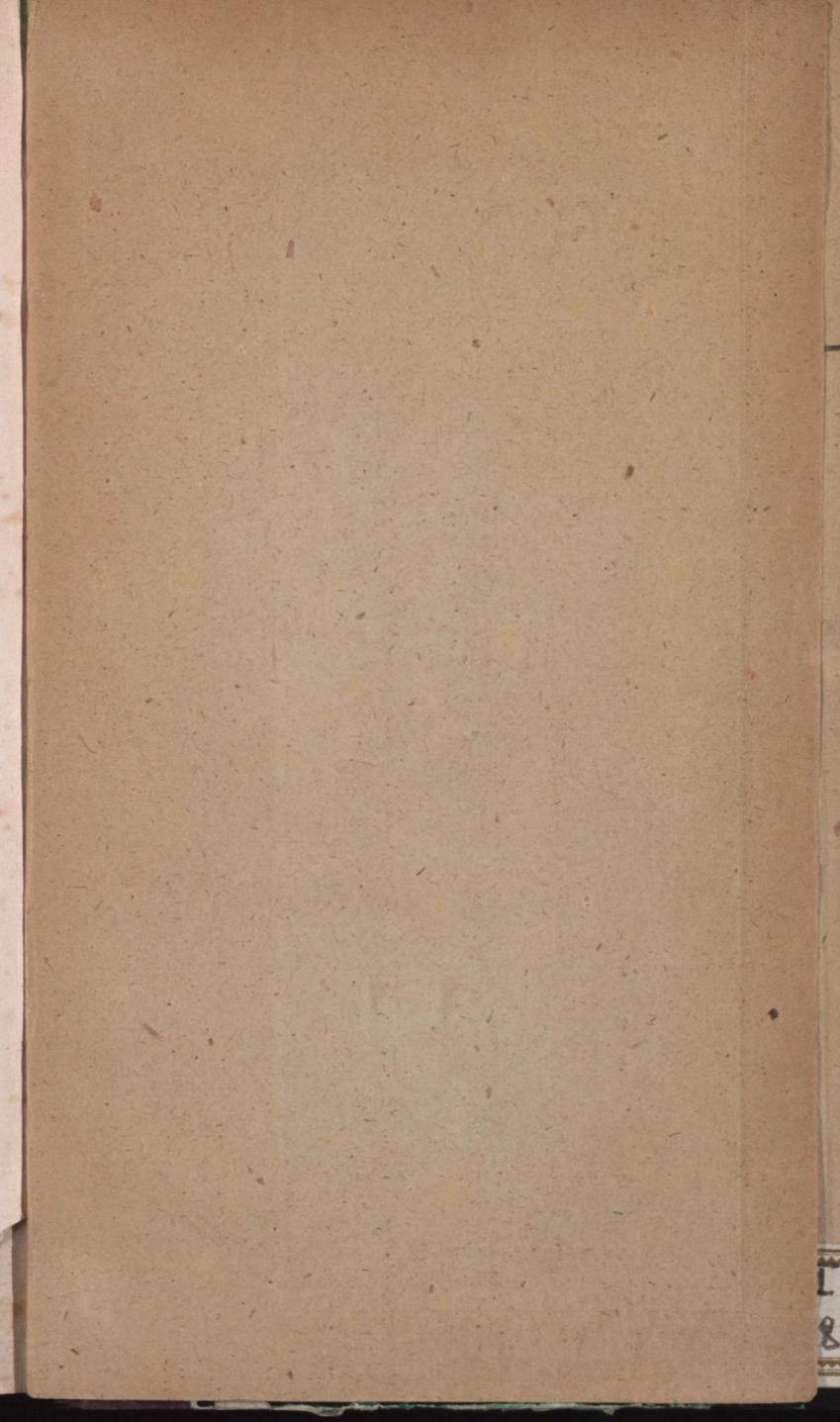
- S. 18 in der Note statt: Wallach, lies: Wallich.  
 » 60 » » st. 1973, L. 1073.  
 » 93 Z. 13 v. u. st. Stubenbastei l. Kärnthnerbastei.  
 Nach S. 198 st. 191, l. 199.  
 S. 240 Z. 1 v. u. nach besuchte der, fehlt: Papst.  
 » 264 Z. 10 v. o. st. Zelmira, l. Zelmira.  
 » 272 Z. 6 v. o. st. wurde, l. diese Behauptung.  
 » 284 Z. 1 v. u. st. Kärthnerstraße, l. Kärnthnerstraße.  
 » 427 Z. 17 v. u. st. aegrotnatium, l. aegrotantium.  
 » 432 Z. 13 v. u. st. Cabcicular, l. Cubicular.  
 ibid. Z. 7 v. u. st. eoram, l. eorum.  
 » 433 Z. 1 v. o. st. VI., l. IV.  
 ibid. Z. 1 v. u. st. Dypatawiz, l. Dypatowiz.  
 » 457 Z. 8 v. o. st. Wartislau l. Bratislau.  
 » 460 Z. 11 v. o. bleibt auch weg.  
 » 475 Z. 10 v. u. st. welcher l. welche.  
 » 481 Z. 7 v. u. st. sogar l. so gar.

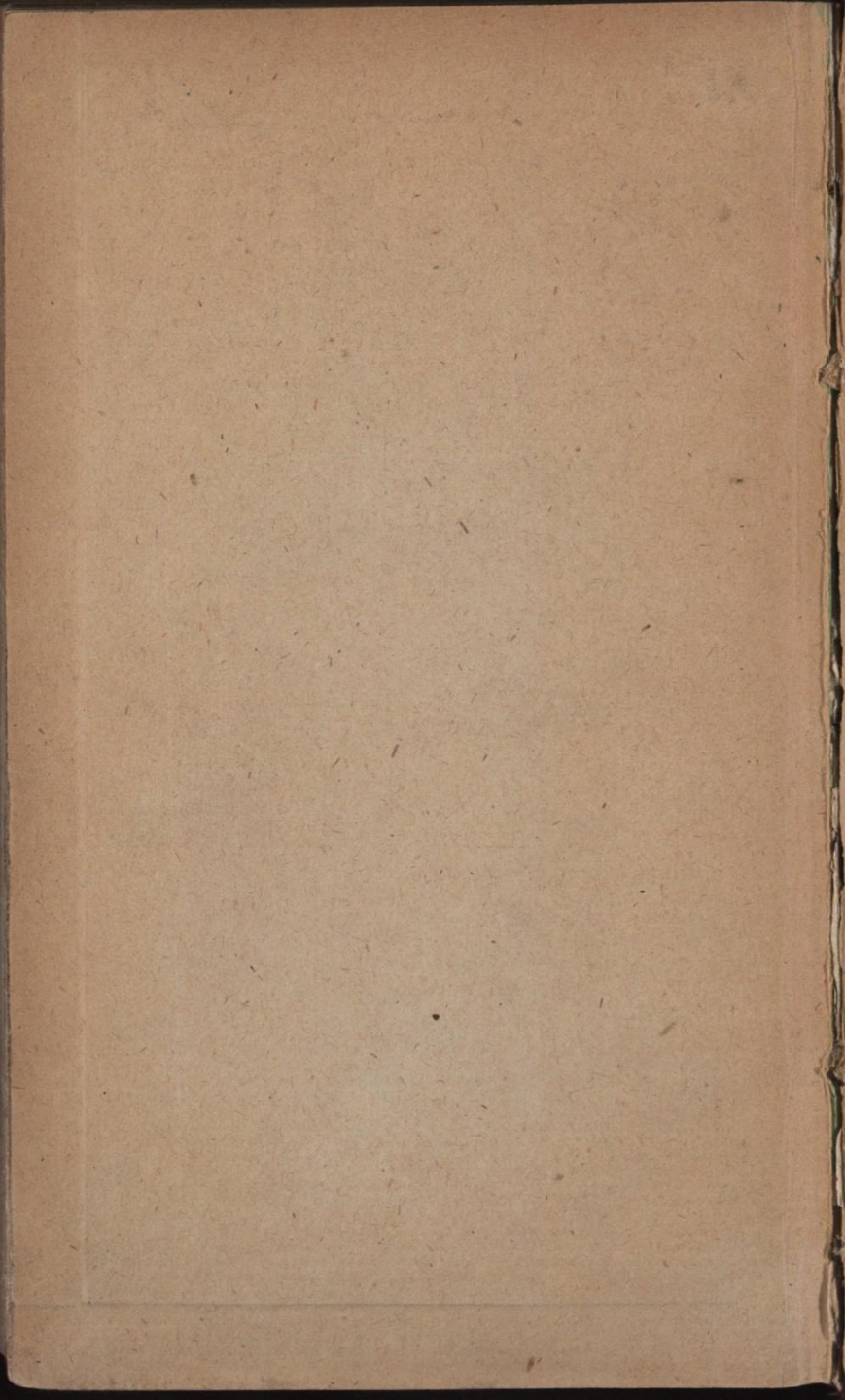


O. Fr. v. Byb.

*Ansicht der St. Stephanenkirche  
nach einem Holzschnitt vom Jahre 1563.*







~~117~~  
~~230~~  
~~1~~  
~~18~~

VII  
218

